F
1215
.P85

Class F1215
Book .P85

Louis Posselt's

Kreuz- und Querzüge

durch Mexiko

und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Nach Tagebuchaufzeichnungen

bearbeitet von

Felix Maurer.

LIBRARY OF CONGRESS

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1882.

9-9-8-

Alle Rechte vorbehalten.

F1216
.P85

2-4859

Meiner lieben Frau

zur Erinnerung an ihren Bruder

zugeeignet.

Der Herausgeber.

Vorwort.

Der Reisende, dessen Erlebnisse und Beobachtungen ich hier einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen unternommen habe, war der im Sommer 1880 verstorbene Professor der Chemie, Dr. **Louis Posselt** von Heidelberg, welcher, nachdem er während einer Reihe von Jahren an dortiger Hochschule im Laboratorium und auf dem Katheder sein Können und Wissen verwerthet hatte, mit längerem Urlaub eine Reise nach dem Lande Mexiko antrat, um einem längst gehegten Herzenswunsche, auch ein Stück überseeischen Landes und insbesondere die mexikanischen Minendistrikte kennen zu lernen, Genüge zu verschaffen. Aus einem oder zwei Jahren, die ursprünglich dafür in Aussicht genommen waren, ist ein volles Jahrzehnt geworden und an das Studium der mexikanischen Minenverhältnisse hat sich ein Besuch verschiedener Grubenreviere in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika angereiht. Was der Mann in den von Europäern damals noch kaum betretenen Gegenden erschaut und über Land und Leute beobachtet,

welche Eindrücke er dabei empfangen hat, darüber geben jetzt, nachdem er aus dem Leben geschieden ist, nur noch die tagebuchartigen Aufzeichnungen Aufschluß, die in seinen Briefen an Mutter und Geschwister aus jener Lebensperiode eingestreut sich finden, da ihn leider andauerndes körperliches Leiden, zu welchem die mit jenem Wanderleben verbundenen Entbehrungen und Strapazen den Keim in ihn gelegt hatten, nicht dazu hat kommen lassen, seine Wahrnehmungen wissenschaftlich zu bearbeiten, wie es früher seine Absicht gewesen. Wenn ich nun, als Schwager des Verstorbenen, versucht habe, nachträglich dasjenige, was von allgemein Interessantem in jenen Briefen sporadisch enthalten ist, zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verarbeiten, so bin ich dabei in erster Linie von dem Wunsche beseelt gewesen, mit dieser Arbeit den zahlreichen Verwandten, Freunden und Bekannten des Verblichenen ein bleibendes Zeichen der Erinnerung an den schmerzlich Vermißten zu bieten, zugleich aber auch von der Überzeugung geleitet worden, allen Denjenigen, welche an schlichter, gemüthlicher Reiseliteratur Gefallen finden, eine belehrend-unterhaltende Lektüre an die Hand zu geben. Wen sollte es nicht interessiren, auch heute erst zu erfahren, zu welchem Bilde jene abgelegenen Ländergebiete, von denen wir bis zur Stunde so gut wie Nichts wissen, vor einer kurzen Spanne Zeit sich im Auge eines sinnigen und aufmerksamen Beobachters gestaltet haben? Und ist es nicht von Werth, über Zustände und Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, die inzwischen eine mehr oder minder wesent-

liche Veränderung erlitten haben mögen, belehrt zu werden, wie sie früher gewesen?

Selbst die wenigen rein fachwissenschaftlichen Ausführungen, die hier Aufnahme gefunden haben, dürften für den, der sie nicht ohnehin überschlägt, auch wo sie von der Zeit überholt sind, nicht ganz bedeutungslos sein.

Was die Form betrifft, in welche der gegebene Stoff verarbeitet werden konnte, so schien mir die der „Reisebriefe" die angemessenste zu sein, weil durch sie am ehesten zu erreichen war, das, was die Bearbeitung zu der ursprünglichen Darstellung hinzugethan oder davon hinweggenommen hat, nicht erkennen zu lassen und so der Reproduction die Wirkung des unmittelbar Erlebten oder Empfundenen möglichst ungeschwächt zu erhalten. Sollte es mir gelungen sein, mit vorliegender Bearbeitung diesen Eindruck hervorzurufen und dadurch zugleich den, der das Buch in die Hand nimmt, für einige Stunden angenehm zu fesseln, so hätte ich erlangt, was ich erstrebt habe.

Ein von L. Posselt selbst während seines Aufenthaltes in Nord-Amerika verfaßter und s. Z. im „Neuen Jahrbuch für Mineralogie etc." von K. C. v. Leonhard und H. G. Bronn erschienener Aufsatz über „die Kupferdistrikte des Obersee's Lake Superior" ist im VII Abschnitt entsprechenden Ortes (S. 234–246) in den Text wörtlich eingeschaltet.

Karlsruhe.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite.

Vorwort V

I. Einleitung. Von London nach Matamoros 1

II. Matamoros. Auf dem Rio grande. Durch die Vorläufer der Sierra Madre über Monte Rey nach Saltillo 47

III. Saltillo. Über die Hochebene nach Zacatecas. Der Silberscheider auf der Hacienda. Ein Ritt nach den Salpeterhöhlen im Schluchtengebirge der Sierra Madre. Xeres . 95

IV. Hacienda de campo El Carro. Die Silberminen de los Angeles. Salinas al Penno blanco. Der Grubendistrikt von Guatorze. Brownsville. 140

V. Durch die Sierra Madre nach San Luis Potosi. Eine mexikanische Einrichtung. Doctor und Apotheker in Matamoros 172

VI. Auf der Mine Jesus Maria. Im Druggstore zu New-Orleans. Die Stadt und ihre Bewohner. Eine Dampfbootfahrt auf dem Mississippi und Ohio. Auf der Mine Mc. Culloch 198

VII. Ein Ausflug an die Seen der Ver. Staaten. Noch einmal auf der Mine Jesus Maria. Abschied von Mexiko . . . 229

„Ein' festen Sitz hab' ich veracht't,
Fuhr unstät durch's Revier,
Da fand ich sonder Vorbedacht
Ein lobesam Quartier.

Doch wie ich in der Ruhe Schooß
Sänftlich zu sitzen wähn',
Da bricht ein Donnerwetter los,
Muß wieder wandern geh'n.

Alljahr wächst eine and're Pflanz'
Im Garten als vorher;
Das Leben wär' ein Narrentanz,
Wenn's nicht so ernsthaft wär'!"

J. V. von Scheffel. Der Trompeter von Säckingen.
Lied XI Jung Werner's.

I.

Einleitung.

Von London nach Matamoros.

An Bord des Severn.

Endlich rückte der Tag der Abreise heran. Wir verließen London Samstag den 31. März 18 . . und fuhren per Bahn nach Southampton; drei Stunden brauchte es, bis wir dahin gelangten. Der Weg führt durch ebene, theilweise hügelige Gegend, welche parkartig bald mit Ackerfeld, bald mit Rasen und Wald, einzelnen Häusern oder kleinen Dörfern mit Strohdächern abwechselt; dann und wann auch an einer größeren Stadt vorüber. In unserem Wagen saß ein Greis, der uns erzählte, daß er 72 Jahre Seemann sei; mit fünf Jahren ging er zur See, nun ist er Admiral; er kommt von der Königin, die er um den Befehl der Stillen-Ocean-Station gebeten hatte.

Am 2. April sagten wir Europa Lebewohl. Der Severn, auf den schon vorher unsere Sachen verbracht worden waren, hatte einige Meilen vom Ufer entfernt an tieferer Stelle der Bucht sich vor Anker gelegt, um dort

seine Passagiere zu erwarten. Ein kleines Dampfboot führte uns gegen Mittag beim ärgsten Regen vom Lande zu Bord. Der erste Eindruck, den der Severn auf mich machte, war großartig. Der kleine Dampfer, der uns herüber brachte, lag wie ein winziges Boot neben dem Riesenschiff. Bei einer Länge von 250 Fuß, einer Breite von 40 Fuß und einem Tiefgange von 18 Fuß überragt er die Oberfläche des Wassers wohl noch um 20 Fuß; er hat 500 Tonnen Kohlen an Bord, die Tonne zu 20 Ctr.; wenn die Maschine mit voller Kraft geht, gebraucht sie täglich 800 Ctr. Kohlen. An beiden Seiten seines imposanten Deckes sind wie bei den Flußdampfern die Radkästen. Als Decke derselben sind zwei Boote angebracht, die im Falle des Schiffbruches als Nothbehelfe dienen; jedes derselben kann, wenn es sein muß, 40—50 Personen fassen. Innerhalb der Radkästen sind die Schweineställe, neben den ersteren an ihrer dem Schiffsdeck zugewandten Seite Schaaf- und Hühnerställe. Weiter nach vorne hängen vier riesige Anker an der äußeren Seite des Schiffes und in der Mitte des Deckes erheben sich ein thurmartiger Rauchfang und drei haushohe Mastbäume, an denen bei etwas günstigem Wind ein Wald von Segeln angebracht wird. Hinten zu beiden Seiten des Steuers sind zwei Kompasse, ein dritter größerer vor dem Steuer. Letzteres wird bei stürmischem Wetter von vier kräftigen Matrosen regiert, sonst von einem oder zweien. Eine Treppe von zehn Stufen führt in das Innere. Hier sind die Cajüten für die Passagiere, etwa

60—80 an der Zahl, jede für zwei Personen bestimmt. Ein großer Theil dieses (Zwischen-) Decks ist von der Maschine in Beschlag genommen, ein anderer von dem Rindviehstall und einem Platz zum Schlachten, wieder ein anderer von der Küche und den Officierscajüten; ganz vorne sind die Hängematten der Matrosen dicht gedrängt aufgehängt. Ein Stockwerk weiter unten ist im hinteren Theil die große Cajüte, die als Speisesaal, Aufenthaltsort der Passagiere etc. dient; sie nimmt ein Drittheil der Länge des Schiffes ein, hat reichlich Mannshöhe und es können zur Noth 120 Personen darin speisen. Zu ihren beiden Seiten befinden sich wieder Passagiercajüten; ferner eben solche, sowie die Cajüten für die verschiedenen Schiffsbeamten, im vorderen Theil dieses Deckes; in der Mitte, wie bemerkt, die Maschine. Unter dieser Abtheilung endlich ist der Packraum, ganz unten der Raum für die Kohlen, für Ballast u. A.

Die Schiffsmannschaft incl. Officiere, Köche etc. mag sich auf 90 Köpfe belaufen; Passagiere sind es etwa 40, meist Engländer, Franzosen und Spanier, darunter fünf Damen und einige theilweise sehr kleine Kinder; außer meinem Freunde U. und mir noch ein Deutscher, ein Württemberger.

Was die Kost anlangt, so steht dieselbe in sehr erfreulichem Gegensatz zu dem, was man gewöhnlich unter Schiffskost versteht. Wenn Du Lust hast, erhältst Du des Morgens 7 Uhr eine Tasse schwarzen Kaffee in's Bett gebracht (natürlich habe ich dies abgelehnt!); um 8 Uhr

erstes Frühstück bestehend aus Thee oder Kaffee, Butterbrod, kaltem Fleisch, eingesalzenem Fisch oder Käse; um 12 Uhr Déjeuner à la fourchette oder richtiger luncheon, ebenfalls sehr substantiös: kaltes und warmes Fleisch, Butter, Käse, Bier oder Wein; um 4 Uhr Dinner: Suppe, Fleischwerk aller Art, süße Speise — Plumbpudding, Apfel- oder Rhabarber-Torte, letztere von säuerlich angenehmem Geschmack, aus den jungen Schößlingen des Rhabarber bereitet —; dann Käse und Obst. Endlich um 8 Uhr Thee mit Butterbrod und, wer mag, vor dem Schlafengehen ein Grogg. Du siehst, wir verhungern nicht.

Gegen 4 Uhr lichteten wir die Anker und das Schiff setzte sich in Bewegung. Wir erreichten noch vor Nacht die Meerenge zwischen England und der Insel Wight. Die Ufer bieten hier wenig Interessantes, da sie flach sind. Morgens hatten wir nur noch zur Rechten ferne Küsten von England, Cornwallis, in Sicht, die wir auch erst gegen Abend verloren. Das Meer war ruhig. Anders wurde es den folgenden Morgen: es erhob sich ein starker Gegenwind, der sich orkanartig steigerte und zunehmend sechs Tage andauerte. Das liest sich leicht „sechs Tage Sturm", aber es erlebt sich schwer. Das Deck ist in solch' krampfhafter Bewegung, daß an ein Stehen, ohne sich festzuhalten, nicht zu denken ist. Stehst Du hinten am Steuer, so ist in einer Minute 3—4mal das Bugspriet haushoch über Dir und es bildet sich ein aufwärts steigender steiler Wall, dann wieder ebenso oft ein steil

abschießender Abgrund, so daß Du fürchtest, beim Ausgleiten, der Länge des Schiffes nach in die See zu stürzen; gleicher Art ist die Bewegung seitlich. So bildet also das Schiff einen nach allen Seiten hin gähnenden, jeden Augenblick die Richtung wechselnden Abgrund. Es schwindelt Dir der Kopf und Du kannst es im Anfang nicht aushalten, Du flüchtest in's Innere des Schiffes und — kommst vom Regen in die Traufe. Ohnedies zum Übelsein gereizt, tritt Dir hier eine durch das Schließen aller Luftlöcher, durch die Maschine, das Fett der Küche, die Ausdünstung der Menschen und Thiere etc. verdorbene Luft entgegen, die Dein Nervensystem höchst unangenehm berührt. Das unheimliche Geächze, Krachen und Stöhnen des durch die stürmischen Wogen gemarterten Schiffes wird Deiner nun schon angegriffenen Natur auf die Dauer unerträglich. Alles tanzt um Dich her; Stühle fallen um; was nicht niet- und nagelfest ist, fährt im Schiffe umher; kein fester Punkt, auf dem Dein müdes Auge ausruhen könnte. Kommen die Speisen auf den Tisch, so ist ihr Geruch, sonst so lockend, ekelerregend; nur der freundliche Wein stößt Dich nicht ab, er wird Dir zum wahren Labsal. Du rettest Dich endlich aus all' dem Getöse in Dein Bett und hoffst hier auf Ruhe. Vergebliche Hoffnung! bald sind Deine Füße oben, bald Dein Kopf, bald die rechte, bald die linke Seite, die Maschine braust, die Wellen schlagen mit Ungestüm an die Wandungen des Schiffes; derselbe Höllenlärm, an Schlaf nicht zu denken. Ist es ein Wunder, wenn man seekrank wird? Und doch ward

ich es nicht; mein Kopf nur litt unter den ungewohnten Angriffen. Unser landsmännischer Reisegefährte wurde stärker mitgenommen, wie er überhaupt eine höchst komische Figur macht; der gute, dicke, gemüthliche Schwabe, plötzlich in fremdes Land, fremde Sitten, fremde Sprache und Umgebung hineingerissen, weiß sich nicht zurechtzufinden. Ob seine ungelenke Zunge sich jemals Englisch oder Spanisch wird aneignen können, bezweifle ich sehr; bis jetzt fielen alle Versuche höchst unglücklich aus. Mit offenem Munde und starrem Blick sitzt er da, das aufgeschlagene Buch vor sich, vergeblich bemüht, seinen ungehorsamen Lippen einen englischen Laut abzuzwingen. Er ist ein Träumer, dessen Gedankenleben sich offenbar nicht vom heimischen Boden loszureißen vermag. Oft, wenn er sich unbeachtet glaubt, redet er halblaut mit sich selber und zwar dann — wie wenn er an den, seinem Ohre so verhaßten fremden Sprachlauten sich rächen wollte — in urschwäbischem Dialekt. „'s ischt währle a Narreſtroich g'we', daß i vo derhoim fort bi', 's hot's mi Niemerts g'hoißе!" oder „Noi', länger halt i's so net aus!" Mit solchen und ähnlichen patriotischen Exclamationen sucht er seinem gepreßten Herzen Luft zu schaffen. Der arme Schelm! Was er eigentlich seines Handwerks ist, haben wir noch nicht erkundet; zum Weltumsegler aber wird er's schwerlich bringen.

Jetzt endlich ist die See ruhig, der Wind gut und Alles athmet wieder auf. Alle Lucken werden geöffnet, balsamisch strömt laue Luft zu allen Seiten herein, Alles

wird mit seemännischer Peinlichkeit gereinigt; das schwache Schwanken des Schiffes fühlt sich nicht im Geringsten mehr; man spaziert auf Deck auf und ab, singt, spielt; kurz man amüsirt sich wie es eben geht, man ist wieder Mensch. Auch die schönere Hälfte der Passagiere, die bisher unsichtbar war, schlüpfte aus ihrem Versteck hervor und erholte sich an freier Luft auf dem Deck.

Doch dieses Behagen sollte nicht lange währen. Nach einem oder zwei Tagen überzieht sich der Himmel, es fängt an zu regnen und jetzt, wo ich schreibe — 13. April —, haben wir wieder heftigen Südwestwind, der das Meer von Neuem bedeutend aufregt; das Schiff rollt wieder gewaltig. Indessen habe ich mich nun schon so daran gewöhnt, daß das Schreiben mir keine sonderliche Mühe macht. So lange wir noch in der Nähe der englischen Küste waren, sahen wir eine Menge Segelschiffe theils in der Ferne theils in der Nähe kreuzen, was einen überaus schönen Anblick gewährt; seit wir auf hoher See sind, ist es ein Phänomen, wenn uns ein Schiff begegnet. Vor drei Tagen kamen wir an den Azoren vorüber, doch konnte ich selbst mit dem Fernrohr Nichts von ihnen gewahren; allein der Kapitän und die Seeleute, sowie viele Passagiere behaupteten sie zu sehen und so glaubte ich es denn. Seitdem wir in wärmeren Breitegraden sind — wir merken trotz des starken Windes und der regnerischen Luft bedeutend genug die Wärmezunahme — haben wir allabendlich ein schönes Schauspiel: es ist das Leuchten des Meeres. Die ruhige See leuchtet nicht,

wohl aber die bewegte. Die Wellen des Meeres, welche von den Schaufeln der Räder durchgepeitscht werden oder die der vordere Theil des Schiffes durchschneidet, oder die Kämme der Wellen, sind leuchtend und zwar auf zweierlei Art. Einmal leuchtet die ganze bewegte Wassermasse mit jenem milden silberweißen Licht, etwa wie wenn der Mond auf Wasser scheint; dann wieder tauchen hunderte durch einander tanzender sehr hell leuchtender Sterne auf, die entstehen und verschwinden.

Von lebenden Wesen sieht man wenige auf hoher See; alle paar Tage streckt einmal irgend ein riesiger Fisch seine Schnauze über den Meeresspiegel, indem er mit brausendem Ungestüm die Wogen theilt, und begleitet das Schiff auf kurze Zeit; oder man sieht auch wohl ein schön gefärbtes Mollusk am Schiff vorübertreiben, aber selten. Auch die Vögel sind verschwunden. An den ersten Sturmtagen begleiteten uns fünf Taucher von der Größe einer Taube, von weißer Farbe; es ist unbegreiflich, wie diese Vögel, Tag und Nacht viele hundert Meilen weit gegen den Sturm ankämpfend und nur von Zeit zu Zeit kurz auf dem Wasser ruhend, oder ihre spärliche Nahrung im Fluge aus dem Wasser haschend, unermüdlich ausharren. Sobald schönes Wetter eintrat, verließen sie uns.

Die durch starken Gegenwind verlangsamte Überfahrt kommt meinen Sprachstudien zu gut; Deutsch, Englisch, Französisch und Spanisch das sind die Zungen, die ich jetzt rede: Du kannst Dir denken, daß da manchmal

so Etwas von babylonischer Verwirrung in meinem Kopfe entsteht. Gestern trieb eine Masse gelbgefärbtes Seegras auf dem Meere, es stammt vom Golfstrom, in dessen Nähe wir nun nach und nach kommen.

Am 20. Morgens 4 Uhr befand ich mich bereits auf Deck, um den Bermuden meinen Gruß zu senden. Im Dämmerlicht sahen wir die niederen Küsten dieser Inseln vor uns liegen. Das Schiff stand regungslos, bis endlich der Pilot, ein stämmiger Mulatte, in seinem kleinen Kahne kam und uns bei aufgehender Sonne in die Riffe, welche die ganze Inselgruppe umgeben und die Landung sehr gefährlich machen, einführte. Wir fuhren nun längs der ganzen Inselkette in einer Entfernung von 1/4 engl. Meile hin, wozu etwa drei Stunden nöthig waren, und landeten dann im Hafen der äußersten Insel, Ireland, unter den Kanonen der sehr starken Festung. Obgleich die Inseln nur aus 200—300 Fuß hohen Hügeln bestehen, so bieten sie doch durch ihre vielen Buchten, ihre dunkelgrünen Juniperus-Wälder und schneeweißen Landhäuser, die längs der ganzen Küste zerstreut liegen, dem von der langen Seereise ermüdeten Auge ein schönes Bild dar. Ihr Klima ist höchst angenehm und gesund und sie verdienen in der That den Namen „Frühlings-Inseln". Sie sind nicht tropisch, nicht großartig; aber sehr freundlich. Es mögen ihrer im Einzelnen — wenn man alle kleinsten bewachsenen Riffe einrechnet — 200—300 sein; sie ernähren ungefähr 8000 Menschen; nur die drei oder vier größeren Inseln sind bewohnt, die

anderen zu klein. Ireland besteht aus der Festung, in der ein Regiment Hochschotten liegt, und einem Wald, in welchem zerstreut die Wohnungen der im Hafen beschäftigten Leute sowie der Officiere, alle von einem Gärtchen umgeben, liegen. Der Süden trat uns gleich beim Landen schroff entgegen: da standen sie, seine Kinder, die schwarzen Männer und Weiber mit den blitzenden Augen und den blendend weißen Zähnen und versetzten so uns Nordländer in die tropische Welt. Die Vegetation der Inselgruppe ist monoton, wie es bei so kleinem Umfang der einzelnen Inseln und so isolirter Lage — nach dem nächsten Lande, Florida oder Bahama, sind es 600 bis 700 Meilen — nicht anders sein kann. Der einzige einheimische, Wald bildende Baum ist die sog. Ceder, aus deren Holz die Fassungen der bekannten englischen Bleistifte gemacht werden, in Wirklichkeit eine Juniperus-Art. Außer ihnen findest Du noch etliche kleine Palmen, Aloë, Cactus und niedere Fettpflanzen. Die Hauptkulturpflanze ist Arrow-Root; es gedeihen übrigens die meisten Tropengewächse, da das Klima sehr angenehm gleichförmig ist bei mittlerer Jahrestemperatur von 16° R. Fließendes Wasser gibt es auf den Inseln nicht. Jedes Haus hat seine Cisterne, in welcher das Regenwasser von den reinlichen Dächern ablaufend sich sammelt und frisch und wohlschmeckend sich erhält. Der Boden besteht aus rother eisenschüssiger lockerer Erde, das Gestein gehört dem jüngsten Meeres-Sandstein an, sehr porös und zerklüftet mit vielen Höhlungen, in welchen die

schönsten Tropfsteine und herrliche Kalkspathkrystalle vorkommen. Im Hafen liegen einige Kriegsschiffe und ein paar abgenutzte Linienschiffe allergrößter Gattung; letztere dienen Verbrechern zum Aufenthalt, die den Tag über bei Festungsarbeiten oder in den Steinbrüchen beschäftigt werden.

Wir besuchten den heimlich und still in einem mit Cedern bestandenen Thälchen liegenden Militär-Kirchhof und bekamen bei dieser Gelegenheit die Ureinwohner der Insel, lärmende, grün- und rothgefiederte Vögel des Sinkengeschlechtes zu Gesicht. Vierfüßige Thiere kommen — abgesehen von den Hausthieren — auf der Insel nicht vor. Nachmittags fuhren wir in einem Boote nach der vier englische Meilen entfernten Hauptstadt der Inselgruppe, nach dem auf der Insel gleichen Namens liegenden Hamilton. Eine romantische Fahrt! Bewaldete Hügel, einsam in stiller Bucht liegende Landhäuser, schroffe Klippen wechseln mannigfaltig mit einander ab. Es war Sonntag, daher die Stadt wie ausgestorben, Alles war auf dem Lande. Sie ist sehr klein und hat nur eine Straße längs der Küste; einzelne Häuser ziehen sich noch den Hügel hinauf, auch hier wieder alle von freundlichen Gärtchen umgeben, in welchen Dich blühende Oleander, Pelargonien, Rosen, allerlei Zwiebelpflanzen, aber auch Kartoffeln, Rüben, Kohl und ähnliche Gemüsearten heimathlich anmuthen, zugleich aber Arrow-Root, Bananen u. A. an die Tropenwelt gemahnen. In einem, einer Negerfamilie gehörenden Hotel speisten wir zu Mittag, Schildkrötensuppe, gebratene

Schildkröten, frische Gemüse, allerlei Früchte; Alles mundete uns trefflich. Wundervoll gestaltete sich die Heimfahrt in dem pfeilschnell dahinschießenden Ruderboot: über uns der Himmel von märchenhafter Farbenpracht; die Sonne im Untergehen die herrlichsten violetten und orangefarbenen Tinten erzeugend; Wölkchen, da vom durchsichtigsten Gold, dort schwarz- oder grauroth, dort rosa, zeichneten sich scharf vom tiefblauen Himmel ab. Es herrscht eine gewisse großartige Ruhe am südlichen Himmel, welche die vielerlei Farben herrlich vermittelt. Auch das Meer lieferte seinen Tribut zu der Pracht des Abends; gleich einem breiten Strome oder Bergsee lag es, von drei Seiten oder je nach den Windungen der Küste auch von allen Seiten durch Land umschlossen, in ruhiger Klarheit da, auf 40 Fuß Tiefe jedes Sandkorn unterscheiden lassend, das Boot schien in der Luft zu schweben. Seine Färbung ist hier ebenso mannigfaltig wie die des Himmels; milchblaue Striche wechseln mit indigo- und grünblauen so schroff, daß, noch so trefflich gemalt, es Dir unnatürlich erscheinen müßte. Fische waren nur wenige sichtbar, Wasservögel gar keine. Bei einbrechender Dunkelheit waren wir wieder an Bord und erfreuten uns noch lange auf dem Verdeck des schönen Abends oder hörten der von einem benachbarten Kriegsschiff herübertönenden Musik zu, die freilich hie und da durch den unharmonischen Dudelsack, den die oben auf der Festung befindlichen Hochschotten ertönen ließen, unangenehme Unterbrechungen erlitt. Am nächsten Morgen, nachdem das

Schiff seine Kohlen eingenommen hatte, lichteten wir die Anker und verließen die Inselgruppe auf demselben Wege wieder, auf dem wir hereingekommen waren, weil es nur eine Einfahrt in die Riffe gibt. In ihrer Nähe noch sahen wir einen Trupp Wallfische, unser Schiff auf allen Seiten jedoch in respectvoller Entfernung umkreisend. Zwei von ihnen waren harpunirt worden; im Triumphe ruderten die bunt bewimpelten Boote ihrer glücklichen Erleger, die Beute nachschleppend nicht weit an uns vorüber. Die übrigen unverletzt gebliebenen schleuderten massenweise und nach allen Richtungen Wasserstrahlen empor; vor unserem Bug sah man zwei derselben mit einander spielen, wobei sie oft nahezu ganz aus dem Wasser herausragten und so ihre Riesengröße anstaunen lassen konnten. Auch an einer großen Seeschildkröte fuhren wir vorüber. Sie schien sich gerade eines gesunden Schlafes zu erfreuen, da sie uns ganz nahe kommen ließ, mit einem Male aber tauchte sie unter, kam indessen bald wieder herauf und schwamm dann anscheinend sehr behaglich, den Kopf außer Wasser, herum. Die See war jetzt glatt wie ein Spiegel, nur stellenweise von einem Lüftchen gekräuselt, oder richtiger noch ausgedrückt, gefältelt. Ihr Anblick däucht mir großartiger in der Ruhe als in der Bewegung, der Horizont ist weiter, unbegrenzter. Und bei ruhiger See und schönem Wetter hat denn auch eine derartige Schifffahrt ihre unleugbaren Reize und etwas äußerst Wohlthuendes, zumal wenn, wie bei uns, Kapitän und Officiere ordentliche Leute sind;

ich hörte noch kein böses Wort gegen Matrosen aus ihrem Munde und doch herrscht musterhafte Ruhe, Ordnung und Reinlichkeit auf und in dem Schiff; alle Tau-Enden werden täglich auf dem Verdeck zurecht gelegt und gewunden, jedes Stäubchen wohl zehn Mal des Tages hinweggekehrt. Gestern hatten wir die erste Großwäsche, heute die zweite, um den durch das Einnehmen der Kohlen entstandenen gründlichen Schmutz ebenso gründlich wieder zu entfernen.

Unsere Fahrt von den Bermuden nach den Bahama-Inseln war die angenehmste von der Welt. Guter Wind, ruhige See und warme, nicht zu heiße Luft. Gestern Abend – 26. April – gewahrten wir bei einbrechender Dunkelheit zu unserer Rechten den Leuchtthurm von Abaco, zu unserer Linken mit dem Tubus die Küste von San Salvador, jene Insel, auf welcher Columbus die erste Scholle amerikanischen Bodens betrat[1]). Letztere bietet keinen hübschen Anblick dar; man muß sich wohl in solchem Maaße nach Land überhaupt sehnen, wie es jener große Seefahrer zur Zeit seiner Entdeckungsfahrt gethan, um von ihrem Anblick begeistert zu werden; sie ist nun unbewohnt. Gegen 2 Uhr Morgens gelangten wir nach New Providence, der Hauptinsel der mittleren Gruppe der Bahamen, vor welcher wir in der Entfernung von einer halben Meile von der Hauptstadt Nassau[2]) bis

[1]) Am 12. Oktober 1492. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 18. Tab. 11.

[2]) An der Nordküste. Großer Hafenplatz und Sitz der Regierung. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 17. Tab. 11.

es tagte liegen blieben, um alsdann einige Passagiere sammt Gepäck und Briefe sowie eine in großen Kisten verpackte, für den dortigen Gouverneur bestimmte Londoner Karosse auszusetzen. Auch hier waren es wieder lauter Neger, die als Matrosen oder Ruderknechte die Bemannung des kleinen Schooners ausmachten, welcher die abgehenden Passagiere und Sachen abzuholen bestimmt war. So kindisch es klingt, ich kann mich noch immer eines eigenthümlich unheimlichen Gefühles nicht erwehren, wenn ich diesen dunklen affenartigen Gesichtern begegne. Ihre Hautfarbe ist sehr wechselnd: vom vollkommensten Ebenholzschwarz bis zum rauchfarbenen Grau und dann wieder, bei gekreuzter Race, gelb. Die Gesichter sind meist abschreckend häßlich; weit vorstehende Unterkiefer mit riesigen, aber sonst sehr schönen Zähnen und tief zurücktretende Stirnen erinnern lebhaft an den Orang-Outang; hie und da nur sieht man auch etwas regelmäßigere Physiognomien. Die Gestalten dagegen sind schön, sie sind meist schlank und kräftig. Da unseres Aufenthaltes hier nicht lange war, konnten wir leider nicht an Land gehen. Nassau liegt an einer kleinen Anhöhe und scheint hübsche Gebäude zu haben. Im Ganzen ist aber der Anblick auch dieser Insel kein freundlich einladender; sie ist, wie alle dieser Gruppe, flach und wenigstens an der Küste nicht schön bewachsen. Statt Früchte an Bord zu bringen, kamen einige Neger mit allerlei niedlichen, aber theueren aus Muscheln gefertigten Schmucksachen. Um 8 Uhr Morgens verließen wir den

Strand, um weiter gegen Cuba zuzusteuern. Seit einigen Tagen merken wir die Tropen; obwohl das Wetter regnerisch, haben wir heute wie gestern um 10 Uhr des Abends noch 20° R. Die niederste Temperatur im Winter soll 14° R. sein. Die Bahama-Inseln gehören England; es mögen deren an 600 sein, doch sind nur 12 davon bewohnt. Fließendes Wasser haben auch sie nicht, wohl aber gegrabene Brunnen. Sie gelten für gesund und erzeugen alle tropischen Früchte; Hauptausfuhrartikel sind rohe Baumwolle, Kaffee und Zucker, Reis u. A. Die Bewohner der Inseln, etwa 25000 Seelen, sind als räuberisch bekannt; sie ernähren sich hauptsächlich vom Fischfang, verstehen sich aber nebenbei vortrefflich darauf, ein an den Riffen gestrandetes Schiff gründlich zu plündern. Interessant waren mir die fliegenden Fische, die schwarmweise in den letzten Tagen uns zu Gesicht kamen; sie sind 1—2 Spannen lang und schießen ganz nieder über dem Wasser hin, aber nie weiter als je auf eine Strecke von beiläufig 100 Schritten, um alsdann ihrer trocken gewordenen langen Flossen wegen wieder in die See zu gehen.

Den Morgen über fuhren wir längs der kleinen und niederen Inseln, Berry Islands genannt, hin, etwa auf eine Meile Entfernung zu unserer Linken. Mit dem Fernrohr betrachtet, lassen sie nur geringe Kultur erkennen, einzelne Häuser auf mäßigen Anhöhen. Auch hier hatten wir wieder die milchblaue Farbe des Meeres wie bei den Bermuden; zu unserer Rechten aber zeigte

sich jetzt ein scharf abgegrenzter Strich blau-bronzefarbenen Wassers: es war der Golfstrom, in den wir auch bald einfuhren und gegen dessen Strömung wir nun nach Süden hinsteuern. Vom Schiff aus bemerkt man übrigens keinen wesentlichen Unterschied mehr zwischen der Farbe dieses Golfstromes und jener der offenen See.

30. April 18 . . .

Da behalte Einer kaltes Blut und ereifere sich nicht ob solchen Unverstandes! Sind wir nun seit gestern Morgen hier im Hafen von Habana, einem der schönsten Häfen der Welt, und dürfen nicht an's Land! Wie ein großer Binnensee liegt der dunkelgrüne Wasserspiegel kreisrund um uns herum, die eine Seite der Ansicht durch die lang hingestreckte Stadt mit ihren weißen, gelben, blauen und rothen Häusern abgeschlossen, nach der anderen Seite hin, soweit unser Blick reicht, tropische Landschaft; niedere Hügel von sonnenverbranntem gelbem Aussehen, parkartig gekrönt von schlanken Palmen, die sich träumerisch im glühendheißen Mittagsstrahle sonnen, durch ein leises Lüftchen bewegt ein wenig schwankend, in ihrem Schatten spielende Neger — es ist Sonntag; auf den Quai's der Stadt geputzte Menschen, in meist weißem Anzug mit gelbem, breitrandigem Strohhut, zu Fuß, zu Pferd oder in der Volante. Auch ländliche Wohnungen, beschattet von Palmen und anderen tropischen Bäumen, theilweise versteckt hinter einem Mastenwald von Schiffen der verschiedensten Nationen, lachen uns freundlich und einladend entgegen. Pelikane mit

ihren langen, starken Schnäbeln treiben sich plätschernd im Wasser umher, sich ihrer Freiheit freuend und aus der freigebigen See mit leichter Mühe reichliche Nahrung fischend. Das sonderbar geformte, trichterartige, durchsichtig schleimige Mollusk kriecht träge aber frei auf dem Wasserspiegel — nur wir, wir sind unfrei, gefangen, Sclaven der Dummheit und des Vorurtheils, wir sind in Quarantaine! Diese feigherzigen Spanier fürchten von uns angesteckt zu werden, weil einmal ein paar Cholerafälle in London vorgekommen, und lassen uns nicht an's Land. So gucken wir denn durch Brille, Lorgnon, Teleskop und alle möglichen sonstigen Instrumente die lockende Küste an, gerade wie wenn wir in Heidelberg auf dem Museumsplatze zur Meßzeit durch die Gläser eines Panoramas die Habana schauten, nur nicht mit Gemüthsruhe und Befriedigung, sondern kochend vor Ärger und Zorn. Denn 48, sage volle 48 Stunden müssen wir so liegen bleiben! Von Ferne hören wir die Trommel und verstimmte Geigen und Flöten zu einem Negertanze aufspielen, von anderer Seite her tönt kriegerische Musik — es ist heute Stiergefecht drüben —; pfeilschnell durchschneiden schlanke Barken den Hafen, mit Kunst den vielen kleinen schönen Dampfern ausweichend, welche elegante Damen und Herren der Küste entlang spazieren fahren. Alles das ganz nahe vor Augen zu haben und — einer lächerlichen Marotte wegen — nicht daran Theil nehmen zu können, ist das nicht hart, sehr hart?

Unsere Fahrt von den Bahama-Inseln hierher, ver-

lief sehr angenehm: am Tage zwar sehr heiß, aber des Abends nur erträglich warm; Nachts leider immer bedeckter Himmel und darum sehr dunkel, so daß die sprichwörtliche tropische Nacht fehlte. Wir kamen an mächtigen Felsriffen, der großen Bahamabank zugehörend, vorüber. Auf einem dieser Felseilande ragt ein Leuchtthurm in die Lüfte, behütet und bedient von einem dauernd hier angestellten Wächter. Armer Mann! Was magst Du ein freudenloses Einsiedlerleben führen auf Deinem seltenen Posten! Rings umher die endlose See, kein Baum, kein Gewächs irgend welcher Art zu schauen, ja wochenlang kein menschliches Wesen! Nur wenn ihm sein Proviant, sein Wasser zugeführt wird, kommt er mit Anderen seines Gleichen für eine kurze Spanne Zeit vorübergehend in Berührung. Schade, daß diese schöne Stellung nicht ein deutscher Philosoph inne hat, was könnte der nach Herzenslust philosophiren und dicke Bücher schreiben!

1. Mai 18...

Endlich, endlich sind wir erlöst, unsere Quarantaine-Frist ist abgelaufen! Die Einfahrt ist enge und einige 1000 Schritte lang, dahinter dehnt sich der weite Hafen aus. Der Anblick der Stadt von der See aus ist freundlich ohne großartig zu sein. Sie liegt zu einem Theile auf der Landzunge, welche den Hafen von der See trennt, zu einem anderen an eine flache Erhebung gegen das Landinnere angebaut, zur Rechten beherrscht von einem von kahler, felsiger Höhe herabdräuenden starken Fort. Unter beiläufig 150,000 Einwohnern befinden sich 30

bis 40,000 Neger-Sclaven, etwa eben so viele Leute gemischten Blutes, der Rest sind Weiße.

Schon um 1/2 8 Uhr hatte uns ein Boot in die Stadt gebracht, unter Führung eines sehr liebenswürdigen Reisegefährten, eines Franzosen, der früher schon drei Jahre in der Habana gelebt hatte. Mit der aufopferndsten Zuvorkommenheit ließ er es sich angelegen sein, unser Geleitsmann und Cicerone zu sein. Und in der That ist es ein total fremdartiges Leben und Treiben, das sich hier in der Hauptstadt der schönsten aller Westindischen Inseln dem Binnenländler aus dem Norden erschließt. Schon frühe am Morgen brennt die Sonne mit intensivster Kraft, so daß der ganze Körper sich beständig feucht fühlt. Dazu passen denn die schwarzen Gestalten, welche die Hauptbevölkerung der Straßen bilden, vortrefflich. Da siehst Du den stutzermäßig herausstaffirten Neger-Lion mit feinem Cylinder und Glacéhandschuhen mit souveräner Verachtung herabschauend auf seinen noch geknechteten Stammesgenossen, der in schmutzigstem Hemde von so fragmentarischer Beschaffenheit, wie Du es Dir kaum vorzustellen vermagst, und eben solchen Beinkleidern unter irgend einer Last daherkeucht; Du siehst ganze Züge von Maulthieren, beladen mit Maisstroh, Früchten oder dergl., vorgestreckten Halses und nur langsam den unaufhörlichen Schlägen der Treiber, meist Neger oder Mulatten[1]), folgend. Gruppen von

[1]) Die Sarbigen sind keine Indianer unvermischten Blutes, sondern Mischlinge, in Amerika als Ladinos bezeichnet, und umfassen

schreienden oder lachenden, zähnefletschenden und affenartig ihre blitzenden Augen verdrehenden Weibern und Kindern von allen Hautfarbenuancirungen, bedecken die Straßen oder sperren die schmalen Trottoirs. Alle Straßen sind ungepflastert, enge und laufen in gekrümmten Linien. Die Häuser sind von Stein, meist schön, oft palastartig; die Fensteröffnungen ohne Glasscheiben sehr weit und groß, sie reichen bis auf den Boden herab, nur mittelst dicker Eisenstangen gegen ein Eindringen von außen in die Behausung Schutz bietend. Man hat so einen freien Blick in das Innere der Wohnungen und sieht die Familien drinnen ihre verschiedenen häuslichen Geschäfte verrichten. Du siehst aber auch auf einem der bequemen Schaukelstühle, wie jedes Zimmer in Menge sie aufzuweisen hat, in nachlässiger Haltung ruhend, die Dame des Hauses in weißem, leichtem Anzuge, umringt von ihren Töchtern; alle sind unbeschäftigt und fast nur die herrlichen, glänzend schwarzen Augen verrathen, daß noch Leben in diesen meist zierlichen Leibern pulsirt; ab und zu huscht — scharf contrastirend mit solchem Bild vornehmer Ruhe — geschäftigen Schrittes ein Negerweib oder -mädchen durch das Zimmer.

Die Werkstätten der Schneider, Schuhmacher und

die Zambos, Mulatten (Mischlinge von Weißen und Schwarzen), Mestizen (Abkömmlinge eines weißen Vaters und einer indianischen Mutter), Terceronen, Quarteronen und verschiedene andere Unterabtheilungen mit verschiedenen Namen je nach ihrer Abstammung. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 214.

anderer Gewerbsleute befinden sich in gegen die Straße offenen Hallen, wo Weiß und Schwarz bunt durcheinander fleißig arbeitet. Beinahe jedes dritte oder vierte Haus ist eine Cigarrenfabrik, in der von Schwarzen das duftende Kraut zu den berühmten Habanacigarren verarbeitet wird[1]). Abgelagerte Cigarren sind hier nicht zu bekommen; was Morgens gemacht ist, wird, soweit es nicht zum Export bestimmt ist, Abends geraucht, denn geradezu Alles raucht hier; ebenso der sechsjährige Negerjunge oder die Früchte feilhaltende Negerin wie der weiße und der farbige Stutzer. Elegante Kaffeehäuser, mit Springbrunnen und tropischen Gewächsen geziert, laden den ermüdeten glühenden Wanderer zum Genusse einer trefflich bereiteten Chocolade oder vorzüglichen Gefrorenens oder des nicht minder erquickenden halbgefrorenen Ananas-Sorbets verlockend ein. Während auf der glühenden Straße dichter Staub wirbelt, verursacht durch die vielen auf Maulthieren oder Pferden im Passe einhertrottenden Mulatten und Neger, durch unzählige Omnibuse und andere Gefährte, flüchtest Du gerne in jene Kühlung ver-

---

[1]) Die Cigarre ist ursprünglich eine Erfindung der rothen Ureinwohner Cuba's, welche dieselben Tabacos nannten, ein Wort, das dann irrthümlicherweise auf die Pflanze selbst übergetragen wurde, während die einheimische Benennung dafür Cohiba ist. Daher heißt die Bezeichnung Fabrica de Tabacos auf den Habanacigarrenkistchen nicht Tabaksfabrik sondern Cigarrenfabrik. In Habana selbst gibt es 125 Cigarrenfabriken, von denen einige 600 Arbeiter halten. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 283.

heißenden säulengetragenen Hallen. Der Paseo, ein die Stadt durchziehender, mit Palmen und anderen Bäumen gezierter Spazierweg, ist gegen Abend mit Volantes, worunter viele höchst elegante, bedeckt; die feine Welt macht ihre Corso-Fahrt. Wirklich schöne Frauen sind keine Seltenheit.

Die mehrerwähnten Volantes sind ein kleines einspänniges, vorne und hinten offenes Gefährt, der Sitz durch ein leichtes Dach und ein an der Vorderseite luftig aufgespanntes Stück grünen Seidenzeuges gegen die Sonne geschützt. Es faßt zwei Personen oder auch drei, Letzteres nämlich dann, wenn die dritte Person – meist ein Kind oder ein hübsches Mädchen – auf den Knieen der beiden anderen sitzt, eine bei den Schönen der Habana sehr beliebte Art zu coquettiren. Der Kutscher, ein postillonartig gekleideter Neger, reitet auf dem Maulthier oder Pferd[1]); die Deichsel ist sehr lang, so daß die unangenehme Ausdünstung des Negers nicht bis zum Wagensitz gelangen kann.

Auf einem Ausflug in die Umgebung der Stadt überraschte uns der Regen und zwar ein so wasserergiebiger Regen, daß wir im Nu völlig durchnäßt waren und die Stadt als einen einzigen großen Pfuhl wiederfanden. Abends besuchten wir das Theater, in welchem

[1]) Der Carlefero, ein Neger, sitzt als Postillon auf dem Pferde in einer brennendrothen, goldbetreßten Livree und hohen Kurierstiefeln. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 285.

zur Zeit eine italienische Truppe ihre nur bescheidene Ansprüche befriedigenden Vorstellungen gibt; es ist groß — beinahe von der Größe des Berliner Opernhauses — und sehr schön, äußerst leicht und luftig gebaut, alle Wände sind Jalousien, so daß ein beständiger Luftzug und wohlthuende Kühle darin herrscht.

Von unbeschreiblichem Reiz sind die Früchtemärkte. Fünfzigerlei und mehr Früchte jeder Form und Farbe, von der stolzen Ananas bis zur kartoffelartigen Sarpotilla werden Dir da in anmuthigster Gruppirung um billigen Preis feilgeboten; auch der verwöhnteste Gaumen findet hier noch hochwillkommene und dazu gesunde Leckerbissen. Obenan steht wohl unbestritten die köstliche Ananas, hier von seltener Größe, äußerst saftig und süß. Vortrefflich mundet aber auch die Banane, eine dreikantige oder länglichrunde Frucht von der Länge eines Fingers und der Dicke einer mittleren gelben Rübe, von wurzelartigem Ansehen. Sie schält sich leicht mit den Fingern und man hat dann ein zartes, gelbes, mehliges Mark von süßem, stark an die Aprikose erinnerndem Geschmack. Die Mamey ferner, von der Form einer großen spitzen Birne mit rauher rothgelber Schale und zartem dunkelrothem Fleisch von süßem Pfirsichgeschmack mit einem großen mandelartigen Kerne im Innern; die Mamon, grün, groß, dreieckig, voll Kernen, mit erdbeerartigem Fleisch; die Mango, birnförmig mit hartem, großem Kern im Innern, von feinstem Pflaumengeschmack; endlich die Sarpotilla, geformt und gefärbt gleich einer Kartoffel,

im Übrigen einer feinen Mispel ähnelnd; das ungefähr sind die Früchte, die mir bisher am meisten auffielen. Reich beladen damit kamen wir um 11 Uhr an Bord zurück und nun liegen alle diese lieblichen Kinder der heißen Zone auf dem Tischchen um mich her und erfüllen meine kleine Kabine mit ihrem aromatischen Geruche.

Nach dem Essen — es war darüber dunkel geworden — schlenderten wir zu der Plaza des armas, dem Hauptplatz der Stadt. Die winkeligen, engen Straßen waren noch immer morastig und nur die hohen steinernen Trottoirs erlaubten eine Fußgängercirculation. Einer hinter dem Andern drängten wir uns dicht an den Häusern hin. Obgleich Habana sich einer Gasbeleuchtungseinrichtung erfreut, muß doch die Straßenerhellung zur Nachtzeit hauptsächlich von den Läden aus geleistet werden, weil nur sehr wenige öffentliche Laternen vorhanden sind. Vor dem Palaste des Gouverneurs hatte sich die feine Welt gesammelt, die Militärmusik zu hören, die allabendlich von 8—9 Uhr da spielt. Alle Damen hielten in Volanten rings um die Trottoirs, welche den inneren, mit herrlichen Palmen und anderen Tropengewächsen bepflanzten Theil des Platzes von der um ihn herumziehenden Straße trennen; die Herren lustwandelten auf den Trottoirs oder im inneren Park, Cigarren rauchend und mit spanischer Lebendigkeit sich unterhaltend. Die Atmosphäre dort ward sicherlich noch nie durch das zweifelhafte Aroma einer Cigarre aus unserem heimischen Blatt entweiht, selbst der Pfälzer raucht dort die edle

Habana; dazu nun die herrlichen tropischen Blüthenwohlgerüche! Du kannst Dir denken, welchen Hochgenuß da Dein Geruchsorgan empfindet. Zum Schluß des Tages ging es zur Dominica, dem ersten Café der Habana. Die großen Räume, splendid beleuchtet, nach allen Seiten offen, so daß die Luft ungehinderten Durchzug hat, prächtig gekühlt überdies durch springende Wasser, waren gedrängt voll von eleganten Herren je bei einer Schaale Eis oder einem Glase kalten Grog's; außen auf der Straße in ihren Volanten die Damen, womöglich an einer Stelle, auf welcher Licht genug auf sie fiel, um sich bewundern lassen zu können.

Wir waren müde geworden von dem stundenlangen Umherlaufen und der Hitze wie auch von den vielen neuen Eindrücken, so müde, daß selbst der exemplarisch grobe spanische Bootsknecht, der uns im Hafen unserem Schiffe zuruderte, unser Blut nicht mehr in Wallung zu bringen vermochte. Um so empfindlicher stellte sich in den späteren Nachtstunden eine außergewöhnliche Aufregung bei uns ein, die uns nicht zu erquicklichem Schlafe gelangen ließ, zumal die Hitze in den Kabinen nahezu unerträglich war.

4. Mai 18...

Die Insel Cuba, die Perle der westindischen Eilande, liegt hinter uns. In einigen Stunden ist unsere erste Seefahrt vollendet, heute Abend noch sollen wir nach Mobile-Point kommen. Ich bin froh darüber, denn auf die Dauer wird das Seeleben für den Neuling er-

müdend, zumal wenn er einen deutschen Magen hat. Die englische Küche bietet so wenig Abwechslung, daß sie bald verleidet. Das Wetter ist uns auch noch immer nicht recht hold; auf unserer ganzen seitherigen Reise hatten wir nicht einen ganz schönen Tag, nur äußerst wenige schöne Abende. In letzter Zeit haben wir öfter Gäste eigener Art auf dem Schiffe, arme vom Wind verschlagene Landvögel, die ermüdet und erschöpft bei uns ankommen und sich bei uns auszuruhen hoffen, dann aber gewöhnlich den Matrosen in die Hände fallen. Die Zeit zu kürzen, werden täglich allerlei Spiele auf dem Deck gespielt, meist sehr einfache und harmlose. Zuweilen freilich läuft auch ein derber Seemannswitz mit unter. So wurde gestern ein armer Teufel von Passagier überredet, in dem Schlauch, der — wie auf den rheinischen Dampfbooten auch — dazu bestimmt ist, Luft in's Innere des Schiffes zu leiten, in die Höhe zu kriechen; als er dann ungefähr in der Mitte des Schlauches angelangt war, wurde dieser unter ihm zugeschnürt und dann von oben her ein ganzer Eimer voll Seewasser eingegossen; bis auf die Haut durchnäßt kam der Ärmste oben an und bot — mit triefendem Haupte, zankend und heulend aus dem Schlauche herausschauend — natürlicherweise einen höchst lächerlichen Anblick dar. Jeder von uns drückte ihm zwar aufrichtigen Sinnes seinen Unwillen über das Geschehene aus, konnte sich aber darum doch nicht des Lachens über ihn erwehren.

6. Mai 18 . . .

Wir sind in New-Orleans. Vorgestern Abend kamen wir vor Mobile-Point an. In der Nähe der Küste gewahrten wir mitten in der Brandung den Körper eines gestrandeten Schiffes; es war ein Kauffahrer von Liverpool, der vor drei Wochen hier verunglückte; die Mannschaft war indessen gerettet worden.

Wir hatten gehofft, vor Mobile-Point liegen bleiben zu können, bis uns am folgenden Tage der Steamer nach New-Orleans abholen würde; dem war aber nicht so. Nachts um 12 Uhr legte ein kleiner, schmutziger Localdampfer bei uns an, um uns nach Mobile zu führen, wo wir nach vierstündiger Nachtfahrt anlangten. Nichts unangenehmer, als zu solcher Stunde in einem Orte einzutreffen! Die öden, stillen Straßen wie ausgestorben machen einen gar traurigen Eindruck; man ist müde und frostig und sehnt sich nach Ruhe, ohne sie finden zu können. Wir schlenderten eine Weile umher, bis wir zufällig auf den Markt kamen, wo glücklicherweise schon reges Leben sich zu entfalten begann.

Der erste Mensch, mit dem wir in Amerika uns in ein Gespräch einließen, war ein Deutscher! Er hieß uns freundlich willkommen und geleitete uns in ein Kaffeehaus, wo wir dann doch einigermaßen behaglich das völlige Tagwerden erwarten konnten. So klein die Stadt ist — sie zählt ca. 20,000 Einwohner —, so herrscht doch viel Leben drin; man treibt bedeutenden Handel da, namentlich mit Baumwolle. Endlich schlug die Stunde der Abfahrt.

Von Mobile bis New-Orleans sind es 150 Meilen, wir legten sie in 17 Stunden zurück; bis Port Chartrin mit dem Dampfboot, von da weiter per Bahn. Wir fuhren die Nacht durch und kamen früh morgens in Port Chartrin an; die Eisenbahn von da nach New-Orleans soll die schlechteste sein in den Ver. Staaten, sowohl im Bau als auch in Maschinen und Wagen sehr nachlässig gehalten. Fährt man in New-Orleans ein, so fällt auf, daß die Bahn mitten durch die Stadt führt auf den belebtesten Straßen und zwar ohne jeglichen Abschluß an der Außenseite der Schienenstränge; hart neben den dahinrollenden Bahnwagen kannst Du spielende Kindergruppen sehen, Dir wird grausig bange, ihnen nicht. Wir gingen nach Saint-Charles-Hotel, einem der größten Gasthöfe in Amerika. Für unsere Begriffe ist es in der That ein kolossales Institut: tempelartiger Bau mit Kuppel und Säulenconstruction, riesige Speisesäle, 150 Dienstboten etc. Man zahlt wöchentlich 15 Doll. für die ganze Pension. Es speisen täglich gegen 500 Personen da, jeder Gast findet einen gedruckten Speisezettel vor, aus dem er sich auswählt, was ihm behagt. Großer Luxus wird mit Eis getrieben: man trinkt Nichts, es sei denn eine gehörige Portion Eis hineingeworfen. Das Trinkwasser wird ausschließlich dem Missisippi entnommen; es ist trübe, wie bei uns Flußwasser nach starkem Regen, gilt aber für gesund.

Der Eindruck, den die Stadt macht, ist gerade kein großartiger. Wegen des sumpfigen Bodens, auf dem

sie steht, kann kein gehöriges Pflaster unterhalten werden, die Fahrstraßen lassen darum Viel zu wünschen. Gleichwohl herrscht ein sehr reges Leben in der Stadt, aus dem die kolossalen Handelsverhältnisse, denen sie ihren Aufschwung verdankt, sich erkennen lassen. Riesige Dampfboote und eine Unzahl von Segelbooten bringen die Producte des fernen Westen, den der Mississippi durchströmt, hierher, beständig schließt ein Wald von Schornsteinen die Aussicht auf den Strom ab.

Heute waren wir auf dem Sclavenmarkt — ein schmerzlich berührendes Erlebniß. Der Hof in einem Kaffeehaus dient als Aufenthaltsort für die zum Verkaufe bestimmten armen Geschöpfe; etwa 80 Männer, Weiber und Kinder waren da, gut gekleidet; sie schienen ganz zufrieden mit ihrem Loose. Der Amerikaner, der die Gefälligkeit hatte, uns hinzuführen, stellte Einen von uns als Kaufliebhaber vor und so wurden sie denn in Reihe und Glied postirt, besichtigt, nach ihren guten und schlimmen Eigenschaften besprochen und selbst betastet, ganz wie wenn es sich um einen Viehkauf handelte! Auf einer Tribüne im Restaurationszimmer werden sie einzeln der Versteigerung ausgesetzt. Ein Kind von 6—8 Jahren kostet durchschnittlich 2—300 Doll., ein Mann 600 Doll. Es ist zum Erbarmen, wie Alles, was überhaupt Blut von Schwarzen in den Adern hat, hier verächtlich behandelt wird, die reichsten freien Mulatten nicht ausgenommen, die oft von ganz lichter Hautfarbe sind. Auf den Dampfbooten, den Eisenbahnen, in den

Theatern, überall öffentlichen Ortes sind diesen Ausgestoßenen besondere Plätze angewiesen. Wir wußten nicht, sollte es Scherz allein oder zugleich gutmüthige Rücksicht auf die mit solchen unglücklichen Geschöpfen besetzten Tribünen sein, als heute Abend im Circus einer der Clown's behauptete, der Teufel sei grün! Das Haus lachte, uns war wehmüthig um's Herz.

Im Augenblick herrscht hier die Cholera ziemlich stark, doch ist sie schon im Abnehmen begriffen. Sonst kommen außer dem gelben Fieber im Herbste — dessen Schrecken übrigens bei uns stark übertrieben werden — keine besonders zu fürchtende Krankheiten hier vor, so daß außer der einen Jahreszeit die Gegend als sehr gesund bezeichnet werden darf. So fühlen sich auch im Allgemeinen die Deutschen, deren zur Zeit an 30—40,000 sich in hiesiger Gegend befinden, sehr wohl. Auch viele Franzosen sind hier und es gibt Stadttheile, in denen die französische Sprache vorherrscht; ein Überbleibsel aus der Zeit, da Louisiana französisch war. Die Einwohnerzahl im Ganzen von New-Orleans[1]) beläuft sich im Winter auf ungefähr 160,000, im Sommer, wo Alles, was nicht durch Geschäfte zurückgehalten wird, auf's Land zieht, auf ca. 60,000.

Die Aufmerksamkeit des Vogelliebhabers wird hier in besonderem Grade von dem amerikanischen Spottvogel in Anspruch genommen, den man sehr häufig in

[1]) Nach dem Census von 1870—191,418. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. Tab: 3.

Käfigen ausgehängt in den Straßen sieht; er ist ein gewaltiger Schreier nach Art unserer Drosseln, sein Gesang übrigens doch noch schöner und mannigfaltiger als der der letzteren; an Größe kommt er der Steindrossel gleich, an Farbe etwa unserem Buchfinkenweibchen.

24. Mai 18 ...

Am Morgen des 13. Mai verließen wir New-Orleans nach einem Aufenthalt von 8 Tagen. Ich war froh, als wir endlich fortkamen. So lebhaft und bevölkert die Stadt auch ist, so bietet sie doch, namentlich wenn man noch Londoner Eindrücke mit sich führt, wenig Interesse dar.

Wir fuhren den Mississippi hinunter, um unser Gepäck an Bord zu schaffen. Einige Stunden vor seiner Mündung theilt er sich in drei Arme, die nur durch ganz schmale Landzungen unter einander und vom Meere getrennt sind.

Das Leben auf den amerikanischen Dampfern ist sehr verschieden von dem auf den englischen Booten. Man benimmt sich weit ungenirter. So greift beim Essen Jeder zu und sieht, was er erwischen kann; aber noch in ganz anderer, folgenschwerer Weise macht sich das geltend, wie ich Dir gleich vor Augen demonstriren will. Unter einer größeren Zahl von Deutschen, die mit an Bord sind, befinden sich etwa ein Dutzend Musikanten aus aller Herren Ländern, die in Matamoros ihr Glück versuchen wollen, dann aber auch vier junge Ökonomen aus dem Braunschweigischen, die nach Texas gehen, um

sich dort nieder zu lassen. Einer davon hat seine junge hübsche Frau bei sich, die von einer noch ledigen Freundin begleitet ist. Sie betraten vor zwei Tagen den amerikanischen Boden und heute schon hat das Mädchen einen Heirathsantrag. Auf dem Boot schloß sich ihnen nämlich ein Gutsbesitzer aus Louisiana an, der vor Jahresfrist seine Frau verloren, und verliebte sich Knall und Fall in die junge Deutsche. Unglücklicherweise spricht er nicht Deutsch, sie nicht Englisch und so ließ er denn durch einen der Musikanten, der beider Sprachen mächtig, bei dem Beschützer der Dame anfragen, ob die german lady ihm Herz und Hand zu reichen geneigt sei. Das nenne ich frischweg gefreit! Der Erfolg freilich dieser musikantlichen Sturm-Werbung war — wenigstens für's Erste — kein glücklicher. Der Ärmste erhielt eine abschlägige Antwort. Der eingeschlagene Weg mochte doch wohl unserer Landsmännin noch ein etwas ungewöhnlicher sein.

Am 15. in der Frühe bekamen wir die Küste von Texas in Sicht. Es kann nicht leicht eine trostlosere Öde geben als diesen ewig lange hingestreckten, von jeder Vegetation entblößten Küstenstrich, an dem sich mit Ungestüm die rastlose Brandung bricht, die niederen Felsenriffe zu den wunderlichsten Formen aushöhlend. Lange, lange fuhren wir daran hin; das Wetter war noch dazu stürmisch geworden und um so fühlbarer die Unreinlichkeit, der Schmutz auf dem Schiffe; die Geduld drohte uns zu verlassen: da sahen wir endlich einzelne Häuser von Galveston, einem der Haupthafenorte von Texas

und die Maſtſpitzen der vor der Stadt liegenden Schiffe am fernen Horizont auftauchen. Große Sandbänke, Barren, ziehen ſich parallel mit dem Ufer hin und verſperren den Weg zur Annäherung an's Land, ſo daß nur eine ſchmale Einfahrt bleibt, die wir glücklich paſſirten. Bisher hatte ich noch keinen Begriff von einer noch im Entſtehen begriffenen amerikaniſchen Stadt, Galveſton bot mir ihn. Vor zwei Jahren angeblich noch ein erbärmliches Dorf iſt es nun zur Stadt geworden, deren Ausſehen freilich immer noch deutlich genug an die beſcheidenen Anfänge erinnert, aus denen es erſt in jüngſter Zeit herausgewachſen. Alle Häuſer ſind von Holz und zwar in allen Formen der Kultur, vom ſchlechteſten Blockhaus ohne Fenſter und ſo gefugt, daß der Wind ungehemmt durchſtreichen kann, bis zur netten, reinlich angeſtrichenen mit Fenſtern, Läden und Gärtchen verſehenen Kaufmannswohnung. Die nächſte Umgebung der Stadt iſt troſtlos; kein Baum, kein Strauch, nur Unkraut und einzelne Grasbüſchel auf ſonſt ödem Schuttgelände. Im vorigen Jahre ſchon hatte Galveſton an 8000 Einwohner, Handel und Wandel blühten ſichtlich auf und noch immer ſtrömten Maſſen von Einwanderern zu, ſo daß es ſicher in Kürze zu einem namhaften Hafenplatz ſich aufgeſchwungen hätte: da kam das California-Fieber und mit ihm jener rieſige Auswanderungsſtrom, welcher Alles, was abenteuerlichem Leben nicht abhold war, verſchlang und nach dem vielverheißenden Eldorado mit ſich fortriß, und ſo auch nicht nur Galveſton, ſondern

überhaupt ganz Texas eines großen Theiles seiner Bevölkerung beraubte. Natürlich erkundigte ich mich in G. nach dem Loos der deutschen Auswanderer und dem Erfolge der Thätigkeit des s. g. Adelsvereins[1]), erfuhr

[1]) Drei Jahre bevor Texas (1845) als Staat in die Nord-Amerikanische Union aufgenommen wurde, hatte Graf Carl zu Castell einen Verein deutscher Fürsten und Herren in's Leben gerufen, um den Zustand der arbeitenden Classen zu verbessern, den Pauperismus durch Anlegung von Armencolonieen zu vermindern und zugleich durch derartige Ansiedelungen neue Märkte zu eröffnen. Die Empresarios d. h. die Nordamerikaner, welche früher in Texas von den mexikanischen Behörden große Landschenkungen erhalten hatten, wollten gerne deutsche Einwanderer in's Land ziehen und lenkten das Augenmerk des Vereins auf Texas. Am 3. Mai 1844 veröffentlichte der Verein seine vom Herzog von Nassau bestätigten Statuten; unter dem Protectorat des Letzteren waren Fürst Leiningen zum Präsidenten, Graf Carl zu Castell zum Vicepräsidenten und Geschäftsdirector ernannt worden; Mitglieder waren u. A. etwa vierzig Fürsten, Grafen und Freiherren. Der Verein versprach jedem erwachsenen Ansiedler gegen Einzahlung von 300 fl. 40 Acker Land in der Colonie und freie Überfahrt nach derselben, jedem Familienvater gegen Einzahlung von 600 fl. 80 Acker und für ihn und die Seinen freie Überfahrt. Außerdem versprach er Übergabe eines Blockhauses und Überlassung von Vieh und Feldgeräth zu billigen Preisen sowie endlich Herstellung von Kirchen, Schulen, Apotheken und Krankenhäusern. Dafür forderte er, daß der Ansiedler innerhalb dreier Jahre 15 Acker urbar machen und sein Haus bewohnen müsse. Der Andrang war beträchtlich. Der Verein nahm im ersten Jahre nur 150, im zweiten aber 2000 Familien an. Prinz Carl zu Solms gieng als General-Commissar nach Texas. Es wäre für den Verein ein Leichtes gewesen, eine Strecke Landes von der Regierung zu erhalten, er übernahm jedoch von zwei „Speculanten-Bourgeois" zwei Grants, von denen der eine so tief in der Wildniß lag, daß noch Niemand ihn mit eigenen Augen gesehen hatte, des andern Rechtstitel aber von zweifelhafter

aber leider nicht viel Gutes. Ein Hauptfehler soll vor Allem in der Auswahl des urbar zu machenden Landes begangen worden sein. Es liegt im Innern von Texas, ferne von aller Communikation, ist zwar sehr fruchtbar und hat eine gesunde Lage, allein einerseits gebricht es total an den nöthigsten Abfuhrwegen für den Absatz der Producte, andererseits ist die Unsicherheit der Gegend zu

Gültigkeit war. Diese Übernahme war einer der ärgsten Fehlgriffe, welche sich der Verein zu Schulden kommen ließ, denn dadurch erhielt das Unternehmen das Ansehen einer Landspeculation und es wurden finanzielle Verwickelungen herbeigeführt. Prinz Solms gieng im Frühjahr 1844 den im Spätsommer nachfolgenden 150 Familien voran. Je weiter er aber in Texas vordrang, um von dem einen Grant Besitz zu ergreifen, desto mehr überzeugte er sich, daß die Unwegsamkeit des zu durchziehenden Gebietes, die gefährliche Nachbarschaft der Indianer sowie die weite Entfernung von der Küste und jeder andern Niederlassung die Erreichung des fernen Grantes unmöglich machte. Er beschloß also eine vorläufige Niederlassung anzulegen da, wo der Comalbach mit dem Guadalupeflusse sich vereinigt. So lange er Geld hatte, hielten es die Ansiedler mit ihm, aber sie waren trotzdem nicht leicht zu lenken, der Prinz zog sich deshalb bald von den Geschäften zurück und überließ sie Beamten, welche die Colonie schlecht verwalteten. Schon 1846 fehlten die Mittel, um die zu mehreren tausend Köpfen weiter ankommenden Einwanderer zu unterstützen; als sie landeten, war nicht die geringste Anstalt zu ihrem Empfange getroffen. Der Verein hatte nicht einmal Geld genug, um Wagen zum Transport des Gepäcks der Einwanderer zu kaufen. So sahen diese sich darauf angewiesen, in dem ungesunden Klima der niedrigen Küste bis auf Weiteres auszuhalten. Zwei Drittheile der Eingewanderten wurden vom Tode dahingerafft, ein Theil der Übrigen zog in den Krieg nach Mexiko, ein anderer Theil machte sich auf eigene Faust, mit seinen geringen Habseligkeiten beladen, auf den Weg nach Neubraunfels. Das Elend unter den Zurückgebliebenen und den mitten

groß. Die berüchtigte Reiternation der Comanches — ein äußerst kriegerischer und raublustiger Indianerstamm im Osten vom Rio Grande[1]) — überzieht jährlich Texas und die angrenzenden Provinzen von Mexiko mit ihren flüchtigen grausamen Horden und plündert, sengt und brennt und mordet, was ihnen in die Hände fällt; einzelne ackerbautreibende Colonisten auf ihren vereinsamten Ansiedelungen sind beständig ihren Angriffen und damit der Gefahr ausgesetzt, mit einem Schlage Hab und Gut und noch dazu auf grausamste Weise das Leben zu verlieren. Außerdem aber kamen noch andere grandiose Fehlgriffe vor, die, wie es scheint, das ganze Unternehmen scheitern machen. Die Beamten der Colonie waren meist

in's Land Gezogenen läßt sich nicht beschreiben; die größere Hälfte der Letzteren starb unterwegs u. s. w. All dieses Unheil hat der Verein durch leichtsinnige und unpraktische Veranstaltungen verschuldet. Er hat mit zu geringen Mitteln zu Viel erreichen wollen. Friedr. Kapp. Atlantische Studien von Deutschen in Amerika. Band VIII. Heft 3. S. 177 ff. Göttingen 1857.

Sicher ist, daß in den wenigen Sommermonaten des Jahres 1846 mehr als 1000 von den etwa 4000 deutschen Einwanderern, welche seit dem Herbst 1845 unter dem Schutze des Mainzer Vereins nach Texas gekommen waren, gestorben und daß nicht mehr als höchstens 1200 wirklich auf Ländereien des Vereins angesiedelt sind. Dr. Ferd. Roemer. Texas. Bonn 1849. S. 29.

[1]) Die Indianer Amerika's zerfallen in zwei Classen: in angesiedelte, ackerbautreibende (Indios mansos) und in wandernde, unseßhafte (Indios barbaros) die s. g. Wald- und Prairie-Indianer (Apaches, Comanches).

Die Comanches sind zu 2643 Köpfen censirt. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 212. Tab. 5.

Betrüger oder unwissende Leute, die die Finanzen des Vereins in solchen Wirrwarr und Verfall brachten, daß nun eine enorme Schuldenmasse vorhanden und alles Vertrauen zur Sache in hiesiger Gegend geschwunden ist. Die armen Auswanderer, welche zuerst hierher gekommen waren – etwa 1000 an Zahl – mußten wegen Mangels an Communikationsgelegenheiten ½–1 Jahr in den Hafenorten liegen bleiben und starben und verdarben im Elend oder am gelben Fieber. Die Sache steht jetzt so, daß auf dem Grund und Boden der Adelscolonie noch gar keine Anbauungen stattgefunden haben. Die dafür bestimmt gewesenen Colonisten haben sich, soweit sie inzwischen nicht zu Grunde gegangen sind, im Lande zerstreut und sehen, wie sie sich durchbringen, theils als Ackerbauer, theils als Taglöhner, Handlanger oder dergl. in den wenigen texanischen Städten. Und doch ist Texas seinen klimatischen wie Bodenverhältnissen nach ein für deutsche Auswanderer sehr geeignetes Land; Grund und Boden ist sehr billig, der Acre kostet 25 Cents – 1½ Doll.; große Ländereibesitzer geben auch Hunderte von Acres umsonst her nur gegen die Verpflichtung des Anbauens, um dadurch ihr übriges, in der Nähe gelegenes Land im Werthe steigen zu machen. Allein die Rechtlosigkeit und Unsicherheit ist eben zu groß, zumal in den gesündesten tiefer im Innern liegenden Strecken. Man begegnet darum häufig jetzt noch deutschen Einwanderern, die, ohne ihre Erwartungen auch nur im Entferntesten erfüllt zu sehen, mit geknickten Hoffnungen sich auf irgend

eine Weise durchzuschlagen suchen. So lernten wir hier eine deutsche Familie kennen, die bis dahin schwer vom Unglück heimgesucht wurde; sie hatte mehrere Jahre in Texas gelebt. Der Mann war früher Wirth und Kaufmann in einem kleinen Städtchen am Harz und kam vor vier Jahren durch den Adelsverein in's Land; er brachte außer seiner Familie noch 24 arme Leute auf seine Kosten mit, die ihn beim Anbau des Landes unterstützen sollten. Nach endlosem Hingehaltenwerden gelangte er zu der trostlosen Erkenntniß, daß die Maßregeln des Vereins zur Fortschaffung der Colonisten nach dem Innern des Landes völlig unzureichend oder vielmehr, daß so gut wie gar keine getroffen waren, und entschloß sich, auf eigene Faust den Weg dahin anzutreten und siedelte sich auch bald auf einer anscheinend günstig gelegenen Farm an. Da wurden aber nicht nur alle Glieder der Familie schwer krank, sondern überdies drei von seinen vier Söhnen vom gelben Fieber dahin gerafft, so daß er den Ort wieder verließ. Er hat seitdem sich mit dem Rest seiner Familie, bestehend aus Frau, vier Töchtern und einem Sohn, ein Jahr lang in Galveston aufgehalten und beabsichtigt, nun nach Brownsville oder Matamoros überzusiedeln und da ein Speisehaus zu errichten; der Sohn aber will in Californien sein Glück versuchen. Charakteristisch ist, daß Mann und Frau in diesen vier Jahren noch nicht ein Wort Englisch gelernt haben, während die vier Töchter — die älteste ist 16 Jahre alt — schon recht gut Englisch sprechen.

Ohne weiteres Bemerkenswerthe zu erleben, erreichten wir am 17. um Mittag Brazos St. Jago, wo die Meerboote einlaufen, um die nach Matamoros oder Brownsville bestimmten Passagiere auf kleine Flußdampfboote übertreten zu lassen; es ist gleichsam der Seehafen für diese Städte und etwa zehn Stunden von ihnen entfernt. War Galveston schon öde und wenig einladend, so ist Brazos dagegen eine völlige Wüste. Es liegt auf einer Insel, die absolut von aller Vegetation entblößt aus losem Sande besteht, in den man bei jedem Schritt bis an die Knöchel einsinkt. Die Sonne brennt mit ihren glühenden Strahlen unbarmherzig auf diese weiße Sandbank und darauf stehen einige elende Bretterhütten nebst einem Zollhause: Das ist die „Stadt" Brazos! Jämmerlicher, unfreundlicher, trostloser ist mir noch keine menschliche Niederlassung vorgekommen; die Gewinnsucht aber, die so viel überwinden läßt, ist es auch hier, die die Leute bestimmt, sich an diesem trübseligen Erdenpunkte für eine Reihe von Jahren ansäßig zu machen.

Von hier aus gab es zwei Wege für uns, nach Matamoros zu gelangen, einen zu Wasser, einen zu Land. Da der letztere Weg der kürzere und uns zugleich von einer jüdischen Familie, welche — theilweise schon in Brownsville niedergelassen, theilweise eben erst aus Deutschland angekommen — nun ebenfalls diesen Weg einzuschlagen im Begriffe stand, als sehr gut empfohlen worden war, so wurde beschlossen, daß mein Freund und ich einstweilen zu Land vorausgehen und Quartier

machen sollten, während unser dritter Reisegefährte, unser Bekannter aus dem Schwabenland, auf dem Boote beim Gepäck bleiben und zu Wasser nachkommen würde. Uns Beiden schloß sich die Judenfamilie an und bald sollte uns klar werden, aus welchem Grunde. Der Weg war in der That gut, aber für ängstliche Gemüther nichts desto weniger etwas bedenklich, indem einige Tage zuvor auf der gleichen Route die Comanches mehrere Wagen beraubt und etliche Weiber mit fortgeschleppt hatten. Vorsicht schien also immerhin geboten und so bewaffneten wir uns denn mit Säbeln, Flinten, Pistolen etc., bevor wir die Weiterreise antraten. Zunächst brachte uns darauf ein kleiner Kahn an's Festland nach Point Isabel, etwa zwei engl. Meilen von Brazos entfernt. Auch dieser Hafenort ist öde, wenn auch nicht in dem Maaße wie Brazos. Wenigstens etwas Graswuchs und Gestrüpp, einige riesige Cactus und ein paar verkrüppelte Palmen. Bald waren die nöthigen Wagen für unsere gemischte Reisegesellschaft gefunden und so brachen wir gegen 5 Uhr auf. Unterwegs erhielten wir weiteren Anschluß in zwei Reisenden zu Pferde, wovon der Eine ein in Matamoros etablirter deutscher Siebenbürgener, der Andere ein Pferdehandel treibender Walache, Letzterer mit einer Muskete bewaffnet, die er selbst den Comanches in einem verzweifelten Kampfe, bei welchem deren früherer Besitzer sein Leben lassen mußte, abgenommen hatte. Unsere Pferde waren leider so schlecht wie die Wagen – letztere ähnelten in Bauart und Eleganz verzweifelt unseren pfälzischen

Mistkarren —, so daß wir nur langsam von der Stelle kamen. Höchst eigenthümlich war der Eindruck, den die Gegend auf mich machte. Eine ungeheuere, mit Gras bewachsene Ebene, hie und da ein niederer Palmbaum oder ein Acazia-Gesträuch, zuweilen ein ganzes Stück Wald von solchem, ohne jeden Anbau, der Weg oft kaum noch als solcher zu erkennen, dehnt sich das Land durch Nieder-Texas und die angrenzenden Provinzen von Mexiko auf Tausende von Meilen aus. Es ist fruchtbar, aber schlecht bewässert; Du triffst darum auch nur selten auf einen Rancho (Bauerngut), elende Lehmhütten mit einer kleinen Parzelle Feld, das mit Dornen oder Palmstämmen eingefriedigt ist. Was Dich aber außerordentlich anmuthet in diesen Prairien, ist außer einer hübschen Flora die Thierwelt, von welcher sie bevölkert sind. Eine Masse verschiedener, oft wunderschöner Vögel, Hasen, Reh- und Rothwild, Schlangen, kleine Wölfe und Cuguars haben sie zu ihrer Heimstätte auserkoren; auch wilde Truthühner sollen vorkommen. Wir fuhren einige Stunden, die Sonne ging unter und es dunkelte stark, da der Mond nicht am Himmel stand; der Thau fiel in solchen Mengen, daß wir gehörig durchnäßt wurden. Mit einem Mal sahen wir in einiger Entfernung vor uns ganz nahe am Wege ein großes Feuer brennen; unsere Reiter sprengten voraus, um zu rekognosciren, konnten aber nichts Verdächtiges wahrnehmen; auch als wir darauf mit unseren Wagen vorüberkamen, blieb Alles regungslos. Wahrscheinlich war die Steppe zufällig in Brand gerathen.

Endlich gegen 9 Uhr kamen wir an ein einzeln stehendes Haus, Palo alto, berühmt durch die Schlacht, die hier vor Jahren zwischen Amerikanern und Mexikanern geschlagen wurde[1]) und worin die Letzteren eine totale Niederlage erlitten. Schmachvoll über alle Beschreibung soll dabei das Benehmen der mexikanischen Officiere gewesen sein, indem sie bei den ersten Kanonenschüssen davon liefen, so daß zwei Regimenter alter mexikanischer Kerntruppen ohne einen einzigen Officier vorrückten, aber freilich auch nahezu ganz aufgerieben wurden. Der Besitzer des Palo alto, ein urkräftiger baumartiger Hinterwäldler, Major T., Neffe des Präsidenten der vereinigten Staaten, war es, der uns den Gang dieser Schlacht schilderte, nachdem wir in seinem Hause eingesprochen hatten. Noch interessanter war uns — wir glaubten uns plötzlich in das wilde Grenzleben versetzt —, was er uns über einen vor zwei Tagen stattgehabten Überfall der Comanches erzählte. Fünf und Siebenzig dieser wilden Kerle waren unversehends wie der Wind auf sein Haus eingestürmt, er hatte nur noch Zeit, sich und zwei Knechte so gut es in der Eile ging, zu bewaffnen und mit ihnen den Eingang zu besetzen; zwei andere seiner Knechte waren hundert Schritte vom Hause weg im Nu niedergemacht worden. Einen Angriff auf das Haus wagte die Horde nun aber nicht mehr, nachdem sie ihren Plan, ohne eigenen Verlust sich desselben zu bemächtigen, durch die improvisirte Vertheidigungsanordnung vereitelt gesehen, die

[1]) Krieg der Ver. Staaten mit Mexiko 1846—48.

sie auf entschlossenen Widerstand schließen ließ. Sie verlegte sich vielmehr nur noch auf das Parlamentiren, indem der Anführer durch einen Abgesandten Branntwein requiriren ließ, den der alte Major dann auch wohlweislich verabfolgte. Nach einigen Stunden zog der ganze Trupp wieder ab. Es soll bei solchen Überfällen dieses Indianerstammes regelmäßig darauf zu rechnen sein, daß der Führer den Angriff nicht wagt, wo er auf beherzte Gegenwehr stößt, weil er seine Absetzung zu gewärtigen hat, wenn er im Kampfe zu viele Leute einbüßt oder gar, wenn ein Verwundeter oder Todter aus seinen Reihen in die Hände des Feindes fällt. Die ganze Umwohnerschaft ist nun in der Verfolgung der Wilden begriffen und so kam auch in der Nacht noch ein Bürger von Point Isabel zu Pferd an, der gerade von einem solchen Streifzug zurückkehrte. Die Leute hier sind eben auf Selbsthilfe angewiesen, weil die vereinigten Staaten an dieser Grenze nur wenige Mann Infanterie halten. Daß diese gegen jene gutberittenen Horden Nichts ausrichten, ist begreiflich. Nach einem Überfall nehmen darum ohne weiteres Besinnen 20—30 Leute der Gegend die Büchse zur Hand und verfolgen auf ihren flüchtigen Pferden die Indianer hunderte von Meilen Tag und Nacht, bis sie ihnen die Beute wieder abgejagt oder doch sich an ihnen gerächt haben. Wir blieben die Nacht in Palo Alto und suchten auf dem Boden zu sechs nebeneinander auf Teppichen hingestreckt zu schlafen, was aber wegen der Hitze und der ewigen Unruhe unserer morgenländischen Reise-

gesellschaft nicht gelingen wollte. Unser Wirth, der „Major", der hier zur Zeit statt an der Spitze eines Bataillons an der Spitze einer Branntweinschenke steht — ein Verhältniß, wie man es in diesen Gegenden gar häufig trifft —, ist 65 Jahre alt und hat sein Leben lang an den Grenzen zugebracht. Jetzt ist es ihm hier schon zu bevölkert und er ergreift nun wieder den Wanderstab, um quer durch's Land nach Californien zu ziehen, durch eine Gegend, in welcher die feindseligsten Indianerstämme hausen. Er spricht davon, wie wir, wenn wir von Heidelberg nach Frankfurt oder Stuttgart reisen. So gewöhnt sich der Mensch an alle Verhältnisse und gewinnt sie lieb. Wie sehr aber die Leute bei solchem Leben verwildern, geht aus der Äußerung hervor, mit welcher er seine Erzählung von dem Überfall uns gegenüber schloß: „es thut mir nur leid", — sagte er — „daß ich damals nicht an den Arsenik dachte, den ich im Hause habe; es wäre eine gute Gelegenheit gewesen, alle die Kerle zu vergiften."

Den andern Morgen fuhren wir weiter und kamen, nachdem wir einen Akazienwald passirt hatten, nach 4stündiger Fahrt nach Brownsville gegenüber von Matamoros am Rio grande. Brownsville, nach General Brown genannt, der hier im letzten Kriege fiel, ist eine 14 Monate alte Stadt von etwa 3000 Einwohnern[1]), der freilich auch der Stempel der Neuheit, des Unvollendetseins deutlich sichtbar aufgeprägt ist. Drei Häuser

[1]) Nach dem Census von 1870 4905 E. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. Tab. 7. S. 9

sind von Backstein, alle übrigen von Holz oder Lehm. Sie ist in raschem Wachsen und würde ohne Californien schon bedeutend größer sein. Eine Menge Israeliten sind angesiedelt, welche Schmuggelgeschäfte mit Mexiko betreiben. Der Rio grande del Norte, der einzige schiffbare Strom in Mexiko, ist trotz seines hochtrabenden Namens ein sehr schmaler Fluß, etwa von der Breite des Neckars an sehr schmaler Stelle, aber von beträchtlicher Tiefe und darum sehr hoch hinauf schiffbar, vielleicht 800—1000 Meilen aufwärts, so daß er trotz seiner Kleinheit für die Zukunft dieses Landes von größter Bedeutung sein mag. Während früher seine schweigenden Ufer kaum dann und wann einen Nachen gesehen, ist er seit seiner Besitzergreifung durch die Amerikaner durch eine Zahl von stattlichen Dampfern belebt. Fliegende Brücken und viele Kähne vermitteln die Verbindung zwischen Brownsville und Matamoros und da letztere Stadt von ersterer etwa eine englische Meile entfernt liegt an einer anderen Windung des Rio, so stehen eine Menge Omnibuse bereit, die stets viel zu thun haben; Alles das erst seit 14 Monaten! Auch wir benutzten dieses, uns aus der Heimath wohlbekannte Beförderungsmittel und erreichten so wohlbehalten unser nächstes Reiseziel auf mexikanischem Boden, Matamoros, wo wir voraussichtlich längere Zeit werden liegen bleiben müssen.

II.

Matamoros. Auf dem Rio grande. Durch die Vorläufer der Sierra Madre über Monte Rey nach Saltillo.

Die City[1]) of Matamoros, wie die Nord-Amerikaner in ihren Siegesberichten sagten, ist eine sehr bescheidene City. Man sagt, sie habe 8000 Einwohner, was sich aber schwer begreift, wenn man die elenden Lehmhütten, die ärmlichen Schiffhäuschen oder die aus nebeneinandergestellten Palmenstämmen gefugten, mit Lehm verschmierten und mit Stroh gedeckten Schlupfwinkel sieht, aus welchen die „Stadt" besteht. In solchen Wohnräumen lebt das prahlerische unüberwindliche Volk von Mexiko, — dunkelbraune, schwarzhaarige, schmutzige, verlumpte Gesellen, die Weiber immer im tiefsten Négligé mit langflatternden verworrenen Haarsträhnen —, in rührender Anspruchslosigkeit seine stolzen Paläste theilend

[1]) In Amerika gibt es nur sehr wenige Dörfer; jede Niederlassung, bestünde sie auch nur aus ein paar Holzbaracken, nennt sich mit Stolz eine „Stadt" (city). — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 87.

mit Rindvieh, Schweinen, Maulthieren, Hunden und einer Legion von bekannten und unbekannten lästigen Insekten! Sonntags sieht man die ganze Familie hinter dem Zaune sitzen, sich gegenseitig ein Säuberungs-Geschäft besorgend, wie wir es nur von den Affen in der Menagerie kennen. Die Alten sind von abschreckender Häßlichkeit, die Jungen dagegen — Knaben wie Mädchen — oft von frappantester Schönheit. Die Mädchen heirathen mit dem 10. bis 14. Jahre, eine Großmutter von 24 Jahren ist nichts Seltenes, eine alte Frau von 21 Jahren mit 6—8 Kindern ebenso wenig. Die Apathie und Faulheit des Volkes ist unglaublich, rings um die Stadt liegt Alles wüste, nur die kleinen Hausgärtchen sind nothdürftigst mit Mais angebaut, von welchem die Familie das Jahr hindurch lebt. Alle Früchte — europäische wie tropische — würden hier vorzüglich gedeihen, wie man aus Versuchen weiß und sieht, aber Niemand gibt sich die Mühe, auch nur einen Baum zu pflanzen. Auf dem Lande bildet Viehzucht die Hauptnahrungsquelle.

Selten sieht man Jemand zu Fuß auf der sog. Landstraße, Alles zu Pferd meist im Galopp. Etwas besser als beim Eintreten in die City sieht es allerdings im Innern derselben aus: da findest Du steinerne Häuser, Kaufläden, Kaffeehäuser, Billards, kurz Civilisation aber sehr primitive. Das schönste Haus wird von dem commandirenden General, von dem Commandanten der Zollwächter und von einem Kaufmann bewohnt, an welchen

wir Empfehlungsbriefe hatten. Letzterer empfing uns freundlich und machte durch sein liebenswürdiges und verständiges Wesen einen sehr angenehmen Eindruck auf uns. Er scheint ein ausgedehntes Geschäft zu haben, welches darin besteht, Europäische Waaren – meist aus Deutschland bezogen – in's Innere bis nach Durango, Zacatecas u. a. Orte zu verschicken, den Hauptgewinn bezieht er dabei aus Arrangements, die er mit der Zollbehörde dahin trifft, daß sie einen Theil des auf den eingeführten Waaren haftenden Zolles – natürlich unerlaubterweise – nachläßt. Der Transport in's Innere des Landes geschieht gewöhnlich mittelst großer mit acht bis zehn Maulthieren bespannter und von einer bewaffneten Escorte begleiteter Wagen. Die Wege dahin, obwohl die besten in der Republik, sind jämmerlich schlecht, so daß solche Transporte bis zu ihrem Bestimmungsort oft drei Wochen erfordern.

Das Leben zu Matamoros ist sehr theuer, wenngleich Nahrungsmittel billig sind. Der Koch unseres freundlichen Wirthes erhält täglich 3 Doll. zur Bestreitung der Kosten des Essens auf seine Rechnung, außerdem einen Lohn von monatlich 30 Doll., sein Kutscher monatlich 20 Doll. Haarsträubend sind die Preise für alle Handarbeit. Stelle Dir vor! Ich wollte mich als ordentlicher Mensch doch täglich rasiren lassen – selbst verstehe ich leider diese Kunst nicht –; was meinst Du, daß der „Herr Doctor" dafür verlangt hat? Achtzehn Dollars monatlich! An dem Schreibtisch, den ich hier benutze,

war eine Klappe zum Schließen zerbrochen, der Schreiner ließ sich für die Reparatur 13 Dollars bezahlen! Und so geht es durch alle Rubriken durch.

Vor einigen Wochen hauste die Cholera hier in schlimmer Weise: fast kein Haus blieb verschont, alle Familien sind in Trauer. Augenblicklich ist der Gesundheitsstand wieder ein guter trotz der hohen Temperatur von 22 bis 24° R. Diese Hitze veranlaßt, daß man hier beständig in dem bei uns so gefürchteten „Zuge" lebt; Tag und Nacht bleiben die Fenster geöffnet, damit der Luftstrom die Zimmer durchstreiche und wenigstens einige Kühlung bringe; letztere sucht man sich außerdem durch häufige Douchebäder zu verschaffen.

Heute ist auch unser schwäbischer Reisegenosse mit unserem Gepäck von Brazos her glücklich hier angelangt, aber richtig — wie ich befürchtete, als wir uns von ihm trennten — nicht ohne daß ihm seine exemplarische Unbeholfenheit einen Possen gespielt hätte. Zunächst hatte der Ärmste zwei Tage lang im Hafen von Brazos liegen bleiben müssen, bis in den kleinen Dampfer umgeladen war und dieser sich auf den Weg machte. Dann hatten sie auf der See bis zur Mündung des Rio grande stürmischen Wind, so daß Alles seekrank wurde, und endlich, als es zu der durch eine angeschwemmte Sandbank (Barre) erschwerten Einfahrt in den Fluß kam, fuhren sie auf. Unser schwäbischer Ritter hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als zur Belustigung der übrigen Passagiere seinen gummizeugenen Schwimmkittel anzuziehen. Er soll eine

Prachtfigur gemacht haben, der wohlbeleibte Mann in der Schwimmjacke, die so weit aufgeblasen war, daß er zur Unförmlichkeit gleich einem Ochsenfrosch anschwoll. Glücklicherweise war seine Furcht, zu ertrinken, ungegründet und er mit dem Schrecken und einer tüchtigen Portion Spottes davon gekommen. Aber nicht genug damit; er mußte noch einen zweiten Gruselanfall bestehen. Sie waren nämlich bei ihrer Weiterfahrt an Hütten vorbei gekommen, in denen nur noch die Weiber und Kinder sich am Leben befanden, die um ihre, wenige Tage zuvor von den Comanches gemordeten Gatten und Väter jammerten. Kein Wunder, daß ihn diese Erlebnisse nun vollends aus Rand und Band gebracht haben. Er ist völlig deprimirt und so dem Heimwehe verfallen, daß er wohl ehestens der neuen Welt wieder Valet sagen und „hoimwärts" steuern wird.

Wie lange unser Aufenthalt hier noch dauern mag, läßt sich nicht voraussehen; es hängt davon ab, wie bald sich uns entsprechende Gelegenheit bietet, unsere Reise in's Innere in der beabsichtigten Richtung fortzusetzen. Einstweilen suchen wir ersteren so gut als möglich zur Bereicherung unseres Wissenschatzes nicht minder als zu unserer Vergnügung auszunutzen. Von Morgens 6 bis 9 oder 10 Uhr wird Englisch und Spanisch studirt; die Zeit von da bis zum Dinner um 5 Uhr des Abends verwende ich meist zu ausgedehnten Ritten in der Umgegend, nicht nur um diese kennen zu lernen, sondern ganz besonders um mich allmälig an größere Touren zu Pferd zu

gewöhnen und mich so für die eigenartigen Strapazen vorzubereiten, denen Derjenige, der in das Land-Innere vordringen will, ausgiebig gewachsen sein muß. Es ist eine Lust, auf dem kleinen Mexikaner ebenso wie auf dem edlen Kentuki, einem prächtigen amerikanischen Pferde englischer Züchtung, das dem besten deutschen Vollblutpferd in Nichts nachsteht, in sausendem Gallop stundenweit durch die Steppe zu fliegen. Nur wurden mir dabei Anfangs die engen mexikanischen Sättel zur Qual; für die ausgedörrten Mexikaner mögen sie ganz gut sein, für einen ehrlichen Deutschen sind sie lächerlich eng; jetzt lasse ich darum stets meinen eigenen Sattel auflegen. Die Pferde stehen mir in freigebigster Weise aus dem Stalle unseres Gastfreundes zur Verfügung.

Um 7 Uhr des Abends dunkelt es und man genießt die nun rasch einfallende Nacht mit ihrer erquicklichen Kühle, ihrem hellen Mondscheine und ihrem herrlichen Sternengefunkel auf dem Balkone in träumerischer Ruhe oder, wenn man nicht zu müde ist, auf den Straßen luftwandelnd. Tausende von Leuchtkäfern, – viel heller als die unserigen daheim, und von verschiedenem Lichte, doch lange nicht so groß als auf Habana, wo sie fingerlang sind –, machen den Sternen am Himmel den Rang streitig mit ihrem flimmernden Lichtglanz. Ja, sie ist schön und wonnig, die mexikanische Nacht, aber nur so lange als man sich außer Bett befindet. Thust Du aber einmal den üblichen letzten Schritt am Tage oder, wie unsere Romanschreiber sich auszudrücken pflegen, „suchst Du

Dein Lager auf", dann hat buchstäblich die Herrlichkeit ein Ende. Die Hitze ist unerträglich, dazu einiges harmloses, aber zudringliches Ungeziefer, so dauert es immer längere Zeit bis Du Ruhe und Schlaf findest, auch wenn Du nicht so empfindsamer Natur bist wie unser guter schwabenländischer Reise-Compagnon, der hier das Zimmer mit mir theilt. Nein, ist das allnächtlich eine tolle Geschichte mit Dem! Kaum ist das Licht gelöscht, so wälzt er sich — erst in langsamerem, allmälig in immer lebhafterem Tempo — auf seiner Matratze herum und seufzt und ächzt zum Erbarmen; ich frage: „nun Herr Kamerad, was gibts?" da fährt er mit einem Schrei aus dem Bett: „Zum Deufel! So machet Se doch g'fälligst Licht, 's laufet m'r zolllange Käfer über 's G'sicht!" Es ist die Blatta occidentalis, die hier zu Tausenden in den Häusern eingenistet sind. Ein anderes Mal sind es die Musquitos, die ihn angeblich zur Verzweiflung bringen, oder es nagt eine Maus oder Ratte an seiner Bettstelle — auch dieser niedlichen Thiere gibt es mehr als genug hier — und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Ich predige ihm dann, daß das Gejammer alles Nichts helfe, er möge sich beruhigen und das harte Geschick mit Fassung tragen; umsonst! „I' trag's net!" sagt er und rennt im Zimmer auf und nieder. Was ist zu machen? Ich nehme absolut keine Notiz mehr von ihm und seinen Hiobiaden und so steigt er endlich noch brummend und knurrend wieder zu Bett und ermannt sich selbst nach einiger Zeit so weit, das Licht wieder zu löschen. Oft aber wieder-

holt sich die Komödie zwei- und dreimal, bis schließlich ein kräftiges sägenartiges Geräusch der Welt verkündet, daß er schläft.

Zum Öfteren weckt uns des Nachts das Rollen des Donners und was für ein Rollen! Gegen ein Donnerwetter in diesen Gegenden kommen mir unsere heimischen Gewitter wie Experimente in einem physikalischen Kabinet vor. Eine halbe Stunde lang und länger blitzt es unaufhörlich und so heftig, mit so greller Leuchte, daß sich selbst kleine Druckschrift bequem lesen läßt; scheinbar ebenso ununterbrochen rollt der Donner dazu mit so sonorer Kraft und untermischt mit so fürchterlichen Schlägen, daß Du jeden Augenblick glaubst, es müsse neben Dir eingeschlagen haben; der Sturmwind heult grausig und rüttelt erbarmungslos an den ohnedies morschen Behausungen. Fast nie geht es ohne einzelne Dachabdeckungen ab, wohl aber richtet der Sturm nicht selten weit erheblicheren Schaden an. So wurden erst ganz neuerlich bei einem derartigen Wetter in Brazos mehrere Menschen und Thiere von einstürzenden Häusern erschlagen, dreizehn Schiffe, wovon einige im Hafen lagen, strandeten oder gingen sonstwie ganz verloren: man hat bis heute keinen Nagel von ihnen aufgefunden. Entsprechend ist der Regen. Wenn man bei uns sagt, „es regnet wie mit Kübeln", so versteht man das nicht; das ist ein sanfter Thau gegen hiesigen Platzregen: pflaumendick fallen hier die Tropfen und so dicht, daß sie gleichsam in der Luft zusammenfließen; im Nu ist die ganze Gegend überschwemmt und

Alles weggeführt, was nicht niet- und nagelfest ist. Kurz der ganze Charakter eines solchen Unwetters ist großartig, von unbeschreiblicher Majestät.

Auch der Jagdlust wird hie und da gefröhnt und amüsant ist das Jagen hier wegen der vielen schönen Vögel. Einer der gewöhnlichsten ist der rothe Kardinal: reich und in sehr hübschen Arten sind ferner das Hühner- und Tauben- wie das Rabengeschlecht vertreten; in etwas weiterer Entfernung von der Stadt lassen sich Cuguare und wilde Truthühner anpürschen; nur mag der Fremdling dabei auf seiner Hut sein, sich nicht im Walde zu verirren, wie es mir jüngst passirte, da Das in ganz ebener Gegend, wo es an jedem Höhepunkt fehlt, von welchem aus man sich zu orientiren vermöchte, immerhin etwas unbehaglich werden kann, zumal wenn man der Landessprache, des Spanischen, noch nicht mächtig ist. Der Wald in diesen abgelegeneren Strichen ist von halbtropischer Natur, noch unverkümmerter Urwald. Prachtvolle Hochstämme, wenn auch nur von mäßiger Höhe — etwa von der unserer heimischen Rothbuche —, aus der Gattung der Gleditschie, der Akazie und anderer Schotenfrüchtler, darunter dichtestes Unterholz von meist dornigen Gesträuchen, das nur schwer und nicht ungestraft ein Ein- und Durchdringen gestattet; zwischenhinein vom Boden bis in die Kronen der Hochstämme ein wirres Netz von Schlingpflanzen, unter denen namentlich eine schöne Passiflora hervorragt. Es ist ein hehrer Anblick von überwältigendem Eindruck; selbst der Ruf des Spott-

vogels, wenn er dann und wann die sonst lautlose Stille unterbricht, stört Dich nicht in Deiner Andacht. Eine unangenehme Zugabe zu solchen Waldstreifereien bilden — abgesehen von der drückenden Hitze — die Zecken, deren es so viele gibt, daß in Kurzem der ganze Körper davon bedeckt ist und sorgsam wieder von ihnen gereinigt werden muß, da, wenn sie sich einmal unter die Haut eingesogen haben, ihre Entfernung leicht schmerzhafte Entzündung verursacht. Eine freundlichere Erscheinung sind dagegen wundervolle Schmetterlinge, die in Masse die blühenden Sträucher umschwärmen.

Seit 10 Tagen befindet sich Prinz Paul von Württemberg, der berühmte Reisende, auf seiner Durchreise hier; das Haus unseres Gastfreundes ist auch sein Hauptquartier. Mir ist die Ehre zugefallen, seinen Führer in die Umgegend zu machen, was, da auch er dem edlen Waidwerk hold ist, fast immer unter der Firma eines „bewaffneten Spazierganges" — aber eines solchen, der mit reicher Jagdbeute verknüpft ist — geschieht. Er ist ein Mann von vielen Kenntnissen in den Naturwissenschaften und so sein Umgang belehrend, da gerade einem in ihnen Bewanderten sich in hiesiger Gegend ein äußerst mannigfaltiges Beobachtungs- und Bearbeitungsgebiet erschließt.

Leider hat der Prinz seinen „engeren" Landsmann, unseren seitherigen schwäbischen Reisegefährten, nicht mehr persönlich kennen gelernt. Derselbe ist gestern wieder von hier abgedampft der „Hoimet" zu. Was ihn schließlich zu dem kühnen aber weisen Entschluß gebracht hat,

auf den Ehrgeiz zu verzichten, Mexiko-Reisender zu werden, weiß ich nicht. Unvergeßlich aber wird mir die Abschiedsscene bleiben. Ich hatte einen letzten Versuch gemacht, ihn noch umzustimmen, und ich meinte schon, es solle mir gelingen: da nahm er Hut und Stock zur Hand und sprach, wehmüthig lächelnd:

„'s thut's net länger, Herzensbrueder,
Laß Dei Bitte, 's ischt für d' Katz —
Hoimweh han i noch der Mueder
Und net minder noch mei'm Schatz." [1])

Noch ein Händedruck und fort war er.

So sehr ich seine oft erheiternde Gesellschaft vermissen werde, für ihn ist es besser so; er würde auf fremdem Boden sein Gedeihen nicht gefunden haben. „Wer zum Handkäs geboren ist, wird kein Limburger", sagt der Pfälzer.

Wie hier überhaupt in allen Verhältnissen eine merkwürdige Mischung von Barbarei und Civilisation sich bemerkbar macht, so fällt solche namentlich auch in der Lebensweise und dem Benehmen der mexikanischen Damen auf. Gehen sie aus, so sind sie in höchster Toilette, geradezu ballsalonmäßig gekleidet, zu Hause liegen sie auf dem Boden der schmutzigen Küche gekauert und — rauchen und zwar von 3 oder 4 Uhr des Morgens, zu welcher frühen Stunde sie aufzustehen pflegen, bis zum Abend, an dem sie in der Regel frühzeitig zu Bett gehen; selbst in feiner Abendgesellschaft verzichtet die Dame aus

[1]) Ad. Grimminger. Mei Derhoim.

vornehmstem Kreise unter keinen Umständen auf den Genuß des Rauchens; reiten sieht man sie selten.

Was ferner dem Fremden, wenn er einige Zeit in Matamoros und dem gegenüberliegenden Brownsville verkehrt, in nahezu verblüffender Weise auffällig erscheint, ist der grelle Unterschied, der in dem Gebahren der Bevölkerung dieser beiden Nachbarstädte zu Tage tritt. Auf mexikanischem Boden neben halbbarbarischen Absonderlichkeiten doch noch einige sociale Bildung, auf dem Gebiete des Yankee drüben auf der anderen Seite des Flusses die krasseste Rohheit. Nichts häufiger in Brownsville als Mord und Todschlag! Niemand geht ohne Waffen aus, beim leichtesten Disput wird die Pistole gezogen: so wurden am letzten Sonntag, an einem Abend drei Menschen erschossen. Wer es aber nobler treibt, der duellirt sich; Forderungen auf Karabiner, 30 Schritte Distanz, sind am meisten an der Tagesordnung.

An Sonntagen — die, nebenbei bemerkt, im Vergleich mit England oder den vereinigten Staaten hier durchaus nicht heilig gehalten werden — vereinigen sich Mexikaner und Amerikaner auf dem Dampfboot zu Lustfahrten auf dem Rio, welchen augenblicklich eine hier weilende deutsche Musikbande besonderen Glanz verleiht. Dieselben Leute, die während der Woche in den elendesten Hütten wohnen und kaum Etwas auf dem Leibe haben, zahlen da 3 bis 4 Dollars Entree und spielen die Grands Seigneurs.

13. Juni 18 . . .

Noch immer bin ich hier, ohne absehen zu können, wie und wann ich von hier fortkomme, und es gehört schon einige Überwindung dazu, noch ferner hier auszuhalten. Ich spreche nicht von den vielen geistigen Entbehrungen, denen man hier ausgesetzt ist; darauf war ich gefaßt. Aber wochenlang keine Zeitung zu Gesicht zu bekommen und so nicht zu erfahren, wie die Sachen daheim im theueren Vaterlande stehen; zur Unthätigkeit verurtheilt und im Umgang — abgesehen von meinem ebenso intelligenten und gebildeten wie liebenswürdigen Hauswirth — auf einige arrogante, selbstsüchtige Amerikaner angewiesen zu sein, deren höchstes und einziges Interesse der Kramladen ist: alles Das und manches Andere gleichmüthig auf die Dauer zu ertragen, erfordert viel Resignation und noch mehr Geduld. Doch es soll mir an dem nöthigen Maaße von Beidem nicht gebrechen. Was ich unternommen, hoffe ich auch durchzuführen.

Soweit meine Erfahrungen in Amerika bis jetzt reichen, glaube ich meine Landsleute vor Auswanderung nach diesem vermeintlichen „gelobten Lande" eindringlichst warnen zu müssen, ausgenommen den unbemittelten Bauer und Taglöhner, welchem ja unser Deutschland am Ende nicht viel mehr ist als brodspendender Erdboden, und Brod findet er in der That reichlicher hier als daheim. Wer sich dagegen dort einigermaßen erträglich durchbringt, Der bleibe wo er ist! Meine Gründe sind kurz folgende: Dem deutschen Einwanderer verursacht

zu Anfang immer die Erlernung der fremden Sprache große Schwierigkeit, was naturgemäß sein Unbehagen und sein Heimweh steigert! gar Manche aber werden niemals dieser Sprache völlig mächtig und so sind sie — Alle, die herüberkommen, die Einen mehr, die Anderen weniger — der Willkühr und dem Eigennutz des Amerikaners preisgegeben, der sich diese Hilfelosigkeit nur zu gut zu nutze zu machen weiß. Mag man auch noch so sehr für die Verfassung der vereinigten Staaten und was sonst anerkannt Tüchtiges in ihnen geleistet wird, eingenommen sein, Eines steht fest und ist unumstößliche Wahrheit: Unter den Amerikanern sind im Großen und Ganzen viele schlaue, betrügerische, im höchsten Grade egoistische Leute, welchen der eitle Mammon über Alles geht. Daher kommt es denn, daß der deutsche Einwanderer, wenn er Geld mitbringt, rücksichtslos ausgebeutet wird. Es ist geradezu eine Seltenheit, daß ein Deutscher in den ersten Jahren nicht — wie man sich schonend auszudrücken liebt — so viel Lehrgeld zahlt, daß er darüber Hab und Gut verliert. Später allerdings, durch Schaden klug geworden, erheben sich Viele wieder und erringen Wohlstand. Auch der Ton des geselligen Lebens sagt uns nicht zu; es ist inhalt- und formlos zugleich; die freie Ungezwungenheit im Umgang erscheint uns als Rohheit und eine gewisse neugierige Zudringlichkeit wird oft unerträglich. Ich sage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die individuelle Freiheit bei uns in Deutschland unendlich viel größer ist,

als in den vereinigten Staaten, wo das souveräne Volk sich um die geringfügigsten Privathandlungen des Einzelnen kümmert und, falls sie anstößig befunden werden, in's Haus rückt und sie untersagt. Man irrt darum ganz gewaltig, wenn man meint, hier zu Lande thun zu können, was und wie man will; es ist das nur in gewisser Beziehung und nur in beschränktem Maaße wahr.

Was die Beschaffenheit des Geländes hier herum in Mexiko betrifft, wenn man etwaige europäische Ansiedelung im Auge hat, so besteht dasselbe durchweg aus gutem, aufgeschwemmtem Boden, in welchem sich mit größter Bemühung kaum ein Steinchen auffinden läßt und der, wenn künstliche Bewässerung eingeführt würde, zu erstaunlicher Fruchtbarkeit gebracht werden könnte und zum Anbau von Zuckerrohr, wie überhaupt von allen tropischen Erzeugnissen sich eignen müßte. Ohne solche Bewässerung gedeiht außer Melonen — diese aber vorzüglich — nur Mais, der darum auch unter den Volksnahrungsmitteln die Hauptrolle spielt. Am Rio bravo del Norte wäre noch Platz für Millionen fleißiger Menschen, allein zur Auswanderung dahin ist des heißen Klimas wegen — am Tage 24—26°, zur Nachtzeit 18—20° R. — nicht zu rathen.

An Bord des M. Kinney auf dem Rio grande.
1. Juli 18...

Am 28. Juni Abends verließ ich Matamoros und bin nun auf dem Wege in das Innere von Mexiko. Mein Freund und bisheriger treuer Reisegefährte aber

ist dort zurückgeblieben, um wahrscheinlich in das Geschäft unseres gemeinsamen freundlichen Hauswirthes einzutreten. So bin ich also von heute ab auf mich selbst angewiesen und muß sehen, wie ich allein mich weiter durchschlage.

Die Ufer des Rio grande bis Roma und höher hinauf sind ganz flach; unmittelbar hinter ihnen dehnt sich der endlose, dunkelgrüne Urwald aus; großartigste Wildniß, nur alle paar Stunden einmal eine Lehmhütte umgeben von wenigen Maisfeldern und bewohnt von, der mexikanischen Mischlingsrace angehörigen Wäldlern. Auf der einen Seite Texas, auf der andern die mexikanische Seeprovinz Tamaulipas bildet der Fluß die Grenze zweier großen Ländergebiete und dient so als Pulsader für beide durch den bedeutenden Handel, welcher diese Wasserstraße benützt. Besonders lebhaft wird der Schmuggelhandel nach Mexiko hinein betrieben, wo die Zölle sehr hoch, die Beamten bestechlich und die Wege schlecht sind, dagegen Überfluß an Silber sich findet.

Es ist jetzt die Zeit, in welcher der Rio grande regelmäßig stark anschwillt und schließlich weite Strecken Landes überfluthet; sein Wasser ist schlammig und es treiben viele Bäume und Gestrüpp aller Art an uns vorüber. Das Land hat in Klima und Vegetation überhaupt einige Ähnlichkeit mit Ägypten, mit dem es auch unter einem und demselben Breitegrad liegt. Die Nächte sind wundervoll. Man sieht schon unten im Süden das Sternbild des südlichen Kreuzes, der Mond strahlt in

herrlicher Klarheit. Die Luft erfrischt eine leichte Brise. Es ist erquicklich kühl und doch nicht so kühl, daß man sich zu erkälten Gefahr liefe. Alles schläft auf dem Deck unter freiem Himmel und fürchtet selbst den Thau nicht, der so reichlich fällt, daß des Morgens Gesicht und Hände nicht minder als die Matratze, auf welcher man liegt, stark angefeuchtet sind. Aber schon der Sonnenuntergänge hätte ich erwähnen sollen. Sie sind einzig in ihrer Art, weil in Folge der glühenden Tageshitze zur Abendzeit gewöhnlich an irgend einem Theile des Horizontes ein Gewitter steht: noch schillert der ganze Himmel in den buntesten Farben; jetzt fließen schon die einzelnen, vorhin noch grell von einander geschieden gewesenen Tinten allmälig zur goldiggrünen Lasur zusammen, bis auch diese mehr und mehr vor dem Dunkel der Dämmerung erstirbt, und nun steht mit einem Mal der ganze Horizont in Flammen, indem die in der Atmosphäre massenhaft angehäufte Elektrizität in unaufhörlichem Wetterleuchten sich ausgleicht. Dies dauert eine halbe Stunde, oft auch länger, dann wird der Himmel wolkenfrei und bleibt so die ganze Nacht über bis zum Morgen, wo, sobald die Hitze eintritt, auf's Neue weißgeballte Wolken, so wie wir sie bei uns an heißen Sommertagen um die Mittagszeit zu sehen gewohnt sind, sich an ihm aufthürmen. Nun erst, seit ich diesen mexikanischen Abendhimmel kenne, verstehe ich, was unser genialer Rottmann in seinen trefflichen Landschaftsbildern mit ihren eigenartigen Lüften sagen will.

Gestern erreichten wir Reynosa. Ein gräuliches Nest, doch alterthümlich-interessant; es stammt aus frühester spanischer Zeit. Die Stadt liegt auf einem mäßig anschwellenden Hügel – es ist der erste anstehende Felsboden, den man von der Mündung des Rio grande an bis hierher zu Gesicht bekommt; aus Quadern dieses Felsgesteines waren noch die Häuser erbaut, die nun in Ruinen zerfallen keine andere Bestimmung mehr zu haben scheinen als: an vergangene Herrlichkeit zu erinnern. Die bewohnbaren Behausungen bestehen fast ausschließlich aus Schilfhütten. Der Charakter der Gegend ist noch immer der gleiche: ringsum Wald mit dichtem dornstrauchigem Unterholz, aus welchem hie und da ein schmaler, vom Vieh getretener Pfad an das Ufer führt. Einen reizvollen Anblick gewährt es, wenn dieses, in den anliegenden Waldungen in Heerden von vielen tausend Stücken halbwild sich herumtreibende Rindvieh – von schönem Schlage – des Abends truppweise aus dem Waldesdunkel heraustritt, um im Flusse zu baden und seinen Durst zu löschen. Einzelnen Thieren wird aber dieser Gang zum Wasser auch zum Verderben. An manchen Stellen sind nämlich die sonst flachen Ufer auf stundenweite Strecken so steil oder förmlich überhängend, daß das Thier keinen Abstieg findet; es starrt rathlos in die Tiefe nach der kühlen Fluth verlangend, bis es nach langer Marter entweder noch oben am Hange verendet oder vom brennenden Durst zum Äußersten getrieben, den Sprung auf eine unten irgendwo vorstehende

Sandbank wagt und so, weil ihm der Rückweg den steilen Hang hinauf abgeschnitten ist, elendiglich verhungert. Außer von dem Gebrülle des Rindviehes hallen diese Uferwaldungen um die Abendzeit auch noch von ganz anderen Tönen wider, von einem Gepfeife, wie wenn Hunderte unserer Heidelberger Straßenjungen sich da drinnen umhertrieben und mit ungewohnter Beharrlichkeit aus voller Kehle pfiffen. Ich wußte lange nicht, was ich mir unter dem ohrenzerreißenden Getöne vorstellen sollte, bis ich entdeckte, daß es eine Art von Grille ist, im Aussehen einer Libelle ähnelnd, die sich auf diese musikalische Weise die Zeit vertreibt.

Wir schreiben heute den 1. Juli und was das in Mexiko heißen will, lernt sich bei einer Fahrt auf dem Rio vortrefflich. In der Sonne 32°, im Schatten 28° R. und fast kein Luftzug; als Getränke schlammiges Flußwasser, nachdem es einen Tag lang in einem Fasse in der Sonne gestanden, damit der gröbste Schmutz sich zu Boden setzt, dadurch also wie über dem Feuer gewärmt! Das geht schon etwas über deutschen Begriff von Behaglichkeit. Eine weitere Einbuße an letzterer erleidet der Rio-Reisende insoferne, als er auf den Dampfern, die diese Route befahren, Leib und Leben Einrichtungen von so zweifelhafter Solidität anvertraut sieht, daß Unglücksfälle nicht sowohl die Ausnahme als vielmehr die Regel bilden. Schon zweimal von Matamoros bis hierher hat unsere Dampfmaschine Beschädigungen erlitten, welche zu ihrer Reparatur stundenlange Arbeit erforderten.

Wenn es ohne Kesselexplosion abgeht, können wir von Glück reden.

Eine zeitweise Erquickung verschaffen wir uns — und insbesondere unserem ausgetrockneten Gaumen — dadurch, daß wir, wenn das Boot anlegt, um Holz einzunehmen, uns eine Melone oder eine Wassermelone pflücken, die auf diesem glühenden Boden in Menge und vorzüglich gedeihen. Die Wassermelone namentlich, welche uns Anfangs wenig zusagt, wird uns bald zum begehrlichen Leckerbissen durch das Wasser, welches, reichlich in dem äußerst porösen Fleische der Frucht abgelagert, dieser zu ihrem Namen verholfen hat und, obwohl es von süßlichem fadem Geschmack ist, doch ausgezeichnet den Durst löscht.

6. Juli 18 . . .

Jetzt heißt es einmal wieder: still gelegen und nicht gemurrt, mag die kostbare Zeit auch noch so ungenützt verstreichen! Buena vista ist der stolze Name des Rancho, auf welchem wir seit vorgestern Abend campiren, nachdem uns der treffliche Dampfer hier — glücklicherweise unversehrt — ausgesetzt hatte, um seine Rückfahrt anzutreten. Der Rancho liegt einige hundert Schritte vom Ufer des Rio grande oberhalb Mièr auf einer schwachen Anhöhe und ist Eigenthum eines wohlhabenden Amerikaners. Das Wohnhaus ist zweistöckig, ganz von Stein aber sehr luftig gebaut und mit Schießscharten versehen, die bei Überfällen der Indianer Dienste leisten sollen. Der Grund, warum ich bis auf Weiteres hier festgehalten

bin, ist nach Anschauung eines anständigen deutschen Mannes ein höchst eigenthümlicher, nämlich kein anderer als der, daß einzelne meiner neuen Reisegefährten — zwei Kaufleute und ein Doctor nebst Frau, alle vier Canadier, und ein Amerikaner — Waaren bei sich führen, die von hier aus in das Innere von Mexiko eingeschmuggelt werden sollen, wozu eben die günstigste Gelegenheit abgewartet werden muß.

Die Gegend hier herum trägt den Charakter des Hügellandes; sie erinnert, oberflächlich betrachtet, an die Odenwald-Hochebene bei Walldürn; kümmerliche Vegetation, dünn bestandene Waldflächen. Unter letzteren aber darf man überhaupt nicht etwa Buchen- oder Kiefernwaldung, wie sie der Odenwald noch aufzuweisen hat, sich vorstellen, vielmehr nur einen Complex von riesigen Cactusgesträuchen; was sonst von Bäumen oder Buschwerk sichtbar ist, verschwindet gegenüber dem absolut dominirenden Cactus. Die Pflanze wird hier zimmerhoch und von ungeheuerem Umfang; ihre Blätter, von der Größe des Blattes unserer heimischen Tabakpflanze, sind mit einer Masse mit bloßem Auge kaum erkennbarer feiner, scharfgespitzter Stacheln bedeckt, welche so wenig festsitzen, daß sie beim gelindesten Anstreifen in den Kleidern hängen bleiben, von diesen dann auf den Körper übertragen werden und, wenn sie bei dem Versuche, sie zu entfernen, abbrechen, auf der Haut schmerzhaft juckende Geschwüre hervorrufen und dadurch zur oft kaum erträglichen Leibesplage werden. Nichtsdestoweniger dienen

sie als Viehfutter, nachdem sie zu diesem Ende zuvor überm Feuer gesengt und dadurch ihrer Stacheln entledigt worden sind. Die feigenartigen Früchte, ebenfalls voll feiner Stacheln, werden zu Schnaps gebrannt, auch wohl roh gegessen, sie schmecken aber nicht gut. Das würde nun an sich für uns von keinem Belang sein, wir können die stacheligen Dinger ja unberührt und uns an der regulären Kost genügen lassen, die man uns hier auftischt und die — sollte man meinen — in einer Gegend, wo es von dem schönsten Rindvieh nur so wimmelt, in der Hauptsache nicht schlecht sein kann. Aber daß Gott sich erbarme! Das Landvolk in Mexiko — und wir hier auf dem verwünschten Rancho haben augenblicklich die Ehre, auch zu diesem gerechnet zu werden — lebt nur von Tortillas, geröstetem Maiskuchen ohne Salz, dafür aber so barbarisch mit spanischem Pfeffer versetzt — man rührt letzteren mit Wasser zu einem Brei an und taucht die Kuchen hinein —, daß das ganze Präparat für einen europäischen Gaumen anfänglich ungenießbar ist. Gegen solchen Pfefferbrand ist der in England so beliebte rothe spanische Pfeffer wahres Kinderspiel. Etwas Anderes aber als derartiger „Pfefferkuchen" ist auf diesem Rancho unter gewöhnlichen Umständen nicht zu bekommen. Ich machte mich also gestern auf und schoß ein Dutzend Turteltauben und ließ mir diese zurecht machen; da kam ich wieder einmal vom Regen in die Traufe. Das Fett, welches zum Braten verwendet wurde, war so ranzig, daß es mir unmöglich war, Etwas zu

genießen. Ich hungerte, trank trübes Flußwasser dazu und hoffte auf den Abend, wo ich einen Truthahn zu erlegen und diesen dann in seinem eigenen Fett am Spieße zu rösten gedachte[1]). Aber auch der Versuch mißlang: ich kam todtmüde nach Hause, ohne ein Federchen angetroffen zu haben. Der Retter aus der Noth war — der Kaffee. O, wie habe ich sie schätzen gelernt diese edle Gottesgabe, nicht nur an diesem Abend, nein überhaupt alle die Zeit her! Wenn man hierzulande stundenlang umherschweift, wächst der Durst bis zu einem Grade an, daß selbst unglaubliche Quantitäten von Wasser ihn nicht zu löschen vermögen. Da mundet und erquickt dann der braune Trank vorzüglich.

10. Juli 18 . . .

Wie überall im Lande so ist auch hier der Mexikaner stets zu Pferde und darum ein höchst gewandter Reiter; ich sah Kinder, nicht älter als 6—7 Jahre und noch so klein, daß ihr Kopf am Steigbügel anstößt, allein auf ein Pferd klettern und im Galopp davon sprengen! Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten; auch in Mexiko.

Seit gestern bin auch ich Besitzer eines Pferdes, das mit mir die Reise in's Innere machen soll; es hat mich 12 Pesos, d. i. 51 M. 43 Pf., gekostet, ist nicht schön, aber

---

[1]) Ragout von Truthühnern (guajolote) mit Chile und Tomaten (Paradiesäpfeln') bereitet, ist eine Lieblingsspeise der Mexikaner. Gräfin Paula Kollonitz. Eine Reise nach Mexiko im Jahre 1864. Wien 1867.

gut; des Morgens und Abends reite ich es in die Schwemme, über Tag gehe ich mit dem Texasmesser in ein Maisfeld und schneide ihm sein Futter; kurz ich besorge mein edles Thier höchsteigenhändig. Morgen oder übermorgen wird ihm, so hoffe ich jetzt, die Aufgabe werden, seinen Herrn von hier weiter zu tragen; wenigstens soll nach Versicherung meiner Reisegefährten heute Abend noch mit dem Hinüberschaffen der Schmuggelwaare nach Mièr, der nächsten mexikanischen Grenzstation begonnen werden, wenn anders die erwarteten Atteste des Alcalden von Camargo eintreffen. Mit diesen hat es folgende Bewandtniß. Ein Artikel des Friedensvertrages mit den Ver. Staaten setzt fest, daß alle während des Krieges eingeführten Waaren zollfrei bleiben sollen. Will nun ein Kaufmann Waaren einschmuggeln, so besticht er einfach den Alcalde irgend einer Grenzstadt, ihm ein Zeugniß auszustellen, daß dieselben schon zur Kriegszeit eingeführt gewesen; mit einem solchen versehen zieht er dann mit der geschmuggelten Waare unangefochten von Ort zu Ort durch das Land-Innere. Treibt dagegen Einer den Schmuggelhandel im Großen, dann zahlt er der obersten Zollbehörde ein rundes Sümmchen von 10—20,000 Thalern und ist sicher, in seinem sauberen Gewerbe nicht gestört zu werden. Natürlich sind unter solchen Verhältnissen die Zollbeamten in kurzer Frist reiche Leute; die Regierung ruft sie ab und setzt bis dahin unbescholtene Leute an ihre Stelle, aber es dauert nicht lange, so unterliegen auch diese der Versuchung und der Schmuggel blüht auf's Neue.

Wie sich Alles lernt im Leben, wenn es gelernt sein muß, so habe ich es nun doch noch fertig gebracht, auch Tortillas genießbar zu finden. „Vogel friß oder stirb!“ Wahrhaftig, hier zum ersten Male esse ich, um nicht Hungers zu sterben, absolut ohne jene Lust, die am Ende doch jeder gesunde Mensch über einem wohlbereiteten Mahle empfindet. Statt Weines haben wir ein schreckliches Getränke, Mescal, ein aus der Agave americana gebranntes Wasser, hier aber von der schlechtesten Sorte; Geschmack und Geruch sind geradezu beleidigend. Dennoch zwinge ich mich zuweilen, eine kleine Dosis davon mit Wasser gemischt zu nehmen, um meinem von den Tortillas, den Melonen und dem reichlichen Wassergenuß angegriffenen Magen wieder aufzuhelfen. Mescal guter Qualität kommt unserem Kirschwasser sehr nahe.

Des Lebens Herrlichkeiten sind uns, wie Du siehst, hier auf unserem unfreiwilligen Wartepoſten äußerst kärglich zugemessen, um so dankbarer sind wir für Alles, was das ewige Einerlei in nur halbwegs interessanter Weise unterbricht. Dahin gehören u. A. die häufig hier vorüberkommenden Karawanen von beladenen Maulthieren mit ihren Treibern, oder ein Trupp Reisender, die hier kurze Rast halten; immer eine reizende Staffage in der sonnendurchglühten gelbbraunen Landschaft. So zog auch gestern wieder eine Parthie Reisender — unter ihnen sogar eine Dame — hier durch; zwei aus der Gesellschaft aber kamen heute urplötzlich wieder hier angesprengt, in der Verfolgung eines Mulatten begriffen,

der sich während der letzten Nacht mit zwei Pferden und einigen hundert Thalern auf und davon gemacht hatte; sie werden aber wohl vergeblich nach ihm fahnden, denn jenseits des Flusses, in Texas, wo die Sclaverei noch in üppigster Blüthe steht, ist nicht mehr Viel zu machen. In Mexiko ist die Sclaverei dem Namen nach aufgehoben, allein thatsächlich existirt sie dennoch, indem die Diener, deren jede bessere Familie eine Anzahl im Hause hat — man nennt sie Piones — ihrer Herrschaft stets Geld schulden, von 20 bis zu 300 Thlrn., und nun so lange fortzudienen verpflichtet sind, bis die Schuld abgetragen ist, was nie eintritt, weil immer wieder neue Schulden gemacht werden. Übernimmt ein Dritter für ihn die Zahlung der Schuld, dann tritt er in dessen Dienste über; so werden diese Leute ebensogut ge- und verkauft wie die Sclaven. Dagegen ist von Racenabneigung oder gar von Verachtung der Neger in Mexiko keine Rede; im Gegentheil, es ist durchaus keine Seltenheit, daß ein Neger eine weiße Schöne als Gattin heimführt.

13. Juli 18...

Mièr. Einen Vorgeschmack von den Süßigkeiten einer Reise zu Pferd habe ich bereits bekommen. Mein Reisegefährte, der Doctor, hatte sein Cabriolet, in welchem er mit seiner Frau die Reise in's Innere zu machen gedenkt, sammt seinem Pferde in Matamoros einem Bekannten zu vorübergehender Benützung geliehen und es sollte dieser damit dann zu Land hierher kommen, er

kam aber nicht. Wir erfuhren, Beides — Wagen wie Pferd — befinde sich in desolatem Zustande in Camargo; es wurde daher beschlossen, daß, während der Doctor es unternahm, unsere Effekten von dem Rancho Buena Vista hierher zu schaffen, ich mich nach Camargo begeben und nach der verunglückten Equipage sehen sollte. Abends 4 Uhr machte ich mich auf den Weg — jedoch in Begleitung eines Mexikaners, da man Viel von Räubergesindel sprach, das streckenweise auf dieser Route hausen sollte — und langte um 4 Uhr in der Frühe, also nach einem Ritt von 12 Stunden wohlbehalten dort an. Der Weg war ungeheuerlich schlecht, wie Alles, was in Mexiko sich dieser Nomenclatur erfreut: Hügel um Hügel, tiefsandig oder steinig und von dem Sonnenbrand unglaublich hart gebacken; streckenweise mit Cactussträuchern und Buschwerk aller Art verwachsen. Spät in der Nacht erreichten wir noch vor Camargo einen Rancho, auf dem wir bis zu Tagesanbruch rasteten, was mir um so verlockender erschien, da ein bildschönes Mädchen uns freundlichen Gruß bot und zum Verbleiben einlud. Wie schon seit Wochen so schlief ich auch diese Nacht auf meiner Pferdsdecke, das sternenflimmernde Himmelszelt über mir, als Kopfkissen den Sattel benützend. Matratze und alles sonstige Bettwerk sind hier zu Lande für den Reisenden ein lästiger Luxus. Man schläft hier ohnedies des Nachts nicht lange, sondern sucht lieber während der Tageshitze nachzuholen, was man sich an der Nachtruhe etwa abgebrochen hat. Früh am Morgen ritten wir in Camargo

ein und, — o Jammer, die traurige Mähr von dem Fuhrwerk des Doctors entsprach leider nur zu sehr der Wahrheit — ich fand das Pferd in den letzten Zügen liegend, das Wägelchen zerbrochen. Nachdem ich letzteres nothdürftig wieder hatte herstellen lassen, spannte ich meinen Gaul ein und trat nun statt rittlings zu Wagen den Rückweg an. Immerhin ging es so besser als herwärts zu Pferd, wenn wir auch barbarisch gestoßen und gerüttelt wurden und ich manchmal, beim Passiren eines ausgetrockneten Flußbettes mit seinen steilen Abhängen, meinte, nicht weiter zu können; mein mexikanischer Begleiter brachte es immer fertig. Ich möchte wissen, was ein Heidelberger Droschkenkutscher verlangen würde, wenn er von Mier nach Camargo fahren sollte!

Camargo ist eine kleine ächtmexikanische Stadt. Trotzdem, daß seit dem Kriege sich einige Amerikaner da angesiedelt haben, ist das Gepräge doch entschieden alt-spanisch, wie das von Mier auch. Die Häuser sind von Stein, aber nach der Straße zu ohne Fenster, mit flachem Dach; die kleineren bestehen aus einem einzigen Gelaß, in welchem Alles, was zum Hause gehört, mit und durch einander lebt; auf den Straßen, die von Unrath strotzen, kaum hie und da ein vereinzelter moderner Sancho Pansa zu Pferd, sonst kein menschliches Antlitz, dagegen Schweine und Hunde in Hülle und Fülle, unter letzteren namentlich zu Tausenden die bekannten nackten, d. h. unbehaarten mexikanischen Hunde und zwar sowohl der schweineähnliche schwarze als auch der schakal-

artige rothe. Camargo wie Mièr liegen beide an einem kleinen Fluß, ersteres am San Juan, letzteres am Rio del Mièr. So edel ihre Namen klingen, so ist es doch mit der Vornehmheit dieser Flüsse nicht weit her: widerlich träge, fast ohne jegliche Strömung, das Wasser faulig und übelriechend. Und doch — der Gedanke daran schon ist entsetzlich — dient dieses Wasser von einer Wärme bis zu 24° R., in welchem noch dazu alles Gethier der Stadt badet — als Trinkwasser!

In den wenigsten der kleinen Grenzstädte, deren Einwohnerzahl zwischen 2000 und 5000 schwankt, finden sich Gasthäuser; jeder Einheimische, der überhaupt in ihnen verkehrt, hat dort seine Freunde, bei welchen er absteigt, so daß ein Fremder übel daran ist. Auch ich konnte darum in Camargo nicht dazu gelangen, Hunger und Durst zu stillen, ich mußte auf den Rancho zurück, wo mir nun schon die vor wenigen Tagen noch gründlich verschmähten Tortillas, dazu eine ebenfalls unbändig gepfefferte und überdies stark verzwiebelte Fleischspeise und Kaffee ohne Milch und Zucker — aber freilich alles das von der schönen Rancherita zubereitet — vortrefflich mundeten. Mièr hat — als Ausnahme von der Regel — wenigstens ein Speisehaus aufzuweisen, in welchem man nach mexikanischem Küchenzettel leidlich gut ißt. Als Schlafappartement ist mir hier der geräumige Hof eines mexikanischen Irländers zugewiesen, der sich vor einigen Jahren hier häuslich niedergelassen hat. Seit dem Kriege findet man überhaupt in diesem Landesstrich

viele Europäer und Nordamerikaner mit Mexikanerinnen verheirathet; sie mußten sich zu diesem Ende naturalisiren lassen und damit der früheren Lebensgewohnheit völlig entsagen, was für mich immerhin seine Schwierigkeiten hätte. Aber auch einem Deutschen kann es gelingen, wie ich an einem Elsässer sehe, der, früher Professor der Mathematik und überhaupt ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann, nun hier als Maulthierbesitzer und Fuhrmann en gros lebt, im Äußern einem Vollblut-Mexikaner bereits wenig mehr nachgibt und sich in jeder Hinsicht befriedigt fühlt.

Am 17. Juli verließen wir Mièr. Da hieß es auch „früh gesattelt und spät geritten". Morgens 5 Uhr fing man an, die eingeschmuggelten Waaren auf Wagen zu laden; da diese aber theilweise zerbrochen waren und darum wieder umgeladen und reparirt werden mußten, so wurde es Abend bis wir fortkamen. Diese Art, Schmuggelwaare zu transportiren, ist eine erst zwei Jahre alte Gewohnheit, sie schreibt sich noch vom Kriege her: es sind nämlich lauter ehemalige mexikanische Militär-Transportwagen, die nach dem Friedensschluß in Menge in Privathände übergingen. Sobald übrigens ihre Zeit um ist, wird man wohl wieder auf den Saumthier-Transport zurückkommen, da der Mexikaner bis zu solcher Thätigkeit, daß er sich an Stelle eines abgängig gewordenen einen neuen Wagen anfertigte, sich sicher nicht erhebt. Bei ihrer derzeitigen Verwendung werden diese Wagen mit je 4—10 Maulthieren bespannt, gleichwohl

geht die Reise mit ihnen der grauenhaft schlechten Wege halber in entsetzlich langweiligem Tempo. So kamen auch wir gestern Abend — es dunkelte allerdings auch sehr stark — nicht weiter als um $1^1/_2$ Wegstunden von der Stadt weg. Im Wald wurde campirt. Ich breite meine Pferddecke aus, lege darüber eine zweite weiße Wolldecke, nehme den Sattel oder den Nachtsack unter den Kopf, Flinte und Pistolen neben mich und den sechsläufigen Revolver in die Hand: so schläft es sich ganz herrlich. Aber ganz ohne Schrecken ging es in dieser Nacht doch nicht ab. Noch ehe es tagte, näherten sich nämlich unverhofft etliche bewaffnete Gestalten mehr und mehr unserer Lagerstätte, Alles griff zu den Waffen. Da riefen sie uns zu: „bleibt nur ruhig, wir sind keine Räuber!" und entpuppten sich allgemach als harmlose Zollgardisten. Nette Zustände das, wenn der Grenzwächter seine Visitenkarte überreichen muß, um nicht als Räuber behandelt zu werden! Unsere Papiere wurden untersucht und richtig befunden; man rüstete daher zur Weiterreise. Abermalige Verzögerung: während der Nacht hatten sich einige Maulthiere verlaufen und es dauerte geraume Zeit bis sie wieder eingefangen waren.

Die Gegend, durch welche unser Weg führte, ist einförmig; hügeliges Terrain, dünn bewachsen mit Mimosen, riesigen Cactus und verkrüppelten Palmen; nur in vom Wasser ausgewaschenen Furthen etwas üppigere Vegetation und einzelne schöne Bäume. Der Doctor und seine Frau im Cabriolet und ich zu Pferde bildeten die

Avantgarde, kamen aber auch an dem zum Nachtlager bestimmten Ort noch allein an. Diese Nachtlagerstellen werden um deswillen womöglich immer vorausbestimmt, weil man hier zu Lande auf der Reise vor Allem sein Augenmerk auf das Wasser zu richten hat; wo man einen Bach oder doch eine ausgiebige Pfütze weiß, dorthin strebt man bis zum Abend zu gelangen. Auch unsere heutige Lagerstelle war an einem Bach gelegen und von dicht belaubten Bäumen umstanden, welche erquickenden Schatten spendeten; noch mehr als dieser erfrischte ein Bad den erschöpften Körper. Ein Paar Hühner, die wir von Mièr mitgenommen, wurden an hölzernem Spieße über Kohlenfeuer gebraten, in der Nähe campirende Fuhrleute spendirten uns gegen Geld und gute Worte einige Tortillas und so hatten wir ein Nachtmahl, welches, obgleich uns kein Salz zur Verfügung stand, sehr lecker befunden wurde, da wir den ganzen Tag über noch Nichts genossen hatten. Frühe am Morgen trafen auch die Wagen bei uns ein und die Colonne setzte sich wieder in Marsch. Schon gegen Mittag war der nächstbestimmte Lagerplatz erreicht, dieses Mal ein kleiner Rancho — Ponteacuro —, leider völlig schattenlos in seiner unmittelbaren Umgebung, so daß wir von der Mittagshitze entsetzlich auszustehen hatten, da wir Pferde und Wagen nicht verlassen durften, eingedenk der Frage und Antwort: „Wer ist diebischer als die Elster?" „„Der Mexikaner."" Um so wohlthuender war für uns die mit der hereinbrechenden Nacht anhebende Kühle. Ich

hatte mein Lager in der Nähe der Pferde und in Folge dessen eine unruhige Nacht, weil mir damit zum Öfteren die unangenehme Aufgabe zufiel, die zum Rancho gehörenden, aber auch während der Nacht frei umherlaufenden Ochsen und Schweine zu vertreiben, welche das Maisfutter unserer Pferde immer und immer wieder anreizte, sich bei diesen zu Gast zu laden. Dieses Schweinegezücht zumal aber ist so zudringlich, daß es nicht einmal dann, wenn ich mich meinerseits nicht weiter um es bekümmerte, mir Ruhe gönnte, vielmehr, so oft ich nahe daran war einzuschlummern, mir mit der schmutzigen, naßkalten Schnauze Gesicht und Hände beschnüffelte oder, wenn mir die Kurmacherei gar zu bunt wurde und ich mich ihrer Liebkosungen etwas unsanft erwehrte, mit höhnischem Grunzen über mein ganzes Ich dahinjagte.

Nicht ohne Aufregung traten wir am Morgen des 19. Juli die Weiterreise an, denn alle Welt sprach von Räubergesindel, das sich in der Nähe herumtreiben sollte. Thatsache war, daß gestern auf dem heute von uns zu passirenden Wege zwei Amerikaner angegriffen wurden, von welchen der Eine zwar mit heiler Haut davon kam, der Andere aber eine Schußwunde in der Hand davon trug. Die Art eines solchen Angriffes — so geschah es auch den beiden Amerikanern gegenüber — entspricht ganz dem feigen und hinterlistigen Charakter des Mexikaners. Die Kerle lauern hinter einem Baum oder einem Felsstück und schießen dann von ihrem Versteck aus auf den arglos Vorüberreitenden; fällt dieser, dann brechen

sie hervor und berauben ihn; geht der Schuß fehl, dann verschwinden sie im nächstgelegenen Dickicht. Geradezu lächerlich ist, welchen Respect dieses Volk vor dem wohlbewaffneten Fremden hat; den Europäer insbesondere taxirt es kaum geringer denn als einen Hexenmeister. Das mag auch der Grund sein, warum wir unbehelligt blieben. Auch an der berüchtigsten Stelle unserer Route, an einem Arroyo, d. h. Bergstrom, der jetzt völlig trocken liegt und durch dessen steile, dicht mit Bäumen und Schlingpflanzen verwachsene Abhänge unsere Wagen nur mit Mühe und Noth hinab und hinauf zu bringen waren, hatte sich Nichts ereignet.

Wie lange habe ich nun schon keine Berge mehr gesehen und wie wonnig war das Gefühl, als heute, nachdem wir eine Anhöhe erstiegen hatten, zum ersten Mal wieder eine Bergkette im blauen Morgenduft auftauchte! Es sind die Vorläufer des großartigen Monte Rey, an deren Fuße das Städtchen Cerralbo liegt.

Wie in allen mexikanischen Städten, so sind auch in Cerralbo die Häuser von Stein, mit sehr dicken Mauern zum Schutze gegen die Hitze, einstöckig, mit flachem Dach, ohne Fenster nach der Straße. Ein klarer Bach durchströmt das Städtchen und bewässert einige Gärten, aus welchen das freundliche, saftige Grün der Feigen-, Orangen- und Citronenbäume Einen unendlich wohlthuend anmuthet, wenn man längere Zeit in den vom Sonnenbrand ausgedörrten, kümmerlichen Waldungen der Ebene umhergewandert ist. Ein Wirthshaus

von unverfälschtem mexikanischem Typus nahm uns auf. Das ganze Haus besteht aus einer einzigen Stube mit zwei einander entgegengesetzten Thüren, ohne Fenster; die Wände sind mit Crucifixen und Heiligenbildern primitivster Gattung bedeckt; mehrere Betten, ein Tisch und zwei Stühle bilden das Ameublement; eine Menge Flaschen, in welchen alles Mögliche aufbewahrt wird, Salz, Pfeffer, sonstiges Gewürz, Fett etc., stehen auf Brettern umher oder hängen an Bindfaden von der Decke herab; je mehr Flaschen und Fläschchen, um so nobler das Haus. Die Küche liefert in diesen Wirthshäusern zur Hauptmahlzeit in der Regel Suppe, an der Sonne getrocknetes, in kleine Stücke zerschnittenes und dann in starker Pfeffersauce gekochtes Fleisch, Reis und als letzte Platte Frigolis, kleine schwarze Bohnen, die abgedämpft und geschmelzt die Lieblingsspeise des Volkes bilden. In gewöhnlichen Kneipen hat Jeder ein Stück Tortilla in der Hand und greift damit in die gemeinschaftliche Schüssel, weil Teller, Messer und Gabeln da unbekannte Luxusgegenstände sind. Da der Mexikaner gewöhnlicheren Schlages sich nie wäscht, so gehört es nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens, unter Umständen gezwungen zu sein, an einem derartigen Mahle Theil zu nehmen. Zum Getränke dient Wasser, Mescal oder Agua tiente de Paras, eine Art Cognac, welcher aus dem in Paras erzeugten Wein durch Destillation gewonnen wird.

An den Thüren aller Häuser fanden wir einen reichlich

mit Kreuzen versehenen Zettel angeheftet, auf welchem in's Deutsche übersetzt folgende Worte standen: „Möge die Cholera uns nicht berühren. Wir bitten Dich, Gott, darum und unseren Mittler, Deinen Diener und Heiligen St. Roche." Die Cholera wüthete nämlich und wüthet in einigen Provinzen noch mit großer Heftigkeit; man glaubt, ein Achtel der Bevölkerung der Republik sei bereits daran gestorben. An Ärzten mangelt es übrigens auch hier zu Lande nicht. In Cerralbo lernte ich einen amerikanischen Doctor kennen, der, nachdem er früher Karrenführer, dann Soldat gewesen, nun als prakt. Arzt mit Glück und Verstand die Heilkunst ausübt. Er ist ein Typus des ächten Yankeethums[1]): Schwätzer, Lügner, Windbeutel. Alles Ernstes versicherte er mir u. A., in Louisiana einen Schafbock gekannt zu haben, der in einem Jahre 150 Wölfe getödtet habe!

[1]) Unter einem Yankee pflegt man sich (wie auch hier zu verstehen ist) den specifischen Amerikaner vorzustellen, einen langen, hageren tabakkauenden Menschen, der in Gesellschaft die Füße auf den Tisch legt, Jeden auf die Seite wirft, der ihm im Wege steht etc. Dem ist jedoch nicht so. Gerade weil der Yankee sich von dem eben Geschilderten unterscheidet, wurde dieser Name ihm zu Theil. Denn derselbe repräsentirt eigentlich das Wort „Englisch" (Engländer), welches durch die Indianer in „Yanglee", „Yankee" corrumpirt ward. So hießen und heißen noch die Bewohner Neu-Englands (an der Nordküste des Atlantischen Oceans) in der Union und diese unterscheiden sich eben von ihren übrigen Landsleuten keineswegs unvortheilhaft durch besondere Anhänglichkeit an ihr eigenes Mutterland, durch das Interesse, welches sie an dessen geistigen und sittlichen Bestrebungen nehmen. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 100.

Am folgenden Tage kamen wir erst spät von Cerralbo weg und konnten daher nur noch $2^1/_2$ Wegstunden weiter zurücklegen; in dem Rancho viejo wurde Halt gemacht. Eine jämmerliche Unterkunft! Nichts war zu haben, nicht einmal Wasser für die Thiere. In der Nacht wieder die verdammten Schweine, die sich auch da nicht entblödeten, sich sehr gemein mit mir zu machen, dazu noch eine Art Ameisen, welche unter die Kleidung krochen und sehr empfindlich bissen. Ich war froh als es zu tagen begann und ließ es mir gerne gefallen, die Pferde auf eine halbe Stunde Entfernung zur Tränke zu führen, während die Anderen in der noch glimmenden Asche unseres nächtlichen Wachtfeuers von gestern übrig gebliebene Tortillas aufwärmten und einige Eier weich brieten. Nach mehrstündiger Fahrt kamen wir an einen Arroyo de Mojares, einen ausgetrockneten, von den Bergen kommenden Sturzbach voll großer Rollsteine, die ich für Lias-Kalk halte. Die schroffen Abhänge sind dagegen offenbar ein Conglomerat neuester Bildung: nämlich durch Infiltration von oben her mit Kalksinter zusammengekittetes Liasgestein. Wie dieser Arroyo so führen überhaupt alle mexikanischen Flüsse, mit wenigen Ausnahmen, in der Regel kein Wasser, nur im Winter oder Frühjahr, wenn in den Bergen Regen fällt; in der übrigen Jahreszeit sind sie nichts weiter als steinige Flußbetten, durch welche nur hie und da ein dünnes Wasserfädchen sich hindurchzieht, oder ganz trocken, so daß nur, wer die Stellen genau kennt, in einzelnen

Löchern unter Felsgestein noch Wasser findet. Die Vegetation ist allmälig eine andere geworden: die Cactus sind verschwunden und Palmettos an ihre Stelle getreten, deren dattelähnliche Früchte roh, noch mehr aber gekocht honigsüß und überhaupt sehr wohlschmeckend sind. Diese Palmen, die blühenden Akazien und Mimosen, wilder Wein und andere Schlingpflanzen, Alles zusammengenommen verleihen der Gegend den Charakter des Tropischen.

Wir machten ein Feuer und brieten eine junge Ziege, die unterwegs geschossen worden war; selbst ohne Brod und Salz war es ein köstlicher Imbiß. Ein Kundiger hatte auch durch Hinwegräumen von Steinen unter einem Felsen ein Wasserquellchen entdeckt, so daß wir auch nicht des erquickenden Trunkes ermangelten.

26. Juli 18 . . .

Wegen nothwendiger Wagenreparaturen mußten wir auf dem nächsten Rancho, de Papagayos, mehrere Tage liegen bleiben; auch er trägt ein ächt tropisches Gepräge: die Wandungen der Hütten bilden nebeneinandergestellte Palmenstämme, in den Fugen nothdürftig mit Lehm verputzt; zur Bedachung sind Palmblätter verwendet; eine kleine, niedere Thüre dient als Ein- und Ausgang. Nebenan für sich abgesondert über vier Pfählen ein Palmblätterdach, das ist die Küche; auf dem Boden drei mächtige Steine, über welchen auf einem Stück Blech die Tortillas am Feuer geröstet werden. Der ganze Hausrath besteht aus etlichen Ochsenhäuten, einigen aus-

gehöhlten Kürbissen als Wasserbehältern und ein paar Töpfen, in welchen der Mais zu den Tortillen und die Frigolis gekocht werden.

Am zweiten Abend hatten wir ein Gewitter, es regnete stark, wir mußten also wohl oder übel in den Hütten unser Nachtlager aufschlagen. Kaum lagen wir auf unseren Decken, so schrie die Frau des Doctors wie wenn sie am Spieß steckte: ein Monstrum von einer Kröte war ihr über das Gesicht getappt. Es wurde Licht gemacht, zur Besänftigung der hochwogenden Empörung der Frau Doctorin das missethäterische Subject erbarmungslos geviertheilt und — man schickte sich auf's Neue an, zu schlafen. Mir wollte es aber auch jetzt nicht gelingen. Die drückende Hitze; das endlose Mäckern einiger im gleichen Raume mit uns weilenden Ziegen; ein Schwarm von Ameisen und Flöhen, die um die Wette mich bearbeiteten; endlich das Klagelied einer zweiten Kröte, welche in irgend einem Winkel der Hütte verborgen liegen mußte: es wurde mir unerträglich da drinnen, ich floh hinaus in's Freie. Glücklicherweise hatte es aufgehört zu regnen und stand überdies ein leerer Ochsenkarren in der Nähe, den ich mir sofort zur Lagerstelle ausersah. So stellte sich dann auch nach und nach der ersehnte Schlaf bei mir ein.

Am Morgen wurde ich erst gewahr, daß wir uns in reizvoller Gegend befanden. Um so lieber benutzte ich die unfreiwillige Muße zu einigen Jagdausflügen, deren Ergebnisse in einem starken Rehbock gipfelten. Endlich

kam es wieder zum Aufbruch. Unser Weg führte zwischen zwei etwa 8000 Fuß hohen Gebirgszügen über wellenförmiges Terrain; in Ramos, einem in einer Thalmulde gelegenen Rancho wurde Mittag gemacht; es gab da sogar Ochsenfleisch und ich war nicht wenig stolz auf die delikaten Roastbeefs, die ich daraus zu bereiten verstand. Der Weg als solcher hierher war aber wieder entsetzlich. Was wohl ein Großh. Badischer Ingenieur oder Bezirksförster zu dem mexikanischen System des Straßenbaues sagen würde? Man haut auf 12 Fuß Breite die Bäume um und der Fahr-, Reit- und Fußweg ist fix und fertig. Buschwerk, Wurzelstumpen, Felsblöcke, alle solche Kleinigkeiten stören den ächten Mexikaner nicht.

Die Formation des Gebirges, der Vorläufer-Berge der durch Mittel-Mexiko ziehenden Sierra Madre, ist Lias, Muschelkalk; die Schichten ziemlich horizontal; das Hebungsgestein tritt nirgends zu Tage — wie ich später wahrnahm, ist es Porphyr —; obenauf liegt das früher beschriebene Conglomerat. Gegen Abend erreichten wir Marin, ein kleines Städtchen ohne erwähnenswerthen eigenthümlichen Charakter. Hier erfuhren wir, daß der in einer Entfernung von einer Stunde unsere Route kreuzende Arroyo in Folge starker Regengüsse zum wilden Bergstrom angeschwollen, heute vielleicht noch, morgen aber jedenfalls für einige Zeit nicht mehr zu passiren sei, was uns bestimmte, ohne Verzug weiter zu gehen. Bei stockfinsterer Nacht waren wir bei ihm angelangt

und doch – so schien es auf den ersten Anblick – zu spät? Zwischen steilen Uferhängen wälzte sich brausend eine Stromfluth von mächtiger Breite; wie tief sie sein mochte, wer das gewußt hätte! Aber der Versuch mußte gewagt werden; ein mehrtägiger Verzug wäre zu störend für uns gewesen. „Jockele, gang Du voran!" rief mir der Doctor zu. Ich gab meinem Pferd den Sporn und setzte in die Fluth: sie war von mäßiger Tiefe, nur gegen die furchtbare Strömung galt es harten Kampf, aber er wurde von meinem braven Thier glücklich bestanden. Nun wagten sich auch die Wagen herunter und hinüber und es gelang auch ihnen, wenngleich nur unter den schwersten Anstrengungen, ohne Unfall das jenseitige Ufer zu erreichen. Tags darauf wollte an derselben Stelle ein Amerikaner den Übergang forciren, fand aber dabei sammt seinem Pferde, das dem inzwischen noch reißender gewordenen Strome nicht zu widerstehen vermochte, den Tod in den Wellen.

Wir campirten am Ufer während des übrigen Theiles der Nacht und schliefen da auf unseren Decken – Dank der großen Müdigkeit, von der wir befallen waren – einen herrlichen Schlaf, obwohl wir Nichts zu essen gehabt. Ebenso nüchternen Magens ging es in der Frühe des Morgens weiter, durch dichte Waldung. Außer vielen Palmen nahm meine Aufmerksamkeit ganz besonders ein schön weißblühender Baum in Anspruch, der mir unbekannt ist; seine Blüthe hat viele Ähnlichkeit mit unseren Convolvulus-Arten. Plötzlich scheute mein Pferd und ich

gewahrte hart vor uns eine gut 8 Fuß lange schwarze Schlange. Ich sprang aus dem Sattel, zog mein Texasmesser, allein im Nu war sie im Dickicht verschwunden und trotz allen Spürens nicht wieder aufzufinden. Für ihren Verlust sollte ich aber bald reichlich entschädigt werden. Nach mehrstündiger Weiterwanderung waren wir nämlich wieder auf einen Arroyo gestoßen, dessen ausgetretene Wasser schon wieder zurückgetreten waren, so daß zu beiden Seiten längs der Ufer nun ein ausgedehntes Moor stand. Wer beschreibt meine Freude, als ich mit einem Male in diesem Moore noch frische Spuren von Truthühnern entdeckte! Ich folgte den Spuren und war so glücklich, an vier Stücke, die spielend in einem Busch sich herumtrieben, mich anzuschleichen und eines davon, ein wahres Prachtexemplar, zu erlegen. Ich hätte es gerne ausgebalgt, allein ich hatte keinen Arsenik zur Hand, der bei der herrschenden Hitze zur Conservirung des Balges doppelt nothwendig gewesen wäre, und so würde ich den Vorsatz doch wieder haben aufgeben müssen, auch wenn die Ungeduld der Gefährten, den herrlichen Braten am Spieße zu sehen, nicht so groß gewesen wäre. Es half Nichts, der schöne Vogel wurde gerupft und gebraten und mußte sich die Herabwürdigung gefallen lassen, uns zum Frühstück zu dienen.

Von Agua fria aus, einem kleinen an einem Bache gelegenen Städtchen, erwies sich das Land schon besser bebaut, eine augenfällige Wirkung des von den nun näher gerückten Bergen der Sierra Madre reichlicher herab-

quellenden Wassers. Das Zuckerrohr stand hier in noch jugendlichem Grün so hoch, wie bei uns der ausgewachsene Mais, letzterer hier baumhoch und überraschend üppig. Er bedeutet für die Bevölkerung von Mexiko, was für uns daheim die Kartoffel, ja noch mehr; Alles hier — Mensch wie Thier — lebt vorzugsweise von Mais, man könnte die Mexikaner ungenirt Maisivoren nennen!

Abends just vor Sonnenuntergang hatten wir das Thal von Monte Rey — ein stundenbreites, nur spärlich bewaldetes oder bebautes Hügelland, das zweifellos durch Bewässerung in ein Paradies umgewandelt werden könnte — und kurz darauf die Stadt gleichen Namens, die Hauptstadt der Provinz Nuevo Leon erreicht. Sie liegt malerisch in einer Rotunde von 3000—6000 Fuß hohen, schroff ansteigenden, in den Konturen reich ausgezackten Bergen, welche an die Savoyen'schen Gebirge, z. B. an den Salève bei Genf, erinnern. Obgleich sie 12000 Einwohner[1]) und darüber zählt, hat sie doch nicht einen einzigen Gasthof; im Übrigen räume ich ihr den Vorrang ein vor allen anderen mexikanischen Städten, die ich bis jetzt gesehen. Die Straßen sind gepflastert, mit guten Trottoirs versehen; eine große, im Jesuitenstyl erbaute Kirche der Vollendung nahe, außerdem ein Mönchskloster; rings um die Stadt herum lachende Gärten mit Orange- und Granatbäumen von seltener Pracht; aus einem in ihrem Weichbild gelegenen teichartigen Reservoir

[1]) Nach dem Census von 1871 — 13500. — Fr. v. Hellwald. Die Erde u. ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. Tab. 9.

entspringen zahllose Quellen von solcher Stärke, daß sie gleich ansehnlichen Bächen die Stadt in allen Richtungen durchströmen. Seit ich Europa verlassen habe, ist mir kein so klares, schönes Wasser zu Gesicht gekommen, es war ein herzerfreuender Anblick. Nach längerem vergeblichem Suchen fanden wir in der Behausung eines Landsmannes, eines Elsässer Wagnermeisters, ein Unterkommen. Außer ihm sind noch mehrere Deutsche hier angesessen, darunter ein Bergmann, der von einem Kaufhause in St. Thomas geschickt ist, um einige ältere Minen zu untersuchen. Seinen Mittheilungen zufolge sind sie nicht vielverheißend: schwach silberhaltiger Bleiglanz, etwas Kupferkies und Brauneisenstein ist Alles, was er fand; die Berge sollen reich an Kalkspath-Gängen sein.

Zwei Tage hatten wir in Monte Rey zugebracht, dann steuerten der Doctor mit seiner Frau und ich, wir Drei nun allein dem etwa 25 Leguas von da entfernten Saltillo zu. Der Weg zieht sich in dem allmälig ansteigenden Thale hin und folgt so dem einzigen in diesem Theile der Sierra Madre vorhandenen Paß; da und dort öffnet sich von ihm aus ein schluchtartiges Seitenthälchen. Die Vegetation wird wieder öde, eine sengende Sonnengluth liegt über dem Thalgelände und läßt nichts weiter aufkommen als einzelne Cactus und kümmerliches Gestrüpp; die angrenzenden Berge sind in ihrem unteren Theile völlig kahl, ihre Gipfel jedoch stellenweise mit Nadelholz bedeckt.

Auf Überraschungen eigenthümlicher Art darf sich

der Reisende hier zu Lande immer gefaßt halten; auch wir sollten wieder ein Pröbchen davon zu kosten bekommen. Vor einem kleinen Rancho, welchen wir passiren mußten, hielt ein Trupp bewaffneter Mexikaner zu Pferd, die uns schon, seit wir in ihren Gesichtskreis getreten, mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit zu würdigen schienen. Wir mochten etwa auf 50—60 Schritte ihnen nahe gekommen sein, da krachte ein Schuß aus ihrer Mitte und eine Kugel sauste pfeifend dicht über unsere Häupter hinweg. Das war mir aber doch zu grobes Latein: ich spannte den Hahnen an meinem Gewehr, setzte mein Pferd in Galopp und ritt direkt auf die Kerle ein. Weder machten sie Miene, mir einen zweiten, dem vorigen ähnlichen Gruß entgegenzusenden noch auch gaben sie Fersengeld. Sie ließen mich ruhig herankommen und auf meine nicht gerade in höflichem Tone an sie gerichtete Frage: was Das heißen solle, auf friedliche Leute schießen, versicherte der Attentäter unter lebhaften Entschuldigungen mit der unverfänglichsten Miene von der Welt, er habe uns nicht gesehen und nur seine Flinte ausschießen wollen. So ist dieses feige Gesindel. Hätten wir Angst verrathen, dann war es wohl um uns geschehen. Immerhin hielten wir es unter so bewandten Umständen für gerathen, unseren ursprünglichen Plan, hier zu rasten, aufzugeben, und zogen unseres Weges weiter, bis wir zu einer, einem Reichen von Saltillo gehörenden Hacienda, la Rinconada geheißen, gelangten. Und das war in jeder Hinsicht eine freundlichere Näch-

tigungsstelle als jener Rancho gewesen wäre. Wie eine unverhofft auftauchende Oase bei einem Ritt durch die Wüste, so muthete uns in diesem sonst sterilen Landstrich das herrliche Stückchen Erde an, das hier vor unseren Augen ausgebreitet lag. Es stoßen da mehrere Thäler des Hochgebirges auf einem Punkte zusammen und bilden so einen wohlbewässerten großen Bergkessel von fruchtbarstem Gelände; man hat offenbar ein altes Seebecken vor sich. Die unerträgliche Hitze der Ebene ist verschwunden — wir befinden uns 3500 Fuß über der Meeresfläche —; die reinste Frühlingstemperatur ist es, die hier oben herrscht: unter Tag mild warm, vom Abend bis zum Morgen so kühl, daß man in Sommerkleidern fröstelt; im Winter soll das Thermometer-Queckſilber selbst oft unter den Nullpunkt sinken. Was Wunder, daß hier die Früchte Europa's und des Südens gleichmäßig gedeihen! Die Agave americana dient als Zaun, ihre Blüthenstengel überragen selbst alte Granat- und Feigenbäume; allartige Cactuspflanzen von enormer Größe, üppige zahme Reben und ein prachtvoller Blumenflor zieren den Garten. Einen unschönen Contrast bildet zu dieser Herrlichkeit der Natur das traurige Loos der auf der Hacienda angesiedelten Bauern; sie sind die Leibeigenen des Besitzers durch Schulden, welche vom Vater auf den Sohn übergehen.

Am Abend genossen wir das Schauspiel einer in Mexiko sehr volksthümlichen Belustigung. Man hatte etwa zwanzig von den im anstoßenden Walde frei um-

herlaufenden Stieren in den Hof der Hacienda eingetrieben. Nun wurde einer um den andern durch das geöffnete Thor wieder hinaus gelassen, draußen aber von einem Trupp junger berittener Burschen mit wüstem Geschrei und gellendem Pfeifen empfangen; das dadurch scheu gewordene, geängstigte Thier sucht rasenden Laufes wieder in das nahe Holz zu entrinnen und die ganze Cavalcade saust in Carrière hinter ihm drein, um es beim Schwanz zu erfassen und mittelst eines kräftigen Ruckes und geschickter Führung des Pferdes zum Falle zu bringen; ist dies geglückt, dann wird es nicht weiter verfolgt. Der jeweilige Sieger kehrt mit den Genossen zum Ausgangspunkt zurück „und wieder speit das geöffnete Thor" einen mexikanischen Stier „hervor" und die Hetzjagd beginnt von Neuem.

Die Nacht über blieben wir hier. Mein Schlaf war wohlverdient, ich war 13 Stunden nicht aus dem Sattel gekommen.

Am Morgen des 30. Juli ging es weiter, immer bergan der großen Hochebene zu, auf welcher Saltillo liegt in einer Höhe von etwas über 5000 Fuß über dem Meere. Unser Weg führte durch den Engpaß los muertos, jenen Paß, welchen im letzten Kriege gegen die Nord-Amerikaner die Mexikaner schimpflicher Weise preisgegeben hatten. Er müßte mit einer Handvoll Leute gegen eine ganze Armee gehalten werden können, so verengt sich das Thal an dieser Stelle und so schroff und unwegsam sind hier herum die Gebirge. Hat man den Engpaß

überschritten, dann dehnt sich in der Breite von mehreren Stunden eine lange, lange baumlose Hochebene aus, in einzelnen Theilen ödes, steiniges Land, in anderen auffallender Weise so intensiv bewässert, daß nicht nur Waizen und ähnliche Feldfrüchte vortrefflich gedeihen, sondern selbst durch Wasserkraft getriebene Baumwollspinnereien sich finden, welche freilich nicht von Mexikanern sondern von Amerikanern und Engländern angelegt sind und betrieben werden.

So klar Nacht und Morgen gewesen, um die Mittagszeit umwölkte sich der Himmel und gegen 4 Uhr goß unter Donner und Blitz ein heftiger Regen nieder, der gerade lange genug anhielt, um uns gründlich durchweicht in Saltillo ankommen zu lassen.

III.

Saltillo. Über die Hochebene nach Zacatecas. Der Silberscheider auf der Hacienda. Ein Ritt nach den Salpeterhöhlen im Schluchtengebirge der Sierra Madre. Xeres.

Saltillo, den 8. August 18 . . .

Einen ähnlichen Eindruck wie Monte Rey macht auch Saltillo[1]). Es ist wie jenes eine der ansehnlichsten unter den mexikanischen Städten: ordentliche Straßen, die Häuser von Stein, eine hübsche Kathredale im Jesuitenstyl, aber — wie fast alle größere Kirchenbauten im Lande — unvollendet; reiches fließendes Wasser, welches auf der Haupt-Plaza der Stadt selbst eine pompöse Fontaine treibt. Saltillo wird durch einen kleinen Hügel beherrscht, der mir ein durch vulkanisches Feuer veränderter Schiefer zu sein scheint, obgleich das vulkanische Gestein nirgends zu Tage steht. Von diesem Hügel aus überblickt man die ganze Stadt und man ist überrascht von der, einem nordeuropäischen Auge ungewohnten Totalansicht: die Häuser mit ihren steinernen flachen Bedach-

[1]) Nach dem Census von 1871 — 8000 E. Fr. v. Hellwald. Die Erde u. ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. Tab. 9.

ungen sehen wie Steinwürfel aus. Auf der einen Seite der Stadt schließen sich prächtige Gärten an, in welchen alle europäischen Früchte gezogen werden; gut sind diese aber nicht, weil die Leute ihre Cultur nicht verstehen. Nach den anderen Seiten hin dehnt sich eine felsige, mangelhaft bebaute Ebene aus. Das Klima hier ist wie man es sich nicht schöner wünschen kann. Während in der Ebene jetzt — im Juli und August — erstickende Hitze herrscht, haben wir hier die herrlichste Frühlingstemperatur: am Tage warm, Nachts kühl; alle Abende gegen 4 Uhr einige Stunden Regen und Gewitter, sonst immer klarer blauer Himmel. Die Bevölkerung der Stadt ist sehr strenggläubig; ein Theil derselben, welcher fast ausschließlich die Bewohnerschaft der Vorstadt Pueblo ausmacht, besteht aus Indianern, die ihre Sitten und selbst ihre Sprache treu bewahrt haben.

Von sonderbarem Ansehen sind die Leichenzüge hier. Voraus ein Trupp Musikanten, Walzer und andere Tänze aufspielend; dann eine Schaar Männer und Buben, in ihre Teppiche gehüllt und beim helllichten Sonnenschein kleines Feuerwerk aller Art, Schwärmer, Raketen u. dergl. abbrennend, oder aus einer alten Muskete schießend; hierauf ein Priester im buntesten Flittergewande; endlich der von vier Männern getragene Sarg und die Leidtragenden; während des ganzen Zuges ohrenbetäubendes Gejohle und Geschrei. Würde man des Sarges nicht gewahr, man wüßte schlechterdings nicht, handelt es sich um einen Trauer- oder um einen Freudenfestzug. Feuerwerk liebt

man hier überhaupt außerordentlich; keine Gelegenheit wird versäumt, wo es irgend angebracht werden kann. So bildete es auch den Glanzpunkt eines Festes, das man dieser Tage zu Ehren des Santo Christo feierte. Schon vor einer Woche war es angekündigt worden durch zwei Indianer, welche tagtäglich vom Morgen bis zum Abend mit Trommel und Pfeife die Straßen durchzogen, gleich dem „Rattenfänger von Hameln" Kind und Kegel nach sich schleifend, bis endlich der ersehnte Festtag anbrach. Da sah man nun ganze Karavanen von pomphaft aufgeputzten, mit Blumen, Sähnchen, Spiegeln und allerlei sonstigem Zierrath behängten Eseln Lasten von Holz auf den Platz und die anstoßenden Straßen schleppen, wo es in kleinen Haufen aufgeschichtet wurde. Abends steckte man das Holz in Brand, der ganze Platz glich einem Feuermeer; das Finale des Spektakels bildete das unvermeidliche Feuerwerk mit musikalischer Begleitung.

Unter Tag war große Messe, zu welcher die Damenwelt in höchster Toilette schaarenweise zusammenströmte. Der Anzug der mexikanischen Schönen besteht dann meist aus einem weiten Reifrock von weißer oder einer anderen hellen, möglichst schreienden Farbe, darüber von der Taille an bis über den Kopf in malerischer Drapirung ein Tuch, mit welchem sie, wenn sie über die Straße gehen, den Mund und den übrigen Theil des Gesichtes derart verhüllen, daß nur ein schmaler Streifen der Stirne und die schwarzen, feurigen Augen sichtbar bleiben. Selbst

zu Hause sieht man sie fast nie ohne solches Tuch, was freilich seinen besonderen Grund noch darin hat, daß sie im Hause in der Regel den Oberkörper nur mit dem Hemde bekleidet haben. Die Tracht der Männer ist ebenfalls malerisch: über einer weißen Pumphose eine geschlitzte Lederhose, dazu ein Lederwams oder auch ein Shawl, der dann als Rock wie als Regenschirm oder Mantel und als Bett dient.

Seit dem 25. August bin ich in Zacatecas. Die Reise hierher dauerte zwölf Tage. Ich machte sie in Gesellschaft einiger Amerikaner, natürlich zu Pferde; Tag für Tag waren wir 12—14 Stunden im Sattel, ohne daß es mich sonderlich angegriffen hätte. Zuerst ging es durch die unwegsamen Schluchten der Sierra Madre. Welche Bewandtniß es mit der berüchtigten Unsicherheit dieser wilden Gebirgsthäler hat, gelangte, obwohl wir selbst unangefochten blieben, drastisch genug zu unserer Erkenntniß. An einem der ersten Tage schon stießen wir nämlich auf zwei erschlagene, völlig ausgeraubte Mexikaner; ihre Körper waren noch warm, das Leben aber bereits aus ihnen entflohen. Uns bewahrte zweifelsohne die gute Bewaffnung vor einem Angriff. Es waren schöne Tannenwaldungen, mit Palmen und Cactus untermischt, durch die wir gekommen sind; sie bergen eine reiche Flora, unter welcher ich auch manchen lieben Bekannten aus heimischem Garten wie z. B. Salvia splendens fand, und eine nicht minder beachtenswerthe Vogelwelt, von welcher als einer der stolzesten Vertreter ein

indigoblauer, mit prächtigem Federbusch geschmückter Häher erscheint. Edelwild, Rehwild und Hasen machen sie besonders dem deutschen Jägerherzen werth. Hat man das Gebirge passirt, dann ist man auf der großen Hochebene von Inner-Mexiko angelangt; ein endloses Flachland von ermüdender Monotonie, am fernen Horizont von einzelnen Gebirgszügen begrenzt; nur stellenweise, wo etwas Dammerde obenauf liegt, kümmerliche Vegetation, im Übrigen steiniger, unfruchtbarer Boden. Nicht öfter als alle 10—12 Stunden trifft man Wasser an: einen kleinen Tümpel oder einen Ziehbrunnen, dann und wann auch einen kleinen See. Diese letzteren sind eine merkwürdige Erscheinung auf der Hochebene. Es sind kreisrunde, mehrere Stunden Weges im Umfang haltende kesselartige Einsenkungen von 50—100 Fuß Tiefe mit steilem Rande, zur Regenzeit bis zur Höhe von einigen Fuß mit Wasser gefüllt, zur übrigen Jahreszeit nur eine riesige Pfütze aber nie völlig ausgetrocknet. Wie sie entstanden sein mögen, habe ich mir nicht zu erklären vermocht.

Die Nächte unter freiem Himmel sind hier schon weniger angenehm; sie sind so kalt, daß ich in voller Kleidung und mit zwei wollenen Decken über mir doch empfindlich fror. Kommt dann noch ein Regen dazu, wie auch uns beschieden war, dann hört vollends alle Gemüthlichkeit auf. In einer solchen Nacht schien es selbst unseren Pferden zu bunt geworden zu sein: als wir am Morgen erwachten, waren sie verschwunden, nur

ein Maulthier hatte bei uns ausgehalten. Es blieb nichts Anderes übrig, Einer von uns mußte den Spuren der Flüchtigen nachgehen. Zwei volle Tage kostete es, bis wir ihrer wieder habhaft geworden waren. Ein anderes Mal hatte ich einen Strauß mit einer Klapperschlange zu bestehen; glücklicherweise kündigte sie ihre Annäherung in der ihr eigenen Weise durch ein kurzes, scharfes Rasseln an, so daß mir Zeit blieb, nach der Waffe zu greifen; ein Schuß machte sie für immer ungefährlich. Auch das melancholische Geheul der Schakale, die zu Hunderten unser Lager umstanden, trug nicht sonderlich zur Erhöhung des Reizes einer Nacht im Freien auf dieser Hochebene bei.

Die ganze Strecke Landes von Saltillo bis Zacatecas gehört dreien Haciendas zu, deren Besitzer — Leute von fabelhaftem Reichthum — den größten Theil des Jahres in der Stadt Mexiko leben, einige Wochen oder Monate aber auch auf ihrer Hacienda zubringen. Eine dieser Haciendas, Sierra hermosa, habe ich besucht. Sie hat eine Bevölkerung von ungefähr 6000 Seelen und ihren eigenen Kirchhof; die Leute wohnen in Hütten rings um den Palastbau des Schlosses. Zwischen ihnen und dem Gutsherrn besteht ein ganz ähnliches Verhältniß wie im Mittelalter bei uns es zwischen den Bewohnern der Ritterburgen und der umliegenden Ortschaften bestanden hatte: das Verhältniß von Schutzbedürftigen und Beschützer. Hier gilt es nämlich noch heutzutage Schutz zu verleihen gegen die Einfälle der Indios barbaros, wie die wilden

Indianerstämme des Texas-Gebietes im Gegensatz zu den im Lande Ackerbautreibenden Indianern genannt werden, welch' Erstere unter dem schwächlichen mexikanischen Regiment den ganzen nördlichen Theil der Republik ungestraft sengend und mordend durchstreifen. Die Furcht vor den Barbaros ist grenzenlos und wird nur von der Verachtung übertroffen, welche diese gegen die Mexikaner hegen. Während die Comanches und andere Barbaros auf reisende Yankee's oder Europäer selten oder nur, wenn sie entschieden in der Übermacht sind, einen Angriff wagen, besinnen sie sich keinen Augenblick, selbst an Zahl ihnen weit überlegene Mexikaner-Trupps anzufallen, wohl wissend, daß von diesen kein oder doch nur schwacher Widerstand zu gewärtigen ist. Es sind Fälle bekannt, daß 2—300 mexikanische Kriegshelden vor nicht ganz 20 Comanches oder Apaches[1]) die Flucht ergriffen und dabei zu einem Theile niedergemetzelt wurden. Auf diesen großen Haciendas werden Tausende von Pferden, Maulthieren, Schafen etc. gezüchtet, Alles gehört dem Gutsherrn, die Bauern verfügen über keinerlei Eigenthum. So kommt es denn, daß da ungeheuerliche Reichthümer in einer Hand angehäuft sind. Man schätzt die Einkünfte des Besitzers von Sierra hermosa, der noch etwa

[1]) Die Apaches sind mit Ausnahme einiger wenigen Stämme, welche ihre Hütten dorfartig zusammenbauen, um Mais zu pflanzen, meistens Nomaden und Räuber. Im Ganzen sind es 16 Stämme mit zus. 14,280 Köpfen. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 218. Tab. 5.

zehn andere gleichgroße Haciendas und mehrere Bergwerke sein eigen nennt, auf wöchentlich 30,000 Thlr. (à 2 fl. 30 kr.), beiläufig 125,000 Mark.

Nach einem Ritt von mehreren Tagen erreichten wir das Gebirge von Zacatecas; noch einige Stunden Weges an seinem Fuße hin und es thut sich eine Schlucht auf, an deren Eingang eine kleine Stadt, Guadelupe, liegt, von reizvoller Natur umgeben und durch eine Anzahl sehr reicher Klöster sich auszeichnend; die Thalschlucht, von einem Arroyo durchzogen und Anfangs nicht breiter, als daß Bach und Weg noch eben darin Platz haben, erweitert sich allmälig und es tauchen die Thürme von Zacatecas auf. Die Stadt erscheint völlig eingeklemmt in den engen Bergkessel, bis in die einmündenden Seitenschluchten hinein und über die ringsumliegenden Abhänge hin erstrecken sich ihre Häuser; sie mag an 40,000 Einwohner zählen[1]). Die angrenzenden Berge sind kahl, nur mit einzelnen Palmen- und Agave-Pflanzungen bedeckt, aber reich an schönblühenden, sehr mannigfaltigen Alpenpflanzen. In den Gärten zeigen europäische Früchte und Gemüse das üppigste Gedeihen; Südfrüchte kommen nicht mehr vor, das Klima ist schon zu kühl, die Nächte sind kalt. Die Stadt selbst ist nicht übel; belebte Straßen, viele Kirchen. Der Menschenschlag, in den unteren Klassen dunkel kupferfarbig, in den höheren Ständen spanischer Abstammung von weißer Hautfarbe, zeichnet sich durch

[1]) Nach dem Census von 1871 — 30,000 E. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. Tab. 9.

sehr kleine Hände und Füße, hübsche glanzvolle Augen und blendend weiße Zähne aus; der Mund ist vielfach unschön groß. Ein charakteristischer Zug, der der ganzen Bevölkerung ohne Classenunterschied eignet, ist die beispiellose, einem krassen Bilder-Kultus verfallene Bigotterie. Es gibt in der That keinen milderen Ausdruck für die Form, in welcher sich hier das religiöse Leben bethätigt. Nicht genug, daß sie in allen ihren Kathedralen, in den Kapellen auf den umliegenden Höhen eine unglaubliche Zahl von Heiligen haben, denen ihre Verehrung gewidmet ist — fast jeder Tag im Jahre hat seinen Heiligen und steht als Feiertag im Kalender —, selbst im Hause verwahren sie ihre Heiligen in besonderem Glasschreine. Dieser wird dann zu gewissen Zeiten des Jahres von 4—6 Männern processionsartig durch die Straßen umhergetragen, voraus einige weißgekleidete Mädchen mit Blumen, dann 6—8 mit Federbaretten geschmückte, fächerwedelnde und rasselnde Fahnenträger in hellfarbenem Talare und mit Sandalen an den Füßen, hierauf ein Musikanten-Corps von fragwürdigster Qualität, endlich zum Schluß ein Troß feuerwerkernder Jungen. Alle hundert bis zweihundert Schritte wird Halt gemacht, die Fahnenträger führen vor dem Heiligenbilde unter den barokkesten Sprüngen und Gestikulationen Tänze auf, die Musik spielt, Raketen steigen und Schwärmer knallen, bis die Tänzer ermüdet sind; hierauf setzt der Zug sich wieder in Bewegung, an der nächsten Haltstelle beginnt das Spektakel von Neuem. Ähnlicher

charakteristischer Erscheinungen gibt es aber noch mehr. Vor allen Kirchen schlendern Bettler umher, mit einem unbeschreiblich schmutzigen Glaskästchen in der Hand, in welchem sich ein Heiligenbildchen oder eine Reliquie befindet; dieses Kästchen wird jedem Vorübergehenden unter die Nase gehalten, er küßt es und reicht dem Bettler seine Gabe. Soll einem Sterbenden die letzte Ölung gereicht werden, so begibt sich der Priester mit der Hostie zu Wagen nach der Wohnung des Betreffenden; so lange er unterwegs ist, läuten die Glocken, Alles, was auf der Straße ist, kniet nieder und verharrt so entblößten Hauptes, bis der Wagen an seinem Bestimmungsort angelangt oder doch viele Straßen weit entfernt ist. Dann erst geht Jeder wieder seinen Gang weiter. Wenn sie zur Kirche gehen, habe ich Viele gesehen — nicht zum geringen Theile elegante Damen darunter —, welche, sobald sie in der Nähe der Kirche angekommen waren, den Rest des Weges in dieselbe auf den Knieen rutschend zurücklegten. Das Unglaublichste in dieser Hinsicht geleistet zu haben, der Ruhm gebührt indessen der Hauptstadt der Republik. Dort ist während des Krieges mit den Vereinigten Staaten das Ungeheuerliche geschehen, daß man die Santissima Virgen, die heiligste unter allen Virgines in ganz Mexiko, zum Generalissimus sämmtlicher Armeen ernannt und in Generals-Uniform vor den Truppen einhergetragen hat!

Wie überall unter der Herrschaft einer so in's Übermaß getriebenen äußerlichen Frömmelei, so stehen auch

in Zacatecas Betrügerei und Dieberei, Mord und Todschlag in üppigster Blüthe. Auf den Bergen ringsumher bezeichnen zahllose Steinkreuze die Stellen, an welchen ein Mord verübt wurde. In der Stadt selbst geht des Nachts kein Fremder ohne Waffen, da er weiß, von welchen gefährlichen Äußerungen der den Mexikanern überhaupt innewohnende tiefe Haß gegen alle Fremden gerade hier begleitet zu sein pflegt. Und doch tritt auch wieder nicht leicht anderswo mehr als bei der Bevölkerung dieser Stadt die den Mexikanern eigene ungemeine Höflichkeit zu Tage. Die zerlumptesten Kerle werden mit Don oder Caballero oder Sennor traktirt und es ist ergötzlich, mit anzusehen und anzuhören, wie zwei solcher zweifelhaften Gestalten, wenn sie einander auf der Straße begegnen, sich begrüßen, mit welcher erstaunlichen Zungengeläufigkeit und in wie zärtlichen Ausdrücken sie sich nach dem Befinden der Sennorita, jedes einzelnen Kindes und der gesammten Vetterschaft erkundigen. Sie bedienen sich bei solchen Zwiegesprächen mit Vorliebe der Verkleinerungswörter wie „mein Mütterchen", „mein Röschen", „mein Apfelsinchen" u. dergl. m. Wenn aus den höheren Ständen zwei Damen oder Herren auf der Straße zusammentreffen, umarmen sie sich; von unnachahmlicher Grazie aber ist die Art und Weise, wie sie sich die Cigarre offeriren. Kurz, durch alle Classen der Bevölkerung hindurch und bei allen Gelegenheiten des persönlichen Verkehrs thut sich eine bestechende Höflichkeit kund. Unseren Ober- wie Unterländer Bauern daheim könnte ein

kleines Mehr von dieser liebenswürdigen Charaktereigenschaft Nichts schaden, auch unsere Postbeamten würden nicht schwer daran tragen.

1. September 18...

Meine abenteuerlichen Kreuz- und Querzüge sind für's Erste geschlossen.

Wie Du weißt, geht meine Absicht dahin, für eine Zeit lang in den Minen von Inner-Mexiko etwa in der Stellung eines Directors einer oder mehrerer Gruben berufsthätig zu sein und auf diesem Wege nicht nur meine seitherigen Errungenschaften in der Chemie praktisch zu verwerthen, sondern auch meine naturwissenschaftlichen Kenntnisse überhaupt zu bereichern. Hier hat sich mir nun die Gelegenheit zu einem, wie ich glaube, zweckmäßigen Vorbereitungs-Kurs für den Minendienst geboten. Ich habe nämlich die Bekanntschaft eines deutschen Arztes v. U. aus Hannover gemacht, eines äußerst gebildeten, mit vielen Kenntnissen und Lebenserfahrungen ausgestatteten Mannes, der schon an die 15 Jahre im Lande lebt und seit 3 Jahren in Zacatecas niedergelassen ist. Dieser hat vor Kurzem eine kleine Hacienda hier in der Nähe käuflich erworben sammt einem Etablissement, in welchem von den Grubenbesitzern erkaufte Silbererze von ihm für eigene Rechnung verarbeitet werden d. h. das Silber aus den Erzen ausgeschieden wird. Es ist dies, wenn mit Fleiß und Vorsicht betrieben, ein äußerst lukratives Geschäft: das Kapital ist in 14 Tagen umgeschlagen und wirft dermalen eine Rente von 40

bis 50 Procent ab. Außerdem werden einzelne einfache Chemikalien wie Stearin, Schwefelsäure u. A. mit geringen Kosten hergestellt und enorme Preise dafür erzielt. In dieses Geschäft habe ich ein Kapital eingeschossen und bin ich so als Theilhaber eingetreten. Ich wohne auf der am Ende der Stadt in einem schluchtartigen Thälchen gelegenen Hacienda; wir sind 7000 Fuß über der Meeresfläche und erfreuen uns ewigen Frühlings. Den Tag über bin ich weit mehr als ich erwartete beschäftigt, nicht zum geringsten Theile mit der Überwachung der Arbeiter; es ist unsagbar, welchen Kampf man hier mit den zwei Cardinalfehlern der Mexikaner, mit ihrer Faulheit und ihrem Hang zum Stehlen, zu bestehen hat. Letzterer namentlich gebietet die äußerste Vorsicht gegenüber den centnerweise bei uns lagernden werthvollen Vorräthen an Silbererzen und Quecksilber. Zwei- oder dreimal in der Woche verlasse ich die Hacienda, wenn ich auf die Gruben reite, um Erzeinkäufe zu machen, und diese Ritte sind gar angenehm; die Minen liegen meist hoch im Gebirge, 1000—2000 Fuß höher als Zacatecas über dem Meere; man athmet die köstlichste Luft und darf sich von einzelnen Punkten aus der herrlichsten Fernsicht erfreuen; die Unsicherheit des Weges wegen häufiger Raubanfälle trägt bei guter Bewaffnung nur dazu bei, den Reiz einer solchen Tour zu erhöhen.

20. Dezember 18...

Vier Wochen lang konnte ich nicht schreiben! Ich hatte das Unglück bei einem Ritt nach den Gruben in pech-

schwarzer Nacht mit dem Pferde zu stürzen und meinen rechten Arm so zu verstauchen, daß ich ihn schlechterdings nicht gebrauchen konnte. Aber nicht genug damit, mußte ich auch noch acht Tage das Bett hüten in Folge einer heftigen Halsentzündung, die mir recht empfindliche Schmerzen und schlaflose Nächte verursachte. Krank zu sein hier zu Lande, wo es an jeder Pflege absolut gebricht, und dazu in einer einsam gelegenen Hacienda, ist keine Kleinigkeit! So ganz sich selbst überlassen auf dem Schmerzenslager innerhalb vier kahler Wände: wer vermöchte da die trüben Gedanken ganz von sich abzuwehren, die unablässig den müden Kopf umspinnen. Gottlob, die schlimmen Wochen liegen hinter mir.

Neulich hatten wir einen Revolutions-Putsch in der Stadt, welcher ein klares Licht auf die politischen Verhältnisse des Landes und die Schwäche der hiesigen Regierung wirft. Einige hundert heruntergekommene Grubenarbeiter jagten die gesetzgebende Versammlung, die höchste Behörde des Staates in Zacatecas, auseinander; sie waren angestiftet dazu vom Gouverneur, der wegen mehrfacher Betrügereien von jener Versammlung in Anklagestand versetzt worden war. Die ganze Geschichte verlief ohne Blutvergießen; wüstes Lärmen und Pfeifen in den Straßen genügte, den Gouverneur zur Macht eines Dictators zu erheben. Von wie langer Dauer diese Macht sein wird, ist freilich eine andere Frage. Der Gewalthaber hat nämlich auch der Central-Regierung von Mexiko den Gehorsam verweigert, worauf diese mit der Absendung eines

Truppencorps von 300 Mann antwortete, um sich seiner Person zu bemächtigen. Er seinerseits gibt sich noch die Miene, als ob er dem Eintreffen der Exekutionstruppen mit Gemüthsruhe entgegenschaute, nachdem er Miliz und Bürgerwehr von hier mittelst feierlicher Eidesleistung verpflichtet hat, mit Gut und Blut für ihn einzustehen; allein diese Helden riechen bekanntermaßen das Pulver nicht gern und so wird es mit seiner Herrschaft wohl bald zu Ende gehen[1]).

Wie fröstelt mich, wenn ich an die deutschen Dezembertage denke! Hier erfreuen wir uns unausgesetzt des herrlichsten Frühlingswetters, am Tage 12—15° R. im Schatten, des Nachts 5—10°, kein Wölkchen am Himmel, nur hie und da etwas windig, sonst ruhige milde Luft. Dieser äußerst günstigen Lage ist es gewiß auch zuzuschreiben, daß es hier so auffallend wenige Brustkranke gibt trotz des ausschweifenden Lebens, welchem die meisten Mexikaner ungeachtet ihrer schwächlichen Körperconstitution von Jugend auf fröhnen. Auch von der Kürze eines nordischen Wintertages merken wir hier Nichts: in der Frühe gegen 6 Uhr geht die Sonne auf, Abends 8 Uhr geht sie unter. Und mit welcher Pracht geht sie unter!

[1]) Mexiko bildet nach dem Muster der Ver. Staaten von Nord-Amerika eine Bundesrepublik, welche dermalen aus 27 Staaten, einem Territorium und einem Bundesdistrict besteht, deren politische Organisation zum großen Theile jener der Ver. Staaten nachgeäfft ist. Die Gesammtbevölkerung der Republik belief sich nach dem Census von 1871 auf 9,176,082 Seelen. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 216. Tab. 9.

Ich weiß nicht, ist es Ausfluß meiner Lebensphilosophie, kraft deren ich mich bemühe, immer Dem, was der Augenblick Schönes bietet, wo möglich den höchsten Genuß abzugewinnen, oder verhält es sich in Wirklichkeit so: ich halte dafür, der Zauber eines Sonnenunterganges hier im Gebirge übertrifft noch jenen des Sonnenunterganges zur See. Die kahlen, felsigen Gebirge ringsumher noch vom Reflex des eben unter den Horizont tauchenden Gestirnes mit rothgoldiger Gluth übergossen; soweit das Auge reicht, die Ebene in einem Meere von indigoblauem Duft schwimmend; von der Horizontlinie aufsteigend die Atmosphäre in allen Farben leuchtend, durch die verschiedenen Nuancirungen von Grün hindurch in's Orangegelb und Purpurroth übergehend und endlich im tiefen Himmelblau des Zeniths sich verlierend: man kann nicht müde werden, dieses unvergleichliche Schauspiel zu bewundern. Nur im Januar oder Februar fällt zuweilen spärlicher Schnee. Unter solchen klimatischen Verhältnissen hat denn auch ein ländliches Einsiedlerleben, wie ich es auf unserer Hacienda führe, seine eigenen Reize. Die Thalschlucht, in welcher sie liegt, ist sehr eng, kaum findet das Bergwasser Raum genug, sich durch sie bis zur Stadt hindurchzuzwängen, doch ziehen sich zu beiden Seiten einzelne kleine Häuser bis hoch ins Gebirge hinauf. Die ganze Hacienda umfaßt nur ein Gelände von einigen Morgen und ist mit einer Mauer eingefriedigt; das Wohnhaus gegen die Straße zu mit vier geräumigen Zimmern und Küche bewohne ich allein; mehrere Ökonomiegebäude,

welche als Lagerräume für die Erze, das Quecksilber und sonstige Materialien und Utensilien dienen, umschließen einen großen geplatteten Hof; im übrigen freien Raum halten sich Tag und Nacht ohne jegliche Überdachung die vierzig zum Geschäftsbetrieb erforderlichen Maulthiere und Pferde auf. Unser Arbeiterpersonal beläuft sich auf durchschnittlich fünfzehn Köpfe.

Das ist also mein gegenwärtiges Operationsgebiet. Worin die Operationen selbst bestehen, davon will ich in Nachfolgendem ein ausführlicheres Bild zu entwerfen suchen.

Die Sierra de Zacatecas besteht aus Thonschiefer, welcher mit einer Menge theils quarziger theils kalkiger Gänge durchzogen ist. Diese Gänge halten einen wunderbaren Reichthum verschiedener, meist mehr oder weniger silberhaltiger Erze; außer 2—3 Hauptgängen eine ganze Masse kleinerer Gänge; auf allen diesen Gängen liegen Minen, die ihre eigenen Namen tragen, so die Minen Veta grande, Palmillo, Sn Borgas u. A. Das Haupt-Erz hier ist eine feinkörnige Blende, in welche Glaserz, Rothgülden und gediegen Silber eingesprengt sich findet: außerdem kommen vor Eisenkies, Antimon-Silber, ausnahmsweise und in sehr geringer Menge Bleiglanz, welcher übrigens merkwürdiger Weise sehr arm ist, und endlich etwas Kupferkies. Die größte Mine, Quebradilla, liegt auf einem durch die Stadt von Osten nach Westen sich ziehenden Hauptgange, doch wird diese, weil noch von der Revolution von 1810 her mit Wasser gefüllt,

zur Zeit nicht bearbeitet; erst jetzt hat sich eine Compagnie mit einem — voraussichtlich unzureichenden — Kapital von 300,000 Thaler (à 2 fl. 30 kr.) gebildet, um ihre Bearbeitung wieder aufzunehmen. Sie erzeugte früher wöchentlich 6000 Cargas (carga = einer Eselsladung von 300 Pfund) Erze; diese, keineswegs reich, hielten per Monton =6½ Cargas oder 20 Centner sechs Marcos (marc = 8 Unc.) Silber, gaben also wöchentlich 48,000 Thaler, jährlich 240,000 Thaler Silber. Außer diesen armen Erzen lieferte sie noch ungefähr 500 Cargas sog. Schmelzerze d. h. reiche von 4—8 Marcos per Carga im Durchschnitt, was einen Werth von wöchentlich 24,000 Thaler oder jährlich 120,000 Thaler repräsentirt, so daß darnach diese eine Mine einen Silberertrag von 360,000 Thaler oder beiläufig 1½ Millionen Mark abwarf. Rechnet man nun, daß Veta grande mit den vielen zugehörigen kleineren Minen, welche aus Mangel an Geld ebenfalls theils stille stehen, theils nur schwach betrieben werden, und Bote, eine nahe bei Quebradilla liegende andere Hauptmine, die jetzt auch außer Betrieb steht, je ebenso viel lieferten, so ergibt sich, daß diese drei Gänge — abgesehen von dem Ertrag der Hunderte von kleineren Minen, welche außerdem auf ihnen angelegt sind — eine Jahresausbeute von ungefähr 4½ Millionen Mark abwarfen. Wie für die Quebradilla so sind auch für die beiden anderen Hauptminen gegenwärtig Consortien in der Bildung begriffen, von welchen man ein baldiges Wiederaufleben des dermalen schwer darniederliegenden

hierländischen Bergbaues erhofft. Ein besonderer Glücksfall in diesem Minenbetrieb ist, wenn ein Gang angehauen wird, in welchem das Rothgülden mächtig und derb ansteht; alsdann erfolgen jene kolossalen „Bonanzen", die — wie dies vor 10 oder 12 Jahren in der Mine Gallega vorgekommen ist, wo mehrere Jahre lang ein aus jenem edlen Erze bestehender Gang abgebaut wurde — den Reinertrag einer einzigen Mine auf viele Millionen steigern. Was die Bearbeitung dieser Minen betrifft, so ist dieselbe durchaus nicht so mangelhaft, wie man bei uns daheim anzunehmen geneigt ist; sie wird meist von deutschen oder englischen kenntnißreichen Bergbeamten geleitet. Dabei sind aber mancherlei eigenthümliche Schwierigkeiten zu überwinden, welche mit den localen Verhältnissen zusammenhängen. So hat man in den großen, tiefen Schachten der Hauptminen namentlich oft einen harten Kampf mit dem Wasser zu bestehen, zumal da man bei der Holzarmuth und dem gänzlichen Mangel an Kohlen nur äußerst selten noch Dampfmaschinen in Anwendung zu bringen wagt, mithin hinsichtlich der Entwässerung auf Pferdekraft beschränkt ist. Die Teufe einzelner Schachte geht bis zu 400 Varas oder 1200 Fuß; als Wasserschöpfbehälter dienen rohe sackförmig zusammengenähte Ochsenhäute; die Taue, an welchen diese befestigt sind, werden aus den Fasern der Agave hergestellt und sind sehr zähe und fest. Zum Einfahren in den Schacht sind an Stelle der bei uns üblichen Leitern vierkantige Balken mit eingehauenen Stufen im Gebrauch.

Eine weitere Schwierigkeit erwächst aus der häufig sehr geringen Festigkeit der Gangmasse, indem hierwegen oft große Strecken in den Schachten kostspielige Zimmerung erheischen.

Statt festen Lohnes haben die Grubenarbeiter in der Regel Antheil am Ertrag der Mine, d. h. sie erhalten einen Theil des geförderten Erzes zu Eigenthum, je nachdem die Mine arm oder reich ist $^1/_2$ bis $^1/_5$. Dieses Erz verkaufen sie dann für eigene Rechnung und darauf beruhen die zahlreichen kleineren industriellen Unternehmungen, welche — wie wir auf unserer Hacienda thun — die Erze weiter verarbeiten. Solche Erzverkäufe der Bergleute finden je am letzten Tage der Woche statt: auf dem freien Platze vor der Mine breiten sie ihre Antheile in flachrunden Haufen aus, natürlich so, daß die schönsten Partien recht in die Augen fallen, und nun wird gehandelt und gefeilscht, daß selbst ein Pfälzer Trödler Respect davor haben würde. Es kommt vor, daß eine Partie Erze, für welche ursprünglich 100 Thaler gefordert waren, schließlich für 5—6 Thaler gegeben werden. Viele Übung erfordert es, gut zu kaufen, weil ohne vorherige Verwiegung und chemische Analyse, also lediglich nach Schätzung gekauft werden muß. Die acquirirten Erze werden in Ledersäcke verpackt, durch Esel oder Maulthiere in die Hacienda transportirt, um da verarbeitet oder — wie der technische Ausdruck ist — „beneficirt" zu werden und damit beginnen erst unsere Hauptoperationen.

Zwei Methoden sind es im Allgemeinen, die bei der

Verarbeitung in Anwendung kommen, je nachdem die Erze reich oder arm sind: reiche Erze, d. h. solche, welche 2–15 Marcos (à 8 Unzen) per Carga (à 300 Pfund) halten, werden nach der bekannten Freiberger Art in Fässern zu gute gemacht, ärmere Erze, d. h. solche, welche 3–14 Marcos per Monton (à 20 Ctr.) halten, werden im „Patio", zu Deutsch im Hofraum beneficirt. Letztere ist die hier übliche Methode; sie stammt aus alter Zeit von den Spaniern her. Nach ihr erleiden die Erze zunächst eine mechanische Vorbereitung: man scheidet mit dem Hammer die sog. Schmelz- oder Saß-Erze von den Patio-Erzen, hierauf werden sie „granzirt", d. h. zu gröblichem Pulver zerrieben und zwar entweder in Stoßherden oder unter dem Steine mittelst eines Maulthiergöpels, welcher einen großen schweren Mühlstein auf steingeplatteter Unterlage im Kreislaufe über die ausgebreiteten Erze hinwegführt. Das so gewonnene grobe Erzpulver, die Granza, wird dann durch einen zweiten Maulthiergöpel, mittelst dessen in einer kreisrunden geplatteteten Vertiefung von 8 Fuß Durchmesser vier länglich kubische Steine, welche durch ein Holzkreuz mit dem um seine Axe sich drehenden senkrechten Pfahl im Centrum der Grube fest verbunden sind, herumgeschleift werden, weiter bis zu feinem Mehl zerkleinert und unter Zuführung von Wasser in eine schlammartige Masse verwandelt; diese Vorrichtungen werden Tahones genannt. Die ganze letzterwähnte Operation nimmt 18 Stunden in Anspruch. Der durch sie erhaltene Erzschlamm wird nun in dem Patio in Haufen aufge-

schüttet und zwar je nach der Ausdehnung des Betriebes einer Hacienda in kleinere Haufen, Montones, oder in größere, Tortas, letztere bis zu 70 Montones. Jetzt erst sind die Erze für das Beneficiren vorbereitet. Dieses beginnt mit dem „Einsalzen" des teigartigen Erzgemenges mittelst eines Zusatzes von 2—5% Salz (je nach dem Gehalt der Erze), worauf die ganze Masse tüchtig durchgetreten wird. Einige Tage darauf folgt das „Incorporiren" der Montones oder Tortas, d. h. es wird denselben die entsprechende Menge Magistral und Quecksilber zugegeben. Der Magistral ist gerösteter Kupferkies, also unreines schwefelsaures Kupferoxyd und Eisenoxyd; je nach dem Reichthum und der Gattung der Erze, auch je nach der Witterung schwankt der Magistral-Zusatz zwischen $^1/_2$—5%. Das Gemenge wird abermals tüchtig durchgetreten und darnach flach ausgebreitet, um nun den nöthigen Quecksilberzusatz zu erhalten, indem man solches durch dichtes Linnen auf die Montones oder Tortas aufregnen läßt. Auf die Mark Silber rechnet man 3 Pfund Quecksilber, so daß beispielsweise auf einen Monton von 5 Mark Gehalt 15 Pfund Quecksilber zugesetzt werden, jedoch nicht auf einmal sondern nach und nach, zuerst die Hälfte, später je $^1/_4$, so daß das Quecksilber bei dem jeweils erfolgenden Durchtreten Zeit gewinnt, sich in die feinsten Kügelchen zu zertheilen und mit allen Theilen der Masse in innige Berührung zu kommen, d. h. sich allmälig in festes Amalgam zu verwandeln. Es erhellt, wie vor Allem es darauf ankommt, daß die Operation des

Durchtretens, des „Repassirens", möglichst gründlich vollzogen wird. Bei den Montones besorgen Menschenfüße dieses Geschäft, bei den Tortas werden Pferde oder Maulthiere dazu verwendet. Nichts possirlicher, als wenn zwanzig oder mehr Montones im Patio liegen und in jedem ein Mulatte mit seinen braunen, muskulösen Beinen herumtrampelt, Alle nach einem bestimmten langsamen Takt: man glaubt, einen Menuet-Tanz aufführen zu sehen. Die repassirte Masse bleibt einen Tag lang ruhig liegen und nun tritt die beabsichtigte chemische Procedur ein, der Monton oder die Torta ist „in's Benefiz getreten". Von dem Gange des letzteren überzeugt man sich durch tägliche Proben, indem man etwa 1/2 Pfund Schlammasse in einem großen Hornlöffel mit Wasser verwäscht, wobei die erdigen Theile hinweggespült werden und das mit Quecksilber versetzte Erzpulver zurückbleibt. Ist die Torta in's Benefiz getreten, dann zeigt das Quecksilber eine perlgraue Farbe und bildet sich eine „Limatura", d. h. es beginnt die Amalgamerzeugung. Je nach Bedürfniß werden nun die verschiedenen Zusätze verstärkt. Wird, wie man sagt, die Torta „kalt", d. h. geht die Zersetzung und Aufnahme von Silber nicht gehörig von Statten, in welchem Falle das Quecksilber seine natürliche Farbe behält, dann fehlt es an Magistral und es muß mehr davon zugesetzt werden; wird dagegen die Torta „heiß", d. h. werden nicht allein die Silbererze zersetzt sondern auch in gewissem Sinne das Quecksilber, so daß dieses in Calomel übergeht und in Verlust geräth, was man

an der aschgrauen Färbung des Quecksilbers und an einem weißen Schlamm, der sich beim Reiben mit dem Finger vom Amalgam absondert, erkennt: dann war zu viel Magistral zugesetzt und muß nun Kalk beigemischt werden. Bei gutem Wetter ist eine Torta in 10—14 Tagen, bei schlechtem in 3—4 Wochen beneficirt. Den chemischen Prozeß erkläre ich mir folgendermaßen: Salz und Kupfervitriol wirken auf einander, es bildet sich schwefelsaures Natron und Kupferchlorid; letzteres verwandelt das Schwefel- etc. Silber in Chlorsilber und dieses wird durch das Quecksilber in Calomel und met. Silber umgewandelt. Übrigens bleibt doch immerhin Manches räthselhaft. So ist die Gegenwart des met. Quecksilbers von Anfang an durchaus nothwendig, sonst geht das Benefiz gar nicht, es scheint also wohl noch ein galvanischer Prozeß mitzuwirken. Ich machte viele Versuche mit Eisenfeile, Kupfer etc., um das Quecksilber zu ersetzen, allein es wollte mir nicht gelingen. Der Verlust an solchem ist immer bedeutend, 10—30 Unze per Mark Silber, so daß beispielsweise in Fresnillo, einer Mine und Hacienda in unserer Nähe, wöchentlich an 2000 Pfund Quecksilber verloren gehen. Dazu kommen die unvermeidlichen Verluste an Silber, je nach der Natur der Erze 5—30%, weil der „Patio" nie den ganzen Gehalt an Silber liefert. Von um so größerer Bedeutung wäre es, wenn die Quecksilbereinbußen umgangen werden könnten.

Nachdem die Torta „rentirt" ist, d. h. nachdem ihr Silber an's Quecksilber getreten ist, wird sie „verwaschen".

Dies geschieht im „Lavadero", einem kreisrunden, mit Steinen ausgemauerten Bassin, in welchem mittelst Kurbeldrehung der Schlamm mit Wasser vom Amalgam abgeschlemmt wird und letzteres sich zu Boden setzt. Das Amalgam wird durch Leinwand gepreßt und unter einer eisernen Glocke geglüht: das Quecksilber destillirt ab, das Silber bleibt zurück.

Das wäre im Wesentlichen der Verlauf der Patio-Operationen. Das so gewonnene Silber ist wunderschön, chemisch-rein. Es wandert sofort in die Münze und wird mit 8 Thlr. 2 Real per Mk. bezahlt. Hiernach ergibt sich für die größte der hier herum liegenden Haciendas, Sresnillo, folgende Rechnung: sie hat 30 Tahones, 1 Tahone mahlt täglich 1/2 Monton (10 Centner) Erz fein, sie verarbeitet daher per Tag 150 Montones zu durchschnittlich 5 Mk., was eine tägliche Silberausbeute von 750 Mark ergibt. Die kleinsten Haciendas haben nur eine Tahone in Betrieb.

Da ich mich heute doch einmal mit trockener Materie befasse, so mögen hier noch einige Bemerkungen über die hierländischen Geld- und Transportmittel-Verhältnisse Platz finden.

Erstere sind genügsam bezeichnet, wenn ich sage: was ich in Paris mit 1 Franc bezahle, erhalte ich hier nicht unter 1 Thlr. oder Peso = 2 fl. 30 Kr. oder 4 M. 29 Pf. Ein Real ist der 8. Theil eines Thalers, ein Medio der 16., eine Quardrilla der 32., ein Claquo der 64. Theil. Ein Stück Wäsche kostet 1 Real = 54 Pf.; Holz wird gewogen, die Carga (3 Ctr.) kostet 1 Thlr. Kurz Alles ist beispiellos theuer.

Was die Transportmittel betrifft, so werden der schlechten Wege halber die meisten Waaren per Maulthier versendet. Ein Maulthier trägt 300 Pfund und macht täglich 5—7 Leguas; am Abend wird ihm die Last abgenommen, es pflegt der Äßung und der Ruhe; am Morgen wird wieder aufgeladen; was nicht ausgezeichnet gepackt ist, geht dabei zu Grunde oder verloren. Für schwerere Ladungen benützt man Wagen. Aber diese muß man gesehen haben! Es gibt nichts Unzweckmäßigeres und Lächerlicheres als diese mexikanischen Karren. Zwei ungeheuere, unförmliche Holzscheiben, die schwerfällig sich um eine baumdicke hölzerne Achse drehen, dienen als Räder und geben bei jeder Umdrehung ein stundenweit hörbares nicht zu beschreibendes Krächzen und Schreien von sich. Auf diesem Unterbau ruht ein plumper grobgefugter Kasten mit einem spitz zulaufenden und in einem Kreuze endigenden Bretterdach. Vor solchem Gefährt mühen sich dann 8—20 Ochsen ab, unaufhörlich getrieben von ihren Führern, schmutzigen und zerlumpten rothbraunen „Bassermanns Gestalten", welche mit langen mit eisernen Spitzen versehenen Stöcken die armen Thiere schonungslos maltraitiren und durch höllisches Geschrei die Karrenmusik vervollständigen. So wankt der seltene „Wagen" langsam und majestätisch dahin gleich einer auf Achsen gehenden halbverfallenen Waldkapelle, würdig auf einer Weltausstellung zu prangen und von der mexikanischen Industrie Zeugniß abzulegen.

Den Personentransport anlangend, so gehen auf den

Hauptstraßen der Republick „Diligencen", die nicht schlecht sind; man reist am Tage sehr schnell mit ihnen, des Nachts freilich bleiben sie liegen. Das Volk männlichen Geschlechtes reist indessen meist zu Pferde, die Weiber auf Maulthieren oder Eseln. Die Pferde gehen einen angenehmen, wenig ermüdenden Paß und sind bei schlechter Wartung und dürftigem Sutter bewundernswerth ausdauernd. Eine Karavane reisender Mexikanerinnen sieht malerisch genug aus: die kleinen grauen Thiere, zu beiden Seiten mit großen, mit Eßwaaren und allem möglichen Anderen gefüllten Ledersäcken behangen; auf ihrem Rücken die Weiber in buntfarbige Wollteppiche gehüllt, um Mund und Nase ein ebenso lebhaft farbiges Tuch; auf dem Kopfe ein breitrandiger mit schwarzem Wachstuch überzogener Hut; der ganze Troß einen Gebirgspfad hinab- oder hinaufkletternd; wahrlich ein reizendes Bild!

Der vornehme Mexikaner reist im eigenen Wagen, welcher, aus dem 17. Jahrhundert stammend, von altmodischer, unzweckmäßiger Pracht und Unbehilflichkeit und mit 6 oder 8 Maulthieren bespannt ist, von denen einzelne sich der Auszeichnung erfreuen, einen gallonirten Diener mit verrostetem Säbel auf ihrem Rücken tragen zu dürfen; jedem solchen Wagen ist eine berittene, aber ebenfalls schlecht bewaffnete Bedeckung beigegeben.

18. Januar 18 . . .

Mein einförmiges Leben der letzten Wochen erlitt eine angenehme Unterbrechung durch eine Reise in ein noch beinahe unbekanntes Gebirge, von welcher ich gestern

zurückkehrte. In dieser, drei Tagereisen von hier in südwestlicher Richtung gelegenen Sierra sollten Salpeterminen und alte indische Silberminen sein und über diese trachtete ich mir Verlässigung zu verschaffen. Meine Reisegesellschaft bestand aus einem Österreicher, welcher schon einige Jahre im Lande ist, sich aber den, seinem heimischen Volksstamme so allgemein eigenen Charakterzug liebenswürdiger Gutmüthigkeit treu und unverfälscht zu erhalten wußte, und zwei Mexikanern, wovon der Eine die Ehre hat, mein „Mozo", d. h. mein Bursche zu sein; außer unseren Pferden wurde noch ein Pack-Maulthier mitgenommen, welchem einiger Proviant, unsere Schlafdecken, allerlei Werkzeuge und Geräthschaften, ein Löthrohrapparat u. A. aufgeladen waren. Die Reisevorbereitungen ließen uns erst ziemlich spät am Morgen, gegen 9 Uhr aufbrechen und so legten wir am ersten Tage nicht mehr als 14 Leguas zurück. Die Gegend, durch die wir zogen, hatte zunächst wieder den Charakter einer winterlichen mexikanischen Hochebene: wo während der Regenzeit, vom Monat Juni bis November, üppiger Graswuchs steht, da war jetzt trübselige graue Öde. Doch wird das Flachland hier von mehreren, in Parallele von Norden nach Süden sich streckenden schmalen Gebirgsrücken durchzogen, welche bald engere bald weitere Thäler bilden. Gegen Nachmittag kamen wir an eine große Hacienda de Campo (großes Landgut), Mal Passo genannt, eine der größten und ergiebigsten Haciendas im Staate; sie wurde vor vielen Jahren schon mit 2 Mil-

lionen Thaler bezahlt. Zu ihr gehört ein Stück Land von der Größe eines deutschen Fürstenthums, welches aber freilich nur zum kleinsten Theile bebaut ist. Auf fruchtbaren Strecken wird wie fast überall in Mexiko so auch hier vorzugsweise Mais gebaut, in nächster Umgebung der Gebäulichkeiten von den Leuten des Gutsherrn, in weiterer Entfernung von den Rancheros, d. i. von den auf gesonderten Bauernhöfen lebenden zinspflichtigen Bauern. In Niederungen längs einem Bache, der durch Dämme zu kleinen Seeen aufgestaut wird und so zur Bewässerung der anliegenden Ländereien dient, lachen Dir auch die wohlbekannten goldiggelben Waizenfelder entgegen. Natürlich fehlen auch die unvermeidlichen Bohnen, die Frigolis, und der spanische Pfeffer, der Chile, nicht. Eine namhafte Rente werfen ferner die Viehzucht, die Aufzucht von Pferden, Maulthieren und Eseln sowie im Gebirge ausgedehnte Schäfereien ab. Der Gebäudecomplex dieser Hacienda bildet ein kleines, freundliches Städtchen mit Kirche, Kaufladen, Bäckerei etc., Alles von Stein erbaut und Alles Eigenthum des Gutsbesitzers. Von hier aus schlängelt sich nach einer Seite hin ein Bach einem von steilen Porphyrwänden eingeschlossenen Thale zu, dessen landschaftlicher Reiz noch dadurch erhöht wird, daß einer seiner Hügel interessante Alterthümer birgt, welche der Zeit der Azteken[1]) zuge-

[1]) Azteken, jenes berühmte Indianergeschlecht, welches zur Zeit der Entdeckung Amerika's es auf dem Hochlande von Anahuac zu einer sehr bemerkenswerthen, ureigenthümlichen und selbstständigen

schrieben werden, also einer Zeit, die hinter der Gründung des mexikanischen Reiches zurückliegt. Man sieht hier nämlich deutlich erkennbar vier nach den Himmelsgegenden streichende alte gepflasterte Straßen und die Fundamente von ausgedehnten Gebäulichkeiten und findet mancherlei steinerne Werkzeuge, die durch ihre Form und Bearbeitung nicht minder als jene baulichen Reste auf eine graue Vorzeit zurückweisen. Hier wäre in der That ein anziehendes Forschungsgebiet für unseren badischen „Scherbendirector" oder wie er im Kanzleistyl heißt, Conservator der Alterthümer. Für seinen nächsten Sommerausflug sei ihm Mal Passo hiermit bestens empfohlen!

Während wir uns im „Mezon" oder Gasthaus, d. h. hier einer Art von morgenländischem Karavanenserail, in welchem Nichts zu haben ist, als Schatten und Wasser, nothdürftig erquickten, ließen wir unsere Thiere am Bache sich tränken und das führte wieder einmal zu einem widrigen Zwischenfall, wie sie auf Reisen in Mexiko so häufig vorkommen: das Pferd eines meiner Reisegefährten, überhaupt ein unbändiges Thier, nahm bei der Tränke Reißaus und konnte nur mit vieler Mühe und zwar durch einen Mexikaner mit Hilfe des Lasso wieder eingefangen werden.

Mit untergehender Sonne hatten wir einen Rancho, Boca del rivera, erreicht, auf dem wir zu übernachten

---

Gesittung mit vollkommen ausgebildetem Staatswesen gebracht hatte. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 218.

beschlossen. Wir sprachen also die Gastfreundschaft des uns als der wohlhabendste der hier angesessenen Bauern Erscheinenden an, wurden aber anfänglich schnöde abgewiesen; man hatte uns, wie wir später erfuhren, unserer reichlichen Bewaffnung halber für „Ladrones" (Räuber) gehalten. Erst nach längerem Zureden und Bitten wurde uns der „Corral", der das Haus umschließende Hofraum, geöffnet und Eintritt in das Haus gewährt. Bei näherer Bekanntschaft aber wurden Mann und Frau ganz zutraulich; sie führten ohne alle Verlegenheit jegliches Gespräch mit uns und entwickelten — wie dies überhaupt den mexikanischen Landleuten eigen ist — einen staunenswerthen Grad von natürlicher guter Lebensart. Der Mann war kränklich und so fing er denn bald auch an, uns seine Leiden zu klagen. Das war Wasser auf die Mühle meines Burschen! Da ich nämlich auf meiner Hacienda bei der beträchtlichen Entfernung von der Stadt nothgedrungen schon öfter in Fällen leichter Erkrankung unseren Leuten ärztliche Hilfe leistete, so preist mich der Schlingel nun auf der Reise überall, wohin wir kommen, als berühmten Doctor an. So auch hier; es half Nichts, ich mußte ordiniren.

Am andern Tage hatten wir zuerst eine sehr beschwerliche und selbst gefährliche Wanderung durch ein wildromantisches Gebirgsthal, indem abwechselungsweise steile Hänge und tiefe, vom Wasser ausgewaschene Schluchten zu passiren waren. Es scheint vom menschlichen Fuße so selten betreten zu werden, daß der Coyote — der

mexikanische Fuchs — seine Zuflucht darin genommen hat; wir sahen ihrer mehrere. Meines Dafürhaltens sind die Coyotes aber nicht sowohl Füchse als vielmehr wilde Hunde. Sie sind von Gestalt und Größe eines Schäferhundes, graurothfarben; ihr Behang nur weicht von dem eines landläufigen Hundes ab, er gleicht dem eines Schakals.

Jenseits des glücklich überstiegenen Passes öffnete sich wieder vor uns eine fruchtbare Thalebene mit reichen Mais- und Kornfeldern, in deren Mitte die große Hacienda St. Seresa liegt, welche dem Clerus von Guadalajara, dem reichsten der Republick, zu Eigenthum gehört. Alle bebauten Felder sind hier zu Lande zum Schutze gegen das frei umherlaufende Vieh mit wohlunterhaltenen Trockenmauern umgeben („eingefenzt"), welche an einzelnen Stellen mit, aus rohen Stangen zusammengesetzten Ein- und Auslaßthüren für die Passanten versehen sind.

Wir überschritten einen weiteren Gebirgskamm und abermals lag ein weites fruchtbares Thal vor uns, in seiner Mitte ein freundliches Städtchen, Huajucar; noch vor Sonnenuntergang erreichten wir einen kleinen Rancho, in dessen Hofraum wir in größerer, übrigens anständig sich benehmender Vierfüßler-Gesellschaft über Nacht rasteten. Der folgende Tag begann mit einem höchst beschwerlichen Ritt über eine neue, sehr steile und unwegsame Bergkette, lohnte unsere Anstrengungen aber damit, daß wir, auf der Hochebene angelangt, nun das Ziel unserer Reise, das geheimnißvolle Minengebirge in Sicht

bekamen. So nahe waren wir ihm freilich noch nicht wie wir anfänglich dachten; es schien nicht weiter entfernt als 4—6 Leguas und doch waren es deren noch 20 bis zu seinem Fuße. Die Luft ist hier so klar, so durchsichtig, daß, wenn man die Entfernungen nach dem gewohnten europäischen Maßstabe bemißt, man gewaltig irre geht. Gegen Mittag waren wir am Eingang einer tiefen Schlucht angelangt, durch welche sich ein unscheinbares Bergwasser in die Ebene eingefressen hat; ihre Wandungen überdeckte herrliche Waldung von immergrünen Eichen[1]) und Tannen; ein herzerquickender Anblick für Den, der — wie ich — lange Zeit her nur kahle Felsengebirge zu schauen bekommen. Wir ritten und ritten, erreichten aber das ersehnte Hauptgebirge doch nicht mehr und waren bei einbrechender Nacht gezwungen, noch drei Leguas von diesem entfernt in einem Rancho Halt zu machen, in welchem uns übrigens in dem Maismagazin auf einem Haufen dieser mexikanischen Favorit-Lebensmittelpflanze ein äußerst behagliches Lager geboten wurde. Frühe am Morgen wurde aufgebrochen; ein leichtfüßiger Indier diente uns von da ab als Führer in die Sierra, sein Grauthier schleppte eine Traglast Maisfutter für unsere Thiere mit. Da die Hochebene von Zacatecas aus bis hierher sich mehr und mehr neigt,

---

[1]) Die immergrüne Eiche ist eines der Hauptmerkmale der gemäßigten Landstriche, der Tierra templada, herrliche Waldungen bildend. Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 244.

so waren nun auch Klima und Vegetation wieder von anderem Charakter. Je weiter wir in das Gebirge hinabkamen, um so wärmer wurde es und bald litten trotz des Monates Januar Roß und Reiter empfindlich von der Hitze. Ich sage „in das Gebirge hinab", weil wir nun in eine jener vielen merkwürdigen Schluchten, Barrancas genannt, einzudringen hatten, welche eine spezifische Eigenthümlichkeit dieses Theiles von Mexiko bilden. Man reitet über eine scheinbar ununterbrochene Ebene dahin und steht plötzlich vor einer quer durchziehenden Schlucht von 1500 bis 2000 Fuß Tiefe, deren Hänge in fast senkrechter Flucht hinabfallen; ganz unten windet sich gleich einem Silberband der kleine Bach, der in vieltausendjähriger Arbeit sich dieses tiefe Bett gegraben. Den Hang hinunter schlängelt sich ein schmaler, steiler Pfad, dessen steiniges Gerölle den Ab- und Aufstieg doppelt beschwerlich macht. Man reitet mehrere Stunden, bis man unten ankommt, und sieht sich dann mitten in einen Gebirgszug hinein versetzt mit allen den Naturherrlichkeiten, die ein Bergland bietet; dann geht es am jenseitigen Hang wieder hinauf, man steht wieder auf der Hochebene und 40 Schritte von der Schlucht entfernt zurückblickend nimmt das Auge nichts mehr wahr, was an ihr Vorhandensein erinnerte. Noch interessanter gestaltet sich diese eigenartige Naturerscheinung, wenn — wie auf unserer heutigen Tour —, nachdem der jenseitige Hang der Schlucht erklettert ist, in kurzer Distanz ein zweiter Gebirgszug querüber liegt, von dessen Rücken

aus der Blick noch in die erste Schlucht hineinreicht und deren Tiefe dann noch um so schwindelnder erscheinen läßt. Die vor uns liegende Schlucht war das von uns erstrebte Forschungsgebiet; der jenseitige über das Niveau der Hochebene sich erhebende zweite Höhenzug das Gebirge, welches wir gestern schon von ferne her erblickt hatten. Wir waren noch nicht weit in die Schlucht hinabgelangt, so fiel uns auf, welche tropische Vegetation da über die Hänge sich ausbreitet: Fackeldisteln, Baumwollebäume, blühende Mangnolien in Menge. Von einem oberen Rande der Schlucht bis hinüber zum anderen mag die Entfernung, die Luftlinie gemessen, 6—8 Stunden betragen, unten in der Tiefe stoßen ihre Wände oft so nahe zusammen, daß nur noch das Flüßchen Platz findet und am hellichten Tage nächtliches Dunkel herrscht. In der mittleren Höhenlage der Schlucht tritt da und dort ein gesonderter Hügel hervor, manchmal sogar von Menschen bewohnt, die in dieser romantischen Wildniß sich ihre Hütte gebaut und ihren Mais pflanzen. Auch unser Führer war Besitzer einer solchen Einsiedelei und so war die Versuchung für uns groß genug, unser Hauptquartier auch einmal in solcher völligen Abgeschiedenheit von allem übrigen Erdenleben aufzuschlagen. Auf vielfach verschlungenen, nahezu ungangbaren Pfaden geleitete er uns zu seiner Behausung, einer, wie er uns sagte, schon seit Menschengedenken stets bewohnt gewesenen Hügelstelle. Ihre Lage ist derart, daß schon Indianer-Spürsinn dazu gehört, sie aufzufinden und ähnlicher

Art sollen alle die übrigen Wohnstätten sein, die diese Schlucht noch birgt. Schon darnach schien der Schluß gerechtfertigt, daß hier von Alters her Indianer-Niederlassungen sich befanden, und er sollte durch weitere Beobachtungen, zu welchen uns ein $2^1/_2$tägiger Aufenthalt in dem Heim unseres „Pfadfinders" Gelegenheit bot, als richtig bestätigt werden. Wir fanden nämlich auf mehreren solcher vorspringenden Hügel unzweifelhafte Reste längst verschollenen Indianerlebens: Fundamente größerer oder kleinerer Gebäulichkeiten, Theile von gepflasterten Hofräumen, gemeißelte Mühlsteine zum Mahlen des Maises, steinerne Mörser, in denen wohl der Chile gestoßen wurde, Trümmer irdener Gefäße, Grabhügel u. A. Einer der letzteren, welchen wir öffneten, enthielt stark verwitterte, schon leicht zerreibliche Menschenknochen, ungeordnet zusammengehäuft, leider aber sonst Nichts, kein Geräthe, keine Waffe, keinerlei Schmuck. Auch die Lage dieser einstigen Behausungen ist sehr bezeichnend: terrassenförmig liegen drei Hügelvorsprünge einer über dem andern, mit der Rückseite an eine steile Felswand gelehnt, zu beiden Seiten schroffe Hänge, an der Vorderseite der unterste Hügel jäh abfallend bis hinunter zur Sohle der Schlucht, kurz anscheinend gänzlich unnahbar, jetzt nur mit äußerster Mühe und Gefahr unter Indianerführung zu erklettern.

Unsere Forschungen verschafften uns aber auch die gewünschte Aufklärung darüber, welche Bewandtniß es mit den vermeintlichen alten Silberminen habe. Man

hatte eine Anzahl tief in das Berginnere sich verlaufender Höhlen, in deren nächster Umgebung mehr oder minder beträchtliche Mengen von Schlacken herumliegen, für solche Erzgruben angesehen. Eine nähere Untersuchung belehrte uns, daß diese Anschauung eine irrige war. Es gelang uns nämlich, wenn auch nur mit vieler Mühe, in einige dieser Höhlen mit Sackellicht einzukriechen. Sie mochten eine Tiefe von 60—100 Fuß haben und erwiesen sich zweifellos als natürliche Felsspalten, indem die beiden Wandungen parallele Vor- und Einsprünge zeigten, welche, wenn erstere sich wieder zusammenfügen ließen, genau auf einander passen würden. Die Schlacken scheinen mir von geschmolzenem Olivin und anderem vulkanischen Gestein, aus welchem die Feuerherde der Indianerbehausungen bestanden haben mögen, herzurühren. Daß diese Ansiedelungen lange Zeit bestanden haben müssen, geht daraus hervor, daß die wohlbehauenen Steinplatten, womit einige viereckige große ehemalige Höfe gepflastert erscheinen, aus einem sehr klingenden, leichten und porösen Trachytähnlichen Gesteine bestehen, welches nur im jenseitigen, mehrere Stunden entfernten Gebirge ansteht. Räthselhaft bleibt nur, welches z. B. die Beweggründe gewesen sein mochten, menschliche Wohnstätten von theilweise beträchtlichem Umfange in ein so unwegsames Gebirge zu verlegen, wo das Wasser von der Schluchtsohle hinaufgeschafft werden mußte und Gelände, das zu einigermaßen ausgedehntem Maisbau sich eignete, ebenfalls nur in bedeutender Entfernung zu

finden war. Die Lösung der Frage wird wohl einzig und allein in der Verborgenheit und der dadurch bedingten Sicherheit der Lage solcher Ansiedelungen gefunden werden können.

Was die Beschaffenheit dieses Schluchtengebirges in geognostischer Hinsicht betrifft, so besteht dasselbe in seiner ganzen Ausdehnung aus Porphyr, welcher an einer Stelle von einem Gange von Grünstein mit eingesprengtem Olivin, Chrysolith etc. durchzogen ist; Thonschiefer, welcher in der Umgegend von Zacatecas so mächtig entwickelt auftritt, kommt hier nirgends vor.

Die Abende benutzten wir dazu, die Hänge hinunter zu klettern und unten im Flüßchen ein Bad zu nehmen; die Nacht wurde im Freien zugebracht, ohne daß die Kühle empfindlich geworden wäre; am Morgen zogen wir mit Sonnenaufgang zur Jagd aus. Ach, daß ich ihn beschreiben könnte, den wunderbaren Reiz solcher Streifereien in dieser romantischen Gebirgswildniß! Leider waren wir bei unserem Jagen nicht vom Glück begünstigt; Spuren genug von Rehen und Truthühnern, auch Fährten von Wölfen und Kuguaren – letztere führen hier den stolzen Namen „Löwen" –, aber kein Stück Wild kam uns vor das Rohr, was uns um so empfindlicher traf, als wir bei Bemessung des Proviantes, den wir mitgenommen, auf reichliche Jagdbeute gerechnet hatten. Das Geheul der Wölfe und Kuguare hörten wir in der Nacht nur zu gut; allein wir hatten Neumond und so gestattete die Finsterniß nicht, ihrer auf dem

Anstand aufzulauern; am Tage sind sie in ihren vorzüglich gewählten Verstecken nicht aufzuspüren. Auch Hasen, Kaninchen und eine Art Fischotter sollen vorkommen, des Raubzeuges wegen aber wohl nur spärlich. Reizend sind die Schwärme von Kolibri's, welche namentlich die blühenden Magnolien gleich Nachtfaltern umschwirren, oft unter durchdringendem Geschrei; man glaubt schwärmende Edelsteine zu sehen, so glitzert und funkelt ihr buntes metallfarbenes Gefieder in der Sonne. Um auszuruhen, lassen sie sich auch auf dem Gezweige nieder und es wäre dann ein Leichtes, an einem Morgen Dutzende von ihnen zu erlegen.

Für den Fischerei-Sport scheint hier weniger günstige Gelegenheit geboten zu sein. Das Einzige von Fischen, was wir in dem Flüßchen fingen und überhaupt gewahrten, war ein kleiner, unseren heimischen Grundeln ähnelnder Fisch; weiter unten, wo es nach Aufnahme verschiedener Bäche schon zum ansehnlichen Fluß geworden ist und seiner Vereinigung mit dem Rio grande zuströmt, sind Kaiman's keine seltene Erscheinung in ihm.

War es — wie ich früher erwähnte — mit den angeblichen Silberminen Nichts, so hatte doch seine Richtigkeit, was man mir von Salpetergewinnung in diesem Gebirge sagte; und zwar ist das Vorkommen des Salpeters sowohl als auch seine Verarbeitung hier in der That höchst interessant. Er findet sich nämlich in ziemlich geräumigen, offenbar von Menschenhand geschaffenen Höhlen, deren Bodenlage mit fußtiefem Mist von Fleder-

mäusen überdeckt ist, welche jetzt noch zu Tausenden in den Spalten und Ritzen dieser Höhlungen hausen; alle Wandungen der letzteren enthalten Salpeter. Das verwitterte Porphyrgestein wird abgeschlagen, zu grobem Pulver zerklopft, mit Asche vermischt und in heißem Wasser ausgelaugt; die dunkelgefärbte Lauge wird abgedampft und der Salpeter schießt an. Eine Carga Gestein liefert $1^1/_2$ Aroba (aroba = 25 Pfund) Salpeter. Diese Salpetersiedereien liegen an einer der schmalsten Stellen der Schlucht, wo die Felswände zu beiden Seiten kerzengerade aufsteigen. Die Wohnung der Sieder besteht aus einer Höhlung in einer dieser Wände; vor ihr sind zwei Kessel eingemauert, in welchen die Lauge versotten wird; die Abdampfung und Krystallisation geht in hölzernen Trögen vor sich. In einigen der Salpeterhöhlen befinden sich alte Indianergräber, in Form trogartigen Aushöhlung in den Felsen gehauen; sie enthalten noch Bruchstücke von Menschen-Schädeln und -Gebeinen, Weiteres nicht. Frägt man sich, wie hier die Entstehung des rohen Salpeters zu erklären sei, so fällt die Antwort schwer. Im Gestein ist die Salpetersäure an Kalk, Natron und Kali gebunden. Aber woher stammt die Säure in dem massigen, wenig feuchten und vegetationsarmen Felsgestein? Alle Höhlen liegen tief, also in tierra caliente! Sollten die Excremente der Fledermäuse eine Rolle dabei spielen? Das ist nicht anzunehmen, weil auch Salpetergrotten existiren, welche einer solchen thierischen Ablagerung ermangeln. Am meisten dürfte die Annahme für

sich haben, daß bei der in diesen Höhlungen herrschenden gleichmäßigen, ziemlich hohen Temperatur in dem porösen, Alkalien haltenden Gestein auf dem Wege der Absorption der Sauerstoff der Luft sich mit ihrem Stickstoff zu jener Säure verbindet. An manchen Stellen wittert der salpetersaure Kalk in mäßig derben krystallinischen Lagen aus.

So war also unser mehrtägiger Aufenthalt in der Sierra, wenn er auch nicht zur Neuentdeckung alter Silberminen führte, doch ebenso reich an interessanten Beobachtungen wie an seltenen Naturgenüssen; selbst der Umstand, daß wir zuletzt auf sehr kümmerliche Nahrung angewiesen waren, konnte der hohen Befriedigung, die wir von ihm empfanden, keinen wesentlichen Abbruch thun. Noch weniger der erneuerte Unfall, daß in der Nacht vor unserem Wiederaufbruch unsere sämmtlichen Thiere ausgerissen waren; sie wurden am Morgen leicht wieder beigebracht, da sie sich auf dem unwegsamen Terrain nicht weit hatten verlaufen können.

Auf dem Rückwege sprachen wir in einem 4 Stunden von dem Gebirge entfernt gelegenen Rancho vor und wurden von dem Besitzer und seiner Familie so gastfreundlich aufgenommen, daß wir zwei volle Tage in ihrem Kreise verweilten. Und das waren zwei recht vergnügliche Tage. Der Hof gehört einer wohlhabenden Bauernfamilie spanischer Abkunft, welche sich außerdem des Besitzes von neun blühenden, zum Theil sehr hübschen Töchtern erfreut. Unser Verkehr mit denselben gestaltete sich in naivster Weise so freundlich, daß der Abend nicht

anders als mit einem Tanze auf der um das Wohnhaus herumlaufenden Galerie geschlossen wurde, wodurch uns Gelegenheit ward, den mexikanischen Nationaltanz kennen zu lernen. Der Haupttanz des Volkes ist der s. g. Jarrape und stammt von den Indianern her: Bursche und Mädchen stehen in langer Reihe einander gegenüber und trampeln unglaubliche Zeit lang, ohne im geringsten ihren Standpunkt zu verändern, also auf einer und derselben Stelle unausgesetzt mit den Füßen herum nach den Klängen einer nicht eben virtuos gezupften Guitarre. Das nennt man nun hier zu Lande Tanz! Etwas Ungraziöseres und Langweiligeres läßt sich kaum denken. Auch die Art der Aufforderung zum Tanze ist schon sehr charakteristisch. Der Bursche nähert sich seiner Auserwählten bis auf Armeslänge, bleibt dann ohne jegliche Verbeugung in steifer Haltung vor ihr stehen und berührt sie nun mit seinem im ausgestreckten Arme gehaltenen Hute. Voilà l'engagement. Der Takt, nach welchem Musik und „Tanz" sich richten, ist rapider Walzertakt, so, daß bei stets in Ruhe gehaltenem Oberkörper, Beine und Füße ein leibhaftiges perpetuum mobile darstellen. Außer diesem Nationaltanz kennt man aber glücklicherweise auch unseren deutschen Walzer, nur daß dieser nun umgekehrt sehr langsam getanzt wird. Daß wir uns vorzugsweise mit diesem vergnügten, brauche ich nicht zu sagen.

Unter Tag wurde gejagt. Es gab Hasen und Kaninchen in Überfluß, außerdem wilde Gänse und Kraniche welche da zu überwintern pflegen; ein wilder Hund wurde

lebendig gefangen in der Falle, einer unserer Mausfalle ähnlichen steinernen Vorrichtung.

Den Sonntag benutzten wir zu einem Ausflug in ein benachbartes Städtchen, Monte Escobedo, wo ich wieder einmal gezwungen wurde, meine medicinischen Talente zu verwerthen. Es liegt auf dem Rücken eines niederen, mit immergrünen Eichen und Tannen bewaldeten Gebirgszuges; außer diesen Waldungen war alle übrige Vegetation in der Umgegend in Folge langanhaltender Dürre völlig erstorben; es fehlt hier ein immer fließender Bach. Die Leute zeigten sich darum sehr in Sorge um ihr Vieh, welches sie zu verlieren fürchteten, wenn nicht bald ergiebiger Regen falle, eine Hoffnung, die leider wenig begründet erschien, da in der Regel vor dem Monat Juni kein nachhaltiger Niederschlag zu erwarten ist. Nachdem wir uns im Städtchen etwas umgesehen, kehrten wir nach unserem Rancho zurück und waren nicht wenig überrascht, als wir da mit einer veritablen Serenade empfangen wurden. Sämmtliche Dorf-Schönen hatten sich versammelt und gaben uns zu Ehren ein Vocal-Concert zum Besten. Ein leckerer Ohrenschmaus war es gerade nicht, denn die Art, wie die Leute singen, ist schrecklich: alle hohen Töne werden durch die Nase geschrieen. Aber rührend war die Absicht. Überhaupt zeigten sich Alle, mit denen wir hier verkehrten, von seltener Freundlichkeit und von so liebenswürdigen Manieren, daß ich mich des Staunens nicht erwehren kann, wenn ich der niederen Stufe von Schul-

bildung gedenke, auf welcher namentlich der weibliche Theil der mexikanischen Bevölkerung steht. Die Mädchen können weder lesen noch schreiben; selbst in den besseren Ständen ist es eine Ausnahme, wenn es Eine kann. Man sagt, es sei spanischer Erziehungsgrundsatz, den Töchtern solche Kenntnisse vorzuenthalten, damit sie der Gefahr überhoben bleiben, Liebesbriefe zu empfangen oder zu schreiben. Glaube es, wer mag!

Am Montag Morgen verabschiedeten wir uns von unseren biederen Gastfreunden in herzlichster Weise; Alle ohne Ausnahme – Mann und Frau und die neun Töchter, die wie Orgelpfeifen an der Thüre postirt waren – Alle wurden umarmt. Reichlich mit Proviant versehen, wovon gesalzenes, in dünnen Riemen an der Luft getrocknetes Rindfleisch einen Hauptbestandtheil ausmachte, zogen wir von dannen. Wie wir ihrer – dieser braven Leute – uns stets dankbaren Sinnes erinnern werden, so mögen wir andererseits ihnen auch für längere Zeit als Stoff der Unterhaltung dienen, da in dieser abgelegenen Gegend Fremde eine gar rare Erscheinung sind.

Statt geraden Weges auf Zacatecas loszusteuern, zogen wir vor, einen kleinen Umweg zu machen, um auch noch das Städtchen Xeres kennen zu lernen. Wir hatten dabei zwar eine durch Straßenräuberei sehr berüchtigte Strecke zu passiren, allein wir wußten ja, daß das für den gut bewaffneten Ausländer nicht so viel auf sich hat, und sahen uns auch in unserer Zuversicht, unbehelligt zu bleiben, nicht getäuscht. Das Städtchen

liegt etwa eine Tagereise südwestlich von Zacatecas entfernt, in einem fruchtbaren, von romantischen Gebirgswandungen seitlich begrenzten Thale, durch welches sich ein munteres Flüßchen windet. Der Porphyr ist hier von Eisengängen (krystallisirter Rotheisenstein) durchzogen; sie sind reich, liegen aber dessenungeachtet bis jetzt unbenutzt im Schooße des Gebirges. Die Einwohner des Städtchens sind vorzugsweise Ackerbauer; der Mais vor Allem liefert erstaunliche Ernten, er trägt zum Mindesten 100fältig, in guten Jahren 600fältig; in bewässerungsfähigen Niederungen stößt man auch hier häufig auf Waizenbau. Besonders aber ist es eine Kulturpflanze, die dem Fremden auffällt, schon weil sie der ganzen Gegend zu landschaftlicher Zierde gereicht, die schöne mexikanische Agave, Maguey. Aus ihrem Safte, den man gähren läßt, wird ein angenehm-süßes, champagnerähnlich schmeckendes Getränke gewonnen, „Pulque" geheißen, außerdem aus den Fasern ihrer 20—30 Fuß hoch aufschießenden Blüthenstengel eine Art Hanf, welcher zu Zwirn verarbeitet hauptsächlich bei der Schusterarbeit Verwendung findet. Trotz solcher friedlichen Beschäftigung waren aber bis vor Kurzem die Bewohner von Xeres und den umliegenden Ranchos als freche Räuber gefürchtet; erst in neuester Zeit sollen sie sich etwas eingeschüchtert zeigen in Folge der Ergreifung eines ihrer berüchtigtesten Führer, welcher dabei, nachdem er mehrere Soldaten der mit seiner Gefangennahme betrauten Streifpatrouille getödtet, das Leben einbüßte.

Erst spät am Abend trafen wir wieder in Zacatecas ein, nachdem wir zu guter Letzt in der Dunkelheit uns noch verirrt und auf den heillos schlechten Wegen beinahe unsere Hälse gebrochen hatten. Auch die Nachricht, mit der wir daheim empfangen wurden, war nicht gerade erbaulich: in dem benachbarten Guadeloupe war inzwischen die längst gefürchtete Cholera zum Ausbruch gelangt. Bis jetzt soll ihr Verlauf ein milder sein und auf baldige Abnahme hoffen lassen. Möchten wir hier von diesem unheimlichen Gaste verschont bleiben! Vielleicht verhilft uns die gegenwärtige Jahreszeit dazu; der eigentliche Winter ist zwar jetzt vorüber, aber doch haben wir noch immer recht kühle Nächte, manchmal vor Sonnenaufgang sogar Eis.

Die Minen hier herum wollen sich noch nicht ergiebiger zeigen und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß in Bälde eine Wendung zum Bessern eintrete. Läßt diese aber noch längere Zeit auf sich warten, dann ist es um Zacatecas geschehen, da alsdann die Leute von da wegziehen nach anderen, mehr verheißenden Orten hin. Ich für meinen Theil gedenke, auch bei dem dermalen schwachen Betriebe unseres Geschäftes vorerst den Gang der Dinge noch eine Weile abzuwarten. Will mich trüber Sinn oder Zaghaftigkeit befallen, dann sattle ich mir mein Roß und reite vom Morgen bis zum Abend; das hilft vom trägen, dicken Blut. Auch manchem deutschen „Kanzleirath" könnte solche Kur vielleicht wieder auf die Beine helfen.

IV.

Hacienda de campo El Carro. Die Silberminen de los Angeles. Salinas al Penno blanco. Der Grubendistrikt von Quatorze. Brownsville.

La Noria de los Angeles, 9. April 18...

Die Aussichten auf baldige Besserung des Geschäftes auf unserer Hacienda schwinden mehr und mehr, ich werde daher darauf bedacht sein müssen, auf anderem Wege dem von mir erstrebten Ziele näher zu kommen. Diese zwar nicht sublime, aber praktische Reflexion war es, die mich veranlaßte, einen Ausflug in die benachbarten Minenreviere im Gebirge zu unternehmen. Und mögen nun die angeknüpften Unterhandlungen ein Ende nehmen, welches sie wollen, in wissenschaftlicher Beziehung habe ich reiche Ausbeute davon getragen.

Wenn man das Gebirge von Zacatecas durch das gegen die Hochebene sich öffnende Thal von Guadelupe verläßt, so gelangt man, immer in östlicher Richtung sich haltend, in Kurzem zu, in der Ebene selbst gelegenen interessanten Steinbrüchen. Während das Gebirge aus Thonschiefer besteht und in demselben nur an wenigen

Stellen das Hebungsgestein, Porphyr, zu Tage tritt, ist der Boden der Ebene reiner Porphyr, ganz oberflächlich nur mit einer schwachen Lage weißen, porösen Kalkes überdeckt, in welchem keine Versteinerungen vorkommen; es scheint ein Süßwasserkalk neuerer Formation zu sein. Durch diese Steinbrüche, aus welchen die harten Steine zum Mahlen der Erze gebrochen werden, wurde das Hebgebirge aufgeschlossen und Porphyre des verschiedensten Ansehens dicht neben- und übereinander blosgelegt. Die oberste Lage ist ein Feldspathporphyr mit eben solchen Krystallen, unzersetzt; sie hat eine Mächtigkeit von 1 bis 2 Fuß; dann kommt eine 6—8 Fuß mächtige Lage sehr stark zersetzten Porphyrs, kugelige Absonderungen harten Porphyrs verkittet durch eine weiche, bröckelige Caolinartige Masse, in welcher sehr schöner Hyalith vorkommt; das Ganze offenbar das Resultat einer Zersetzung durch Wasser. So hat man in diesen beiden Schichten die merkwürdige Erscheinung vor sich, als ob über den bereits zersetzt gewesenen Porphyr später unzersetzter übergeflossen wäre. Unter der zweiten Schicht, zum Theil auch mit dieser wechselnd und in sie übergehend liegt dann der nutzbare harte Porphyr in sehr verschiedener Mächtigkeit, bis zu einer solchen von 20 Fuß, und unter diesem abermals, doch nur an einzelnen Orten und sehr unvollständig aufgeschlossen ein zersetztes thonartiges Gestein wie unreiner Caolin. Nach Allem scheinen diese Porphyre zu verschiedenen Perioden ausgeflossen zu sein und sich über die weite Ebene hier ausgebreitet zu haben.

In landschaftlicher Hinsicht bietet letztere, zumal in jetziger trockener Jahreszeit, wenig Erquickliches: außer der Maguey (Agave americ.) hie und da ein Cactus oder eine Palme (Yucca), das ist Alles, was das Auge von Vegetation wahrnimmt. Übrigens fängt man nun schon da und dort an, das Land für den Maisbau herzurichten und zwar mittelst eines höchst primitiven Pfluges. Derselbe hat die Form der alten römischen Pflüge und ist mit 2 oder 4 Stieren bespannt; der Pflüger reitet nebenher und lenkt das Gespann durch einen Strick, welcher das Joch der Stiere mit seinem Sattelknopf verbunden hält. Noch einfacher ist die Egge; sie besteht aus einem Querbalken, an welchem statt eiserner Spitzen Dorngezweige befestigt ist.

Nach einem Ritt von fünf Stunden erreichten wir das Städtchen Ojocaliente. Es liegt am Fuße eines Porphyrgebirges und verdankt einer warmen Quelle von schwachsalzigem Geschmack, welche nach orientalischer Weise in ein kreisrundes steinernes Becken gefaßt ist, den Ruf eines besuchten Badekurortes. Am folgenden Nachmittage waren wir an dem vorläufigen Ziel unserer Reise, bei der Silberhütte la noria angelangt, auf eine halbe Stunde Entfernung von dem Minenstädtchen De los Angeles. Die Hütte gehört zu dem Territorium der Hacienda de campo El carro, deren gegenwärtiger Verwalter zugleich Eigenthümer der ersteren ist. Das veranlaßte uns, noch am Abend die Hacienda selbst zu besuchen. Sie ist Eigenthum eines mexikanischen Nabobs,

der außer dieser noch vierzig weitere Hacienda's besitzen soll; man schätzt die jährlichen Einkünfte desselben auf eine Million Thaler. El carro allein hat den Flächenumfang eines kleinen Fürstenthumes, 130 Quadrat-Leguas, und eine Bevölkerung von beiläufig 5000 Menschen. Auf dem ganzen Gebiete findet sich außer in der Regenzeit keinerlei laufendes Wasser, kein Fluß, kein Bach, keine Quelle. Man baut nur so viel Mais, als für den Lebensunterhalt von Menschen und Vieh auf dem Gute erfordert wird. Den Haupertrag liefert die Viehzucht: es werden außer einer beträchtlichen Zahl von Pferden und Maulthieren an 2000 Ochsen, 5000 Esel und 150,000 Schafe gezogen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß wir gerade zur Schafschur hingekommen waren. In einem geräumigen Hofe stehen 200—300 Schurgesellen, Jeder mit einer gewaltigen Scheere angethan, in diesen Hof wird nun Heerde um Heerde eingetrieben. Jede Heerde besteht aus 2000 Schafen mit ihrem Schäfer und etlichen 20 Ziegen, die hier die Rolle der Leithämmel übernommen zu haben scheinen. Sobald eine Heerde in wildem Rennen einstürmt, fallen die Burschе über die einzelnen Thiere her und, weil das Scheeren stückweise bezahlt wird, sucht Jeder möglichst viele Stücke zu erhaschen, bindet ihnen die Füße zusammen und legt sie zur Seite. Ist die Hatz zu Ende, dann folgt die gemeinsame Schur und es klappern die Hunderte von Scheeren, daß Einem angst und bange wird. In unglaublich kurzer Zeit ist die Schur vollendet und die Geschorenen werden

durch ein dem Eingangsthore gegenüberliegendes Thor wieder ausgelassen. Eine zweite Heerde wird eingetrieben und die ganze Prozedur beginnt von Neuem. Im Monat November werden die alten Schafe, jährlich etwa 20,000 Stück, geschlachtet, Felle und Fett verkauft; das magere Fleisch wird theils an der Sonne getrocknet und dann ebenfalls veräußert, theils weggeworfen. Die Jahreseinnahme der Hacienda aus dem Betriebe der Viehzucht schätzt man auf 120,000 Thaler (à 2 fl. 30 kr.).

Das Loos der Arbeiter auf den Hacienden ist auch in dieser Landesgegend nicht besser als das von Leibeigenen; die Leute hängen völlig vom Willen des Gutsherrn ab; sie haben eine äußerst geringe Bezahlung und müssen alle die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in dem, dem Herrn gehörenden Kaufladen zu hohen Preisen kaufen, gerathen in Schulden und sollen diese dann durch Arbeit abverdienen; von irgend welcher Aussicht, mit der Zeit zu Eigenthum zu gelangen, ist für sie nicht die Rede. Die Gutsverwalter sorgen dafür, daß sie nicht zu Athem kommen. Sie haben ja doch das beneidenswerthe Glück, unter einer republikanischen Verfassung zu leben, die guten Leute; was wollen sie mehr?! An eine Besserung dieser beklagenswerthen Zustände auf friedlichem Wege ist nicht zu denken: alles gute Land befindet sich in fester Hand, die Gutsherren verpachten nur, zum Verkauf auch nur der kleinsten Parzelle verstehen sie sich unter keinen Umständen. Aber auch abgesehen davon würde eine etwaige Einwanderung von Europäern in dem stupiden

Fanatismus der Mexikaner, welcher ihnen jeden Fremden als verhaßten Eindringling erscheinen läßt, einem schwer zu überwindenden Hemmniß begegnen. Nur wenn von Nord-Amerika her die spanisch-mexikanische Race mehr und mehr verdrängt wird, kann dem reichen und schönen Lande noch Heil erblühen.

Die Minen von Angeles sind vor Zeiten in flottem Betrieb gestanden, jetzt werden sie nur noch ziemlich schwach betrieben. Sie liegen am Fuße einer Hügelkette, die sich im Süden der Ebene von Ost nach West erstreckt. Die Formation ist Thonschiefer, welcher oben mit einem hellblauen alten, von vielen Quarzschnüren durchzogenen Kalk bedeckt ist; Versteinerungen kommen in letzterem nicht vor. An vielen Stellen steht der Thonschiefer zu Tage. Eigentliche Gänge enthält er nur sehr wenige, das Erz ist vielmehr der Hauptsache nach in den ihn durchziehenden Schnüren enthalten, es bricht also sehr wenig mächtig, nur 1—2 Finger breit. Die Erze sind Blenden mit Eisen- und Arsenikkies; die Blende ist blätterig krystallinisch, von schwarzer Farbe und scheint dem Ansehen nach Blei zu halten, doch ließen mich Löthrohrproben dies nicht nachweisen, ebenso wenig Kupfer. Dagegen hält der Ofenrauch der Schmelzöfen, welcher weiß, mit gelben Lagen durchsetzt, und sehr leicht ist, außer Zinkoxyd etwas Antimon, Blei und Arsenik, auch Cadmium. Etwa zwei Stunden von diesen Minen setzt durch die Ebene ein mächtiger, von Südwest nach Nordost streichender Gang von Mangan; an einer Stelle bildet

derselbe einen isolirten Hügel, der ganz aus der Gangmasse besteht, d. h. aus Eisenkiesel, Kieselmangan und Quarz, in welchem eine mehrere Fuß mächtige Ader von reinem Pyrolusit ansteht. Im höheren Gebirge der Nachbarschaft (Porphyr) kommen auch Opale vor, welche sich einigermaßen dem Feueropal nähern, ohne doch so schön zu sein wie dieser. In nördlicher Richtung auf der anderen Seite der Ebene, etwa 4 Stunden entfernt erhebt sich ein ziemlich hohes Porphyrgebirge, welches Quecksilbergänge enthält; diese wurden früher bearbeitet; erwiesen sich aber nur in den oberen Lagen bauwürdig, weiter nach unten schwand der Gehalt an Zinnober.

Alle in diesen Minen brechenden Erze werden in der Noria zu gute gemacht, etwa 500 Cargas (à 300 Pfund) wöchentlich; das Benefiz ist höchst eigenthümlich und von dem in Zacatecas üblichen sehr verschieden. Die Erze sind nämlich sehr „rebelde", d. h. sie müssen vor jeder weiteren Verarbeitung geröstet werden: zu diesem Behufe mahlt man sie in Tahones, trocknet den Schlamm in der Sonne, siebt ihn und röstet ihn mit 10% Salz; so vorbereitet erst lassen sie sich im Patio beneficiren; der Verlust an Quecksilber ist dabei nicht sehr bedeutend, eine Torta von 20 Montones verliert etwa 18 Pfund, dagegen werden auch circa 50% Silber nicht ausgebracht. Die vielerlei Zubereitungen, welche die Erze erfordern, erheischen selbstredend auch die Verwendung eines erheblicheren Personals und so stellen sich die Kosten des Ausbringens verhältnißmäßig hoch. Andererseits sind die

Erze sehr billig. Die Hütte liefert dem Bergmann alles nöthige Material und läßt die von ihm abgelieferten Erze auf ihre Kosten mahlen und verwaschen, dafür hat sie den Schlamm, der im Patio verarbeitet wird, und die Hälfte der erhaltenen Schmelzerze umsonst und bezahlt dem Bergmann nur den Werth der anderen Hälfte der letzteren nach der Gehaltsprobe nach Abzug der Ausbringungskosten. Z. B. 20 Cargas Erz werden abgeliefert; verwaschen geben diese 6 Cargas Schmelzerz und 14 Cargas Patioerz; diese 14 Cargas Patioerz und 3 Cargas Schmelzerz hat die Hütte frei; letztere sollen 9 Marcos Silber halten im Werthe von 7 Thaler 4 Real, also zusammen 67 Thaler 4 Real werth sein, die Ausbringungskosten aber sich auf 54 Thaler belaufen, so erhält der Bergmann für die abgelieferten 20 Cargas Erz 13 Thaler 4 Real.

Die wöchentliche Silberproduction der Hütte schwankt zwischen 300 und 500 Marcos.

Während unseres Aufenthaltes im Minendistrikt hiesiger Gegend wurde das benachbarte Städtchen durch den Besuch einer mexikanischen Kunstreitertruppe beglückt, die sich von den mir aus Europa bekannten derartigen Künstlergesellschaften nicht wesentlich unterschied mit Ausnahme einer einzigen Persönlichkeit, welche mich dafür um so mehr interessirte, nämlich eines Yankee-„Herkules", dessen Kunstleistungen hauptsächlich im Magnetisiren bestanden. Er wählt sich einige Leute aus dem Publicum aus, bestreicht sie $^1/_2$—1 Minute lang mit seinen Händen;

diese verfallen darauf in einen schlafartigen Zustand, in welchem sie sich anscheinend völlig willenlos in alle möglichen und unmöglichen Stellungen und Lagen zwängen lassen. Auf mein Ersuchen wiederholte der mysteriöse Künstler seine Productionen auf meinem Zimmer an einigen durch mich von der Straße gerufenen Jungen mit dem gleich günstigen Erfolge wie in der öffentlichen Vorstellung. Wie sich die Sache erklären lasse, ist mir nicht klar geworden; dagegen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß kein Betrug dabei im Spiele ist.

Eine Einrichtung eigenthümlicher Art in diesem Landestheil ist eine speziell zur Abwehr gegen die von Zeit zu Zeit bis hierher vordringenden Comanches organisirte Miliz, für welche auf der Hacienda stets die entsprechende Zahl von aus Leder gefertigten und gegen die Indianer-Pfeile undurchdringlichen Helmen, Küraſſen und Beinschienen vorräthig gehalten wird. Der letzte Einfall vor zwei Jahren wurde von ihr schließlich glücklich bewältigt. Es waren beiläufig 300 Indianer, die, nachdem sie eine ihnen von San Luis Potosi entgegengesandte Abtheilung regulärer Truppen zurückgeschlagen, sich unkluger Weise in kleinere Streiftrupps vertheilten. Einer dieser letzteren, aus etlichen 60 Mann bestehend, hatte sich hierher gewandt und wurde von der gegen sie ausgerückten Miliz in einer von ihnen zerstörten Hacienda umzingelt; sie hatten sich vortrefflich verschanzt und hielten sich einige Tage lang; allmälig raffte Hunger und Durst Einen um den Anderen der Belagerten hinweg, nur

Wenigen gelang es, sich durchzuschlagen oder durchzuschleichen; wer noch von ihnen lebend in die Hände der Miliz fiel, wurde erschossen. Ähnlich erging es den übrigen Abtheilungen der Horde; sie wurden durch Übermacht fast völlig vernichtet.

29. April ...

Ein Vorfall auf meiner Hacienda nöthigte mich, von hier aus in Zacatecas einen Besuch zu machen, was mir um so unangenehmer war, als dort gerade die Cholera in nicht unbedenklichem Grade wüthete; sie forderte tagtäglich an 60 Opfer. Dadurch daß ich auf dieser Tour etwas vom Wege abkam und gezwungen wurde, längere Zeit durch die Steppe zu reiten, wurde ich mit einer eigenthümlichen Fährlichkeit bekannt, welche mit einem Steppenritt vorzugsweise für das Thier verknüpft ist: der Boden ist nämlich durch eine Art Eichhörnchen, die in unterirdischen Höhlen zusammenwohnen, vielfach unterhöhlt, so daß das Pferd häufig unversehends mit dem einen oder anderen Fuße bald mehr bald weniger tief einsinkt, was beim scharfen Reiten leicht einen Beinbruch zur Folge hat. Diese Erdeichhörnchen der südlichen Steppen sind nicht etwa identisch mit den im Norden vorkommenden sog. Steppenhunden; es sind niedliche, äußerst scheue und flinke Thierchen; auch nur eines von ihnen zu schießen, wollte mir bis jetzt nicht gelingen.

Den Rückweg von Zacatecas hierher, eine Strecke von 24 Leguas, legte ich bei glühender Sonnenhitze in 5 Stunden zurück; es war ein Parforce-Ritt, der mich

weit mehr als meine eigene, die Ausdauer meines kleinen mexikanischen Pferdes bewundern ließ; nur ein einziges Mal hielt ich kurze Rast, um ihm Wasser zu reichen, und doch zeigte es sich bei der Ankunft hier durchaus nicht erschöpft; zu fressen hatte es gar nicht bekommen, da immer des Nachts gefüttert wird, und zwar hier lediglich Maizenstroh, welches, wenn die Frucht nahezu reif ist, geschnitten und getrocknet wird. Ich selbst litt an diesem Tage fürchterlich unter der sengenden Hitze, von unbeschreiblichem Durste stundenlang gequält, kam ich halb ohnmächtig und fiebernd an; dazu hatte ich das Unglück, den Handschuh der linken Hand zu verlieren, so daß die Haut der letzteren völlig verbrannte und am folgenden Tage sich in Stücken ablöste.

24. Juli 18...

Die Unterhandlungen, welche ich von la Noria aus mit Minenbesitzern der dortigen Umgegend angeknüpft hatte, haben sich zerschlagen; ich beschloß daher Charcas und die berühmten Gruben von Quatorce (auch Catorce geschrieben) zu besuchen. Am 1. Juli trat ich die Reise an in Begleitung meines Dieners und eines Deutschen, Sp., den ich in jüngster Zeit hatte kennen lernen; er lebt seit Jahren im Lande und war Director verschiedener Minen und Haciendas; ein Maulthier wurde mit dem nöthigsten Gepäck beladen, ein zweites als Reservethier mitgenommen. Das Ziel des ersten Tages waren die Lagunen bei Salinas al Pennon blanco; sie liegen in einem flachmuldigen Thale, welches südlich von einem hohen

Gebirge, dem ebengenannten Pennon blanco, beherrscht wird. Von ihrem schwachsalzigen Wasser wußte man noch vor zehn Jahren keinen anderen Gebrauch zu machen, als daß man die trockene Jahreszeit abwartete und dann den salzgeschwängerten Bodensatz zusammenscharrte und unter dem Namen Sal tierra an die Silberhütten verkaufte. Jetzt wird sehr schönes, reines Salz aus ihm hergestellt und zwar auf sehr einfache Weise. Es werden etwa 9 Fuß tiefe Gruben im Niveau der Lagune gegraben, wobei man ein schön grüngefärbtes Thonlager durchsticht, unter welchem die Salzlager sich befinden; die Gruben füllen sich rasch mit starksalzigem klarem, aber röthlich gefärbtem Wasser an; dieses wird mittelst Norias d. i. mittelst lederner Eimer, welche an einem über ein Rad laufenden Taue befestigt sind, in flache, mit Kalk und Sand ausgekittete Teiche übergeschöpft; in letzteren läßt man das Wasser langsam verdunsten, das Salz bleibt zurück. Diese Methode, so einfach sie ist, verdankte der Besitzer der Lagunen einem Engländer, dem er dafür 20,000 Thaler zu zahlen versprochen hatte, schließlich aber und bis heute Nichts bezahlte, obgleich seine Reineinnahme sich jetzt auf 300,000 Thaler jährlich belaufen soll. In einigen Lagunen in der Nähe enthält das Wasser viel Glaubersalz, Crystalillo; dieses krystallisirt zuerst, die Mutterlauge wird abgedampft und liefert das Salz. Da ich dieses sal mirabile glauberi häufig bei meinen erzwungenen ärztlichen Kuren verwende, während man es hier für völlig unverwendbar und werthlos hält,

ist mein ärztlicher Ruf bereits zu dem eines Wunder-Doctors angeschwollen.

Wieder andere benachbarte Lagunen enthalten einen noch werthvolleren Bestandtheil, welchem aber hier ebenfalls nur sehr geringe Beachtung geschenkt wird, nämlich sehr reines kohlensaures Natron, Tequesquite genannt; es wird auf ähnliche Weise gewonnen wie das Salz und dient als Schmelzmittel in den Silberhütten. Alle diese Salzlager scheinen mir in dem Muschelkalk zu liegen, der zwar hier nicht zu Tage steht, weiterhin aber in dem Gebirge von Quatorze mächtig entwickelt ist. Die Production an Salz beläuft sich auf durchschnittlich 150,000 Sanegas = 300,000 Ctr.; der Preis der Sanega oder des Doppelcentners ist je nach der Reinheit des Salzes $2^1/_2-4$ Thlr. an Ort und Stelle..

Meine Nachtruhe wurde mir hier gar sehr verkümmert, da in dem Meson (Herberge) ein Trupp Soldaten und außerdem ein Heer von Ratten, Mäusen, Wanzen und Flöhen einquartiert waren; Erstere hatten zudem bereits die besseren Räumlichkeiten in Beschlag genommen, so daß wir uns mit einem jämmerlichen schmutzigen Loch von Zimmer begnügen mußten; von Betten war keine Rede, kaum genügender Platz, uns aus Pferdedecke und Sattel die gewohnte Freihimmels-Lagerstätte zu bereiten. Zum Souper war Nichts weiter zu erlangen als Tortillas und schlechte Frigolis. Immerhin blieb uns doch die Genugthuung, bei der Zahlung als Cabaleros behandelt zu werden: für alle die angeführten Herrlich-

keiten, wozu — um Nichts zu vergessen — noch heißes Wasser kam, mit welchem wir uns Kaffee bereiteten, durften wir per Kopf 2½ Thlr., d. i. 10 M. 71 Pf., erlegen. Meiner Wenigkeit im Besonderen schien die Rolle des Märtyrers dieser reizvollen Nacht zugedacht zu sein, indem an mir allein der Hunger unserer blutsaugenden Schlafkameraden sich Stillung verschaffte, so daß ich absolut kein Auge zu schließen vermochte, während die beiden Anderen zur wesentlichen Erhöhung meines Comforts in vernehmlichster Weise einen verzweifelt tiefen und dauerhaften Schlaf verriethen.

Unser Ritt am folgenden Tage — er führte durch völlig unbewohnte, ausgedörrte, hie und da mit Cactus und Palmen bewachsene Gegend zu der Hacienda de campo Las Cruzes — brachte mir neues Mißgeschick. Ich gewahrte am Wege einen herrlichen Melocactus reich mit Früchten beladen, von welchen ich der Samen wegen einige pflückte. Beim Wiederaufsitzen machte mein Pferd einen Sprung und stieß sich dabei einen der langen und ungemein spitzigen Dorne dieser Pflanze so tief in das Hufgelenk des einen Hinterfußes, daß derselbe bei dem Versuch, ihn heraus zu ziehen, abbrach und der übrige Theil tief im Gelenke haften blieb; mein armes Thier war lahm. Ich bestieg das Reservethier und schleppte meinen krummen Gaul nach, in Las Cruzes aber schritt ich sofort kühn zu einer Operation mit Federmesser und Löthrohrzange und hatte die Befriedigung, sie gelingen zu sehen; in drei Tagen war das Pferd

wieder brauchbar. So kann man es in Mexiko mit Glauberſalz zum Wunderdoctor und durch Cactusdornen zum Veterinair-Operateur bringen.

Die Hacienda Las Cruzes iſt ſehr ausgedehnt und zeichnet ſich durch zwei dicht neben einander entſpringende Quellen aus, von welchen die eine reichlich ſchönes kaltes Trinkwaſſer, die andere klares, geſchmackloſes warmes Waſſer von 24° R. liefert; letztere dient zur Speiſung eines hübſch eingerichteten Bades.

Das nächſte Nachtquartier ſchlugen wir in Venado auf. Nach ſtundenlangem Ritt durch ödes, unwirthliches Land erſchien uns das freundliche Städtchen doppelt einladend. Rings von herrlichen Gärten umgeben, in denen Cypreſſen, Granat- und Orange-Bäume in ſeltenen Prachtexemplaren zu ſchauen ſind, zieht es ſich gar heimlich in ein enges, von klarem Bergwaſſer durchſtrömtes Thälchen hinein. Seinen Namen (el Venado, das Reh) leitet es daher ab, daß die Gegend, in welcher es liegt, früher lange Zeit das Lieblings-Jagdrevier der Indianer geweſen, die ſich hier länger als ſonſtwo in Mexiko vom ſpaniſchen Joche frei zu erhalten vermocht hatten. Leider herrſchte auch in dieſem Städtchen jetzt gerade die Cholera und darob unter den Bewohnern ſo hochgradige Beſtürzung, daß es uns gerathen ſchien, unſeren Aufenthalt da nicht länger als nöthig dauern zu laſſen.

Am anderen Morgen wurde alſo wieder geſattelt und nun ging es durch einen Akazienwald fortwährend leicht bergan, bis wir am Fuße einer Hügelkette ange-

langt das Städtchen Charcas erreicht hatten, von welchem aus wir den umliegenden Minendistrict zu besuchen gedachten. Ein achttägiger Aufenthalt hier bot uns die Gelegenheit zu interessanten Studien; allein von irgend welchen praktischen Erfolgen hat er sich uns nicht erwiesen. Die Gänge, auf welchen die Minen liegen, streichen hauptsächlich durch einen Hügel und sind alle mehr oder minder mächtig; sie stehen auch in guten Erzen an, gleichwohl ist der Betrieb auch dieser Minen gegenwärtig ein äußerst schwacher, weil die Erze sehr rebelde sind und im Patio sich nicht zu gute machen lassen. Die Gänge setzen durch Thonschiefer von Ost nach West, die Erze sind blendig; die reichen unter ihnen enthalten viel und schönes gediegen Silber, das blätterig auf den Steinen liegt. Das Ausbringen aber selbst dieser reichen Erze ist so unvollständig, daß namhafte Verluste sich ergeben; man bedient sich dazu höchst primitiv construirter Schmelzöfen. Die ärmeren Erze lohnen nach der hier üblichen Methode ein Zugutemachen überhaupt nicht.

So machten wir uns denn am 12. Juli auf nach dem 25 Leguas von Charcas entfernten Quatorze. Ein Unfall, welcher, nachdem wir kaum ein paar Stunden geritten waren, meinem Begleiter zustieß — er war mit dem Pferde gestürzt und hatte den Daumen der rechten Hand gebrochen —, nöthigte uns, in einem kleinen Rancho Halt zu machen. Hier zuerst bemerkte ich das Kalkgestein anstehen, in welchem die Silbergänge von Quatorze

durchsetzen. Ich halte den Kalk für Muschelkalk, weil in ihm die früher erwähnten Salzlager liegen und an einzelnen Stellen auch Ammonites gefunden werden. Südlich und nördlich vom Rancho erheben sich Kuppen von Basalt und Dolerit; letztere enthalten glasigen Feldspath und Augit.

Eine Pflanze, der ich heute zum ersten Male in Mexiko begegnete, gemahnte mich an die heimathliche Pfalz: wilder Tabak. An Größe und Schönheit der Blätter steht er unserem vaterländischen Gewächse entschieden nach; ob auch an Wohlgeruch des verarbeiteten Blattes, das weiß ich nicht; aber ich hoffe es.

Die einzige Merkwürdigkeit des Rancho selbst besteht darin, daß er nur während der Regenzeit Wasser hat in einer Pfütze, aus welcher Menschen und Vieh ihre Bedürfnisse befriedigen; in der trockenen Jahreszeit muß der Wasserbedarf eine Stunde weit beigeschleppt werden. Einen Brunnen zu graben, daran denkt hier zu Lande Niemand. Die Leute sind zu faul.

Aber die Kinder zu erziehen, bemüht sich doch manchmal auch eine mexikanische Mutter, wie ich heute mich überzeugen konnte. Unsere Wirthin, eine freundliche und hübsche Rancherita (Bauersfrau), hatte nämlich gar viel damit zu thun, ihrem kleinen Mädchen das Erdeessen zu untersagen! Diese Gewohnheit, welche man gewöhnlich nur einigen wilden Völkerstämmen Süd-Amerikas zuschreibt, ist auch hier zu Lande keineswegs eine seltene Erscheinung: nicht allein Kinder, sondern selbst

Erwachsene, namentlich Frauen haben diese absonderliche Liebhaberei. In Guadalajara, San Luis, Puebla u. a. O. werden auf dem Markte eine Art Pastillen verkauft, die aus leicht gebrannter weißer thoniger Erde bestehen; wer sie überhaupt genießt, rühmt sie als köstlichen Leckerbissen.

Den andern Morgen zogen wir weiter und kamen gegen Mittag an den Fuß des gewaltigen Gebirges, in welchem die Minen von Quatorze liegen. Die Vorberge bestehen aus Kalk, dessen vielfach gewundene, zum Theil — wenn ich so sagen darf — auf dem Kopfe stehenden Schichten die starken Revolutionen bekunden, welche bei der Hebung stattgefunden haben müssen. Der Weg führt durch eine enge Thalschlucht zwischen hohen steilen, mit ausgezeichnet schönen Cactus und Melocactus bewachsenen Felswänden mehr und mehr in die Höhe und in das Innere des Gebirges; er ist so schlecht als möglich und nicht ohne Gefahr. Nachdem man einige Kämme überstiegen hat, überrascht der Anblick des Real de Quatorze. Die Stadt liegt in einer engen Schlucht, rings von hohen kahlen Bergen eingeschlossen, auf einer dem Ansehen nach seiner Zeit in Folge eines Bergsturzes entstandenen schiefen Ebene; eine hübsche Kathedrale hauptsächlich ist es, die dem Orte einigermaßen städtisches Aussehen verleiht, sonst könnte er den Anspruch auf solche Bezeichnung nur etwa noch von seiner Einwohnerzahl, welche sich auf rund 10,000 beläuft, herleiten. Von der letzten Höhe führt der Weg nach der Stadt so abschüssig herab,

daß er kaum zu reiten ist, ebenso steil und beinahe auch ebenso uneben ziehen sich auf der anderen Seite des Thales die Straßen den Berg hinauf und durch die Stadt hindurch. Zu beiden Seiten des diesseits hinabführenden Weges sind eine auffallende Erscheinung die vielen an den Felswänden angeklebten Silberhütten, deren jede ihren eigenen, in den Felsen eingehauenen kleinen Hofraum hat, in welchem Hunderte von Erzhaufen (Montones) in der Form von Zuckerhüten aufgestapelt sind. Es ist ein ganz eigenartiger Anblick.

Das Gebirge hier mag sich 4000 Fuß über die Ebene erheben, die höheren Theile desselben bestehen aus Kalk, welcher in 2—4 Fuß mächtige Schichten getheilt ist; in ihm setzen, wie schon bemerkt, die Erzgänge durch. An manchen Stellen kommt das Hebungsgestein, der Porphyr, zu Tag; an anderen sieht man auch den unter dem Kalk lagernden Thonschiefer stark entwickelt. Da und dort liegt auf diesem letzteren ein sehr auffälliges Gestein auf, ein äußerst grobkörniges Conglomerat von Porphyr- und Schieferstücken, mit eisenschüssigem Quarz etc. zusammengekittet.

Am folgenden Tage statteten wir dem Director einiger von einer Compagnie in Mexiko betriebener Minen, einem liebenswürdigen Franzosen Namens P. unseren Besuch ab; er war so freundlich, uns in sein Haus einzuladen, welcher Einladung wir um so lieber folgten, als wir bei längerem Verweilen in dem Mesón in der Stadt, in welchem wir abgestiegen waren, zu be-

fürchten gehabt hätten, von der uns hier obliegenden Hauptaufgabe ungebührlich abgezogen zu werden durch zoologische Studien, zu welchen das dortige Vorkommen eines geradezu fabelhaften Reichthums der verschiedenartigsten Blutsauger würde herausgefordert haben. Wiederum nahmen wir uns volle acht Tage Zeit, um die hier herumliegenden Gruben und Haciendas kennen zu lernen und diese sind denn auch in der That äußerst interessant ebenso wegen ihrer großen Ausdehnung und Ergiebigkeit wie wegen der besonderen Natur der hier brechenden Erze; unter allen zeichnen sich drei Werke hervorragend aus.

Da die Gebirge von sehr steilen tiefen Schluchten durchschnitten sind, so eignen sie sich vortrefflich zur Anlegung von Tagstollen (Socabones), mittelst welcher die Gänge in großer Tiefe geschnitten werden können und die Erze sich leicht fördern lassen. Gegenwärtig ist ein solcher Socabon für die hier arbeitende mexikanische Compagnie in der Ausführung begriffen, welcher dazu dienen soll, ihre Hauptgrube, die Conception, zu entwässern; allein ich fürchte, er wird seinem Zweck nur ungenügend entsprechen, da er so fehlerhaft angelegt ist, daß er noch 200 Fuß über dem tiefsten Schacht der Grube und über den reichsten Arbeiten liegt, so daß also das Wasser immer noch bis zu dieser Höhe gehoben werden muß. Der Stollen mündet in der Schlucht, in welcher die Stadt liegt, und soll eine Länge von 1500 Varas (à 3 Fuß) erhalten; er hat bis jetzt schon 400,000

Thaler verschlungen. Das Vorgehen mit diesem Stollen ist um so unbegreiflicher und unverzeihlicher, da von der anderen Seite des Berges her schon bis auf eine Länge von 1200 Fuß ein 30 Fuß hoher und 40 Fuß weiter mustergiltiger Stollen eingetrieben ist, welcher alle, diesen Berg durchstreichenden, notorisch reichen Hauptgänge in richtiger Tiefe durchschnitten und ebenfalls auf Conception gemündet haben würde. Aber er war von einem Spanier angelegt und der Vorgänger des jetzigen Directors der Minen, ein Engländer, hatte es unter seiner Würde gehalten, den von einem Spanier angefangenen Bau einfach weiter zu führen und zu vollenden!

In diesem nämlichen Berge, auf dessen Gängen überhaupt die meisten Minen hiesiger Gegend liegen — und zwar wegen ihres früheren Reichthums hochberühmte Minen —, befindet sich noch ein anderer, durch seine Höhe und Weite ausgezeichneter Stollen, welcher die Erze der jetzt reichsten Grube hier, la Luz, fördert; die Förderung geschieht in von Pferden gezogenen Wagen. Die nächst reiche Grube nach la Luz ist San José; letztere liefert wöchentlich etwa 2000, erstere 3—4000 Cargas (à 300 Pfund) Erze. Die tiefste Grube ist Purissima, 700 Varas (à 3 Fuß) tief; sie wird aber jetzt nur noch in den oberen Teufen bearbeitet. Alle in Quatorze geförderten Erze gehen auf Partidas, d. h. der Bergmann erhält für seine Arbeit einen bestimmten Antheil an Erzen; je nach dem Reichthum derselben $^1/_5$ bis $^1/_2$; dadurch verdient Mancher 500 Thlr. wöchentlich. Da aber

nicht nur die Bergleute sondern auch die Gruben — welch' letztere hier nicht wie in Zacatecas ihre eigenen Haciendas haben — ihre Erze verkaufen, so ist der Vescate (Erzhandel) ein äußerst lebhafter. Dabei wird nach etwas anderer Methode und darnach entschieden sicherer und rascher verfahren als in Zacatecas. Die Erze werden je nach ihrem Gehalt in einzelne Haufen geschieden, auf jeden derselben machen die Kaufliebhaber ihre Angebote mittelst verschlossener Zettel, die dann vom Verwalter geöffnet werden; dem Höchstbietenden wird die betreffende Partie zugeschlagen.

Die Gangmasse ist Kalkspath und Quarz, in denen die Erze meist fein eingesprengt sind; letztere sind vorzugsweise Bromsilber (Plata vende), Chlorsilber (Plata ceniza) und Schwefelsilber (Plata azul). Schöne Exemplare sind im Augenblick äußerst rar, vielmehr ist, was jetzt bricht, fast durchweg ganz unansehnlich; Niemand würde die Gegenwart von Silber in solchem Mineral vermuthen, man glaubt weiter Nichts als eisenschüssigen halbzersetzten Quarz oder Kalkspath vor sich zu haben, nur in dem Erzpulver, wenn die Erde abgeschlemmt ist, entdeckt man beispielsweise die grünen Körner des Bromsilbers. Obgleich die Gänge bis in den Thonschiefer fortsetzen, kennt man doch ihr Verhalten dort bis jetzt noch nicht näher, man weiß nur, daß dort die Qualität der Erze eine andere ist, daß dort meist Schwefelsilber und Rothgülden bricht. Hiernach scheinen alle diese Erze in die Klasse der Colorados zu gehören, d. h. durch

Einflüsse von Meerwasser, atmosphärischer Luft etc. in ihrer ursprünglichen Gestalt Veränderungen erlitten zu haben. Jodsilber kommt nicht vor, es müßte denn das s. g. Plata azul de Quatorze sein, von welchem ich mir nur ungenügende Proben verschaffen konnte. Noch mag der Erwähnung werth sein, daß die Gänge hier keine Crestones haben, d. i., daß die Gangmasse hier nicht wie bei Zacatecas den Kalk kammartig übersteht.

Der Gehalt der Erze ist sehr verschieden: die reichsten Sorten halten 12—40 und mehr Marcos pr. Carga, die armen namhaft weniger, immerhin halten auch diese bei dem hier üblichen billigen Benefiz noch Rechnung, wenn sie dabei auch nur 6, ja selbst nur 3 Unzen geben.

Die Zugutemachung geschieht hier auf eine eigenthümliche Weise, die, wenn ich nicht irre, in Peru zuerst angewandt wurde, jedenfalls aber sehr alt ist und sich nur für die hiesigen Erze eignet. Nachdem diese wie gewöhnlich in Tahones gemahlen sind, werden sie in hölzernen Kästen auf geneigter Ebene, Planillas, ausgebreitet und durch Aufspritzen von Wasser von den ihnen beigemischten leichteren Theilen gereinigt, d. i. sie werden in Planillas gewaschen, das Brom- etc. Silber bleibt auf dem Boden des Kastens zurück. Die so concentrirten Erze werden dann im Cazo weiter beneficirt, einem kupfernen Kessel mit dickem Boden, nach Art der Seifensiederkessel, in welchem zwei schwere kupferne, an Querhölzern befestigte Blöcke durch ein Maulthiergespann herumgeführt werden; der silberhaltige Schlamm wird

darin bis zum Kochen erhitzt und erhält dann den entsprechenden Zusatz von Salz und Quecksilber, von letzterem fortwährend verhältnißmäßig so viel, als sich Amalgam gebildet hat; in ungefähr 8 Stunden ist alles Brom- und Chlorsilber durch das Kupfer zerlegt, das Silber an das Quecksilber getreten; der Kessel wird mit Wasser gefüllt, der Schlamm abgelassen, das Silber-Amalgam bleibt auf dem Boden zurück. Da hier also die Zersetzung der Erze durch Kupfer und nicht wie im Patio durch Quecksilber erfolgt, findet auch kein Quecksilberverlust statt. Bei diesem Verfahren kann aber natürlich nur das Brom- und Chlorsilber, nicht das Schwefelsilber zerlegt werden; um das in dieser Verbindung vorhandene Silber (Ag_2S) nicht zu verlieren, wird sowohl der Planilla-Schlamm als auch der Cazo-Schlamm in den Patio gebracht und da beneficirt nach einer Methode, die von dem sonst üblichen Verfahren erheblich abweicht und die theils der Natur der hier brechenden Erze angepaßt, theils durch das Klima bedingt ist (Quatorze liegt 10000 Fuß über dem Meere). Tortas kennt man hier nicht, nur Montones, in denen von Menschen repassirt wird; die Erze sind sehr geneigt, sich im Benefiz zu erhitzen; es wird kein Magistral zugesetzt, die Haufen werden mit Salz und Quecksilber beschickt (importirt), diese beiden Incredienzien allein bedingen die Zersetzung der Silbererze; alle 3—4 Wochen nur wird der Monton einmal durchgetreten, erst nach 3—6 Monaten ist das Silber an's Quecksilber getreten; der Verlust an letzterem ist

unbedeutend (1 Mark verliert 9 U. Hg). Da, wie man sieht, das Benefiz sehr langwierig ist und so in den oben erwähnten kleinen Höfen sich viele Montones anhäufen, so gibt man diesen, um sie dichter zusammen setzen zu können, die zuckerhutähnliche Form.

Ehe wir von hier schieden, wollte ich mich noch an Ort und Stelle über eine in einem mexikanischen Werke (Mineralogie des Prof. del Rio [: oder del Ris? :] in Mexiko) enthaltene Angabe verlässigen, derzufolge vier Stunden von hier bei Aqua blanca ein Gang von ged. Eisen sein sollte, wenn ich gleich nur glaubte, Meteoreisen zu finden. Ich ritt hin, die Angabe bestätigte sich aber nicht einmal in der ebengedachten Einschränkung: es ist nichts weiter als ein stark Eisenoxyd und Manganoxyd haltender Gang, der sich dort durch den Berg zieht. Ebenso sah ich mich in der Hoffnung getäuscht, auf der Spitze des Berges Barrega de plata Meteoreisen zu finden, was nach anderer Mittheilung da vorkommen sollte, ich gewahrte nur einzeln herumliegende rundliche krystallinische Stücke von Rotheisenstein. Da der Berg aus Muschelkalk besteht und keine Gangmasse oben zu Tage steht, so ist dieses Vorkommen immerhin auffallend um so mehr, als man diese Stücke ausschließlich nur auf dem höchsten Gipfel des genannten Berges findet, sonst in der ganzen Gegend nicht. Sie liegen einzeln in ziemlicher Menge da und scheinen aus Zersetzung von Eisenkies herzurühren, da an manchen Stücken dessen Krystallisation noch deutlich zu erkennen ist.

Am Morgen des 24. Juli verließen wir das interessante „Mineral" von Quatorze wieder (Mineral oder Real ist die Bezeichnung für Minendistrict), um zunächst nach Charcas zurückzukehren, übrigens auf einem anderen Wege als den wir zur Heimreise eingeschlagen hatten. Und die Wahl dieses anderen Weges wäre verhängnißvoll für uns geworden, wenn wir uns nicht glücklicherweise so gründlich verirrt hätten, daß wir einen ganzen Tag lang von dem Camino real, der Heerstraße, abgekommen waren. Wie wir nämlich bei unserer Ankunft in Charcas erfuhren, hatten an eben diesem Tage auf dem Wege, den wir hätten passiren sollen, 25 Ladrones (Straßenräuber) im Hinterhalt gelegen und nicht nur den Postboten beraubt und an eine Palme gebunden, aus welcher behaglichen Situation derselbe übrigens noch lebend durch einen Tags darauf Vorüberreitenden befreit wurde, sondern auch einen von San Luis Potosi nach Quatorze bestimmten Geldtransport angefallen und einige Soldaten der Conducta getödtet.

Am 31. Juli trafen wir wieder in Zacatecas ein. Meine Hoffnungen auf Abschluß eines günstigen Contractes mit den Grubenbesitzern in der Gegend von los Angeles oder Charcas sind, so berechtigt sie anfänglich zu sein schienen, sämmtlich zu Wasser geworden. Obschon es mir nach zweimonatlicher Arbeit mit vieler Mühe und Anstrengung gelungen war, eine Methode des Beneficirens der Erze ausfindig zu machen, die allen Anforderungen an ein gutes Ausbringen in hohem Maße

entsprechen würde, und obwohl meine desfallsigen Mittheilungen und Vorschläge bei den Grubenbesitzern der beiden Distrikte gleich lebhaften Anklang gefunden hatten, scheiterte doch das Zustandekommen eines für beide Theile billigen Übereinkommens da wie dort an dem Eigennutz des Mexikaners. Meinen Genossen und mir sollte die ganze Arbeit, alle Verantwortung und alles Risiko aufgewälzt werden, dem Grubenbesitzer dagegen aller Vortheil verbleiben. So bin ich wieder einmal um wohlbegründete Aussichten ärmer, dafür aber an Erfahrung und Resignation reicher geworden. Man räth mir von allen Seiten, nach dem Süden zu gehen, wo eher Etwas für mich zu erhoffen sein werde, und es ist möglich, daß ich mich diesem Rath folgend in naher Zeit nach Mexiko begebe, um da zu rekognosciren. Zunächst beabsichtige ich hier noch einige Versuche zu machen, deren Gelingen mir große Befriedigung gewähren würde und vielleicht auch Vortheil verschaffen könnte. Außerdem hält mich auch der Umstand für's Erste noch hier zurück, daß vor Kurzem in einer Mine, bei welcher ich betheiligt bin, eine Bonanza angehauen wurde. Damit hat es folgende Bewandtniß. Das zur Bearbeitung einer Mine erforderliche Kapital wird in der Regel auf dem Wege beschafft, daß man 24 Antheilscheine, Baras, macht, die von den Besitzern der Mine übernommen werden; die Bearbeitungskosten wie der Ertrag, werden ebenfalls je in 24 Theile getheilt und nach dem Verhältniß des Besitzes von Baras auf die einzelnen Theilhaber ausgeschlagen. Als nun

vor einiger Zeit damit begonnen wurde, eine früher von Spaniern betriebene, zur Zeit des Krieges aber außer Betrieb gesetzte, auf den besten Gängen hier liegende Mine, Santa Rita, wieder in Bearbeitung zu nehmen, so faßten mein Hacienda-Compagnon v. U. und ich den kühnen Entschluß, zwei Baras gemeinschaftlich zu übernehmen. Anfänglich wurden wir in unseren Hoffnungen getäuscht, die Mine gab längere Zeit schlechte Resultate und kostete viel Geld. Um fernere Auslagen zu vermeiden, gaben wir die eine Bara an einen Dritten wieder ab ohne irgend welche Entschädigung, nur gegen die Bedingung, daß er die andere Bara für uns ambarire d. h. die darauf ruhenden Kosten bezahle; und so that er. Nun brachen mit einem Male außerordentlich reiche Erze und die Baras sind in Folge davon sehr erheblich im Preise gestiegen. Halten sich die gegenwärtigen Aussichten nur einige Monate, dann wird die Bara wohl mit 30,000 Thlrn. bezahlt; ja, wenn man der Annahme, wornach die jetzt anstehende Bonanza zu acht Millionen Thlr. geschätzt wird, trauen wollte, müßte der Preis der Bara noch ein höherer werden. Unter allen Umständen werde ich meinen hälftigen Antheil, mögen die Aussichten der Mine auch noch so brillant sich gestalten, gegen ein anständiges Gebot losschlagen, eingedenk der weisen Sentenz: „Besser ein Schinken im Sauerkraut als gar kein Fleisch."

25. September (3. Dezember) 18...

Seit einigen Wochen weile ich wieder auf nordamerikanischem Boden, in Brownsville. Eine hier

und in New-Orleans bestehende Compagnie, welche die Gruben von Vale Silla am Rio Sabinas, einem Arme des Rio Grande, etwa 10 Tagereisen von hier, in Betrieb zu setzen beabsichtigt, hat mich aufgefordert, die dortigen Erze zu untersuchen, sobald die, die Gruben zur Zeit füllenden Wasser ausgeschöpft sein werden, worüber wir jeden Tag Nachricht erwarten. Über die Bedingungen sind wir einig. Ich erhalte außer Vergütung der Reisekosten 500 Thlr. für eine Arbeit, die mich einschließlich der Dauer der Reise etwa 4—6 Wochen in Anspruch nehmen wird. Allerdings verhehle ich mir nicht, daß ich mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen haben werde, da die Apparate, die mir hier zur Verfügung stehen, unvollständig sind und die Gegend um die Mine herum nur sehr dünn bevölkert ist, so daß es schwer halten wird, Taglöhner geschweige denn geschickte Arbeiter zu bekommen. Fällt mein Gutachten günstig aus, dann werde ich als Director des Werkes engagirt; halte ich die Erze für nicht reich genug, wird die Mine aufgegeben. So hat sich mir also wieder einmal eine einigermaßen verheißungsvolle Aussicht eröffnet. Wird sie sich realisiren? Ich bin in dieser Hinsicht mißtrauisch geworden und sage, wie der Mexikaner in solchem Falle: Quien save? (Wer weiß?) Einstweilen suche ich mir, soweit es die Umstände gestatten, mit Jagen Zerstreuung und Erheiterung zu verschaffen, wozu jetzt gerade die Tausende wilder Enten und Gänse, welche aus dem Norden hierher gestrichen sind, um zu überwintern, und eine Art Fasanen,

Chachalaccas genannt, besonders einladen. Das Wetter freilich ist dazu nicht immer günstig. Obwohl wir Dezember schreiben, haben wir doch meist sehr heiß; zuweilen aber fegen auch die s. g. Norder über das Land hin und verursachen kalte Regen und Stürme. Noch weniger taugt für's Jagen, wenn man, wie auch mir jüngst geschehen, von dem hier stark verbreiteten Fieber — vom Volke das Broken-bones-Fieber genannt, weil man das Gefühl hat, als seien Einem alle Knochen im Leibe zerschlagen — befallen wird; gefährlich ist es in der Regel nicht, man kommt vielmehr gewöhnlich mit Brechmittel, Aderlaß u. dergl. leicht darüber hinweg.

Höchlich erstaunt war ich wahrzunehmen, welche Veränderung mit Brownsville seit meinem letzten Hiersein also in der Zeit von beiläufig 15 Monaten vor sich gegangen ist. Wo damals elende Bretter- oder Lehmhütten gestanden, sind inzwischen hübsche, steinerne Häuser und 3—4 Kirchen aus dem Boden herausgewachsen, eine Bank und eine Menge Kaufläden. Nicht minderen Aufschwung hat die Dampfschifffahrt auf dem Flusse genommen, die früheren meist erbärmlichen Fahrzeuge werden mehr und mehr von eleganten Booten verdrängt. Endlich haben auch die geselligen Zustände eine Besserung erfahren, insoferne als, nachdem kürzlich das Volk in Ausübung der Lynch-Justiz zwei Todschläger ohne Weiteres aufgehängt hat, jetzt für einige Zeit wenigstens sich des Gesindels ein heilsamer Schrecken bemächtigt hat, so daß der Unfug in der Stadt sich nun auf zeitweilige Prügeleien beschränkt. Vor solcher Yankee-Justiz bekommt man förmlichen Respect, wenn man damit das feige Ge-

schehenlassen auch der ruchlosesten Unthat vergleicht, wie es im mexikanischen Lande an der Tagesordnung ist. Erst neulich war ich Augenzeuge, wie am hellen Tage auf dem Marktplatz in Zacatecas ein Mann erdolcht wurde; der Mörder zog ruhig des Weges weiter, keine Hand rührte sich unter den vielen Umstehenden, ihn festzuhalten; hier würde er am nächsten Baume gehangen haben.

21. Januar 18 . . .

Mein Mißtrauen war leider nur zu gerechtfertigt: mit den schönen Aussichten auf Vale Silla ist es einmal wieder Nichts; Alles war geordnet bis auf den schriftlichen Contract, da kam ein Anderer dazwischen, der sich anbot, dasselbe Geschäft à tout prix zu übernehmen, und die Unternehmer besannen sich nicht lange, zogen sich von mir zurück und übertrugen Diesem den mündlich bereits mir ertheilten Auftrag. Allerdings wäre im Weiteren doch Nichts aus der Sache geworden, weil sich herausgestellt hat, daß die Wasser in der Grube sich nur mit unverhältnißmäßigem Kostenaufwand würden bewältigen lassen. So tröstete ich mich denn und:

„Sprach grollend in meiner Kammer:
Vale Silla, wir sind quitt!
Da drunten den wässrigen Jammer
Den mach' ich jetzt länger nicht mit.
Langweilig wälzt das Gewässer
Seine Fluth über's erzreiche Land;
Statt stolzer und schöner und besser
Wird Alles voll Schlamm und voll Sand[1])."

[1]) Variante der ersten Strophe des „Granit" in J. V. v. Scheffels „Gaudeamus".

V.

Durch die Sierra Madre nach San Luis Potosi. Eine mexikanische Hinrichtung. Doctor und Apotheker in Matamoros.

Zacatecas, 20. Februar (24. April) 18...

Vor Kurzem war der Compagnon eines bedeutenden englischen Handelshauses in San Luis Potosi nach Brownsville gekommen; ich lernte ihn kennen und erfuhr von ihm, daß sich eine Compagnie zur Bearbeitung der Minen von Charcas gebildet habe, augenblicklich aber in Verlegenheit sich befinde wegen des Ausbringens des Silbers aus den Erzen, weshalb von letzterem Proben nach England geschickt werden sollten, um dort beneficirt zu werden. War das nicht ein Wink des Schicksals für mich, der ich diese Minen genau kenne und über das Ausbringen erfolgreiche Studien gemacht habe? Da ich ohnedies wieder einmal auf unserer Hacienda in Zacatecas Nachschau halten mußte und der Umweg über San Luis nur etwa 3 Tage in Anspruch nahm, war ich kurz entschlossen, wieder satteln zu lassen, obschon ich wußte, daß die

ganze Reise dahin, selbst wenn ich täglich 25 Stunden zurücklegte, mindestens 18 Tage erfordere und mit mancherlei Mühsal und Gefährlichkeit verknüpft sei.

Am 24. Februar verließ ich Matamoros in Begleitung meines Dieners. Mein Pferd hatte außer meiner gewichtigen Person noch meine Waffen und mein Gepäck zu tragen, letzteres in zwei über dem Sattel hängenden Ledersäcken; der Teppich für die Nacht war hintenauf geschnallt; einige Freunde gaben mir auf ein paar Stunden freundliches Geleite. Ebenso angenehm wie hiernach der Ausritt gewesen, gestaltete sich auch die erste Nächtigung in einem Rancho, der von der Frau eines mir bekannten mexik. Obersten bewohnt wird, welche gerade Besuch hatte von einer sehr hübschen und munteren Sennorita von Matamoros. Beide Damen, die in der Stadt äußerst elegant gehen, überraschte ich bei einer wenig poetischen aber um so schmutzigeren Beschäftigung: sie waren bemüht, die Fugen ihrer Palmstammhütte mit Lehm zu verschmieren, um sich besser gegen den seit einigen Tagen wehenden kalten Norder[1]) zu schützen. Gleichwohl fand ich auch noch Zeit und Gelegenheit genug zu gemüthlicher Unterhaltung.

Noch ehe der Tag graute, waren wir schon wieder auf den Pferden und ritten ohne anzuhalten den ganzen Tag über, verloren den Weg und kamen endlich gegen Abend an einen Rancho, der aber wegen Wassermangels verlassen war. Aus demselben Grunde mußten auch

[1]) Norder oder Nortes = Nord- u. Nord-Westwinde.

wir darauf verzichten, hier unser Lager aufzuschlagen. Zwei Hühner aber, welche die Leute zurückgelassen hatten, erklärte ich für gute Beute, da ich nicht wußte, ob wir vor Nacht noch menschliche Wohnungen erreichen würden. Es schien auch, als sollte es nicht sein, da sahen wir mit einem Male abseits vom Wege ein Licht flackern, welchem freundlichen Scheine folgend wir dann zu einer Hütte gelangten, deren Bewohner uns gerne Aufnahme gewährten. Wir brieten die annectirten Hühner und bereiteten damit der ganzen Gesellschaft ein leckeres Mahl. Außer vielen Heiligenbildern prangte in der sonst schmucklosen Hütte auch ein Bildniß Napoleons I., auf dessen Besitz unser Wirth nicht wenig stolz war. Er wußte Viel von dessen Heldenthaten zu erzählen und zwar um so amüsanter, als er mit der Geschichte begreiflicherweise auf etwas gespanntem Fuße lebte.

Auf dem Wege bis dahin zeigte sich der Stand des Landes als ein äußerst betrübter: in Folge zweijährigen Mangels an Regen völlige Dürre und Futternoth und daraus hervorgehend unberechenbarer Verlust an Rindvieh, Schafen und Pferden, weil mit Ausnahme weniger spärlicher Ziehbrunnen auf viele Stunden Weges weit und breit kein Wasser zu finden ist. Der uns gewordenen Erzählung nach ist es unsäglich, was die armen Thiere in solcher Zeit leiden, ehe sie zu Grunde gehen. Die Schafe sollen noch am längsten dem Durste zu widerstehen vermögen, indem ihnen monatelang der Thau am Grase zur Noth genüge. Die Pferde aber halten nicht

länger als 2—3 Wochen ohne Wasser aus und so sieht man jetzt ganze Heerden von ihnen, vom brennenden Durst gemartert, den Hengst voraus, ihm folgend Stuten und Fohlen lahm und gesenkten Kopfes über das öde Land ziehen; sie streben nach dem fernen Rio grande, um da sich zu tränken; viele unterliegen unterwegs schon, die aber bis zum Flusse gelangen, haben dann immer noch mit dem Hunger einen schweren Kampf zu bestehen, weil auch in der Nähe des Flusses jetzt nur kümmerlichster Graswuchs sich findet.

Auch unsere Pferde hatten in der letzten Nacht schlecht gefressen, dazu waren sie von der gestrigen, in Folge unserer Verirrung ungewöhnlich strapaziösen Tour stark ermüdet, wir mußten darum am Tage darauf mit der sehr mäßigen Strecke von 12 Wegstunden uns genügen lassen und in einem elenden Rancho, la Coma, übernachten, wo wieder nur wenig schlechter Mais um sehr theures Geld zu haben war und eine nahezu schon ganz ausgetrocknete Pfütze kaum das allernöthigste Wasser spendirte. Selbst das Wild zieht jetzt in außergewöhnlichen Massen den Spuren des selten gewordenen Wassers nach, wir sahen ganze Rudel von Rehen in nächster Nähe des Rancho; ein Stück davon schoß ich, um wieder für kurze Zeit mit Fleischproviant versehen zu sein.

Von hier bis Monte Rey hatten wir drei starke Tagesritte, die um so ermüdender waren, da sie fast keinerlei Abwechslung boten. Selbst ein kleines Städtchen, das wir berührten, China, macht sich mir in der Er-

innerung nur dadurch bemerklich, daß auf seiner Plaza ein Obelisk steht, über dessen Bedeutung mir kein Mensch Auskunft erheilen konnte, und daß ich in einem feuchten, moderigen Zimmer eine herzlich schlechte Nacht verbrachte. Der Weg führte anfangs durch ganz sterile Gegend, erst als wir uns Monte Rey näherten, gewahrte man bebautes Land; der Rio de San Juan und einige kleinere von dem nahen Gebirge kommende Bäche sind die Segenspender, indem sie zu ausgiebiger Bewässerung des angrenzenden Geländes genügendes Wasser liefern. Hauptkultur ist Zuckerbau.

In Monte Rey wurde Rasttag gehalten; es war für Rosse und Reiter ein Gebot der Nothwendigkeit. Dadurch wurden wir Zeuge großer Festlichkeiten, die man zu Ehren des neugewählten Governador's beging: widerliche Stiergefechte und eine Theatervorstellung, bei welcher in der Hauptrolle seine Majestät der König von Polen, Poniatowsky, in mittelalterlicher Rüstung glänzte!

Am Morgen nach diesen seltenen Kunstgenüssen wurde wieder aufgebrochen, es ging in die Sierra Madre hinein. Dieses Mal schlug ich einen anderen als den mir von früher her bekannten Weg ein, der zwar sehr wenig benutzt wird, aber wegen seines Wasserüberflusses sich einer gewissen Berühmtheit erfreut und meine Wahl überdies durch seinen Reichthum an reizvollen Naturscenerien herrlich lohnte. Er führt durch ein schön bewaldetes Längenthal, aus dessen Baumbestand stämmige Eichen verschiedener Art, dunkle Tannen und

spitzblätterige Ahorne mir Grüße aus der Heimath zuzuwinken schienen. Auch ein kleines Städtchen, Uahutzla, an welchem wir gegen Mittag vorüberkamen, äußerst romantisch auf einem Hügel mitten im Thale gelegen und aus einem Kranze von Zuckerrohr- und Maispflanzungen herauslugend gemahnte mich trotz der letzteren an manche mir liebe Stelle im heimischen Neckarthal. Es war eine schöne kurze Illusion; sie schwand, als mehr und mehr in unserer unmittelbaren Nähe Zuckerpflanzungen auftauchten und ich unwillkührlich diesen meine Aufmerksamkeit zuwenden mußte. Das Zuckerrohr gedeiht hier in dem der Bewässerung zugänglichen Gelände vortrefflich, zur Zeit der Reife gewähren die damit bestellten Felder durch ihr üppiges Grün einen gar schönen Anblick. Das Rohr wird alsdann geschnitten und in rohen, von Maulthieren getriebenen Mühlen, die meist ungedeckt im Freien stehen, zerquetscht; der so erhaltene Saft wird unter Zusatz von wenigem Kalk in kupfernen Kesseln eingedampft. Raffinirt wird hier zu Lande nicht, so daß man, da die Einfuhr von fremdem Zucker prohibirt ist, überall nur bräunlichen Zucker antrifft.

Allmälig verengt sich das Thal bis nach Loma brieta hin, wo wir die Nacht zubrachten; es ist ein malerisch gelegener kleiner Bauernhof, rings umgeben von prächtiger Waldung, in welcher reich vertreten Rehe, Truthühner und s. g. Tigerkatzen hausen. Letztere, von der Größe eines starken Pudels und sehr schön gezeichnet,

werden mit Hunden gejagt, die, obwohl sie kleiner sind als die Katzen, diese doch in dem schließlich stattfindenden Ringkampfe stets durch Erwürgen überwinden.

Die folgende Tagereise war sehr lohnend. Zuerst schlängelt sich der Weg durch dichte Wälder, die durch ihren Wildreichthum, namentlich durch zahllose Truthühner angenehm belebt erscheinen, dann läuft er längs dem Rio San Juan hin, der sich einen engen Paß durch das Gebirge gebrochen hat; zu beiden Seiten steigen an 1000 Fuß hohe Felswände (alter Kalk) fast senkrecht in die Höhe, deren wunderlich gewundene Schichten da und dort aus der Wand vorspringen und wie die Blätter eines aufgeschlagenen Riesenbuches sich ansehen; an diesen klippenartigen Vorsprüngen hängen schönblühende immergrüne Gesträuche, Laurus u. A., und große Nester wilder Bienen. An manchen Stellen mißt die Breite der Thalsoole kaum 40 Fuß, so daß selten ein Sonnenstrahl in die Schlucht sich einzudrängen vermag und der Saumpfad bald auf der einen bald auf der anderen Seite des Flusses hin zieht. In letzterem fiel mir eine der Calla sehr ähnliche Pflanze auf; eine andere, bei uns der künstlichen Zucht unterworfene Pflanze, der ich als einer wildwachsenden hier zum ersten Male begegnete, ist die Dahlie. Im höheren Gebirge verlieren sich nach und nach die Laubhölzer, an ihre Stelle ist mehr und mehr, zuletzt ausschließlich Nadelholz getreten untermischt mit Cactus und mexikan. Palme. Es war Abend geworden, als wir aus diesem hochromantischen Bergpasse heraustraten;

er wird mir unvergessen bleiben. Daß es aber auch in ihm nicht geheuer ist, erfuhren wir in San Miguel, wo wir übernachteten: wir trafen da einen Amerikaner, der am Tage zuvor in eben jenem Passe von Räubern überfallen und tödtlich verwundet worden war; der Ärmste starb noch in derselben Nacht.

Von hier aus geht es stark bergan und bald erheben sich von Neuem zu beiden Seiten wieder steile Bergwände, die an einer Stelle durch einen etliche 100 Fuß hohen querüber liegenden Kamm aus zersetztem Porphyr mit einander verbunden sind, so daß die Bergschlucht durch ihn hier vollständig abgeschlossen erscheint; unter dem Kamm hat sich nun das Berggewässer einen engen Durchschlupf erhalten, der Pfad für Menschen und Thiere führt über ihn hinweg; er mißt in der Breite nicht mehr als 60 Fuß und fällt auf beiden Seiten mauerartig senkrecht in die Tiefe ab. Es ist eine merkwürdige, grandiose natürliche Brücke, wie sie wohl kaum anderwärts noch vorkommt.

In einem kleinen Städtchen, Galeana, wurde kurze Rast gehalten bei einem alten Spanier, der mit einer Indianerin verheirathet ist und ein trotz seiner ziemlich dunklen Hautfarbe bildschönes Mädchen als Tochter sein eigen nennt, von welcher ich als Arzt consultirt zu werden das Glück hatte.

Weiter dann über eine spärlich mit Fichten bewachsene Hochebene von trachytischem Gestein hinweg, die sich nur durch einige natürliche kreisrunde, 2—300

Fuß im Umfang haltende Versenkungen von 50—60 Fuß Tiefe auszeichnete, gelangten wir bei dunkler Nacht an eine miserable Hacienda, Paulilla, die als Nachtlager einen Haufen ausgekernter Maiskolben in einer Scheune, zum Genießen für meinen Diener und mich gar Nichts, für unsere Thiere aber nur sehr theures schlechtes Maisstroh bot. Lange vor Tag waren wir wieder zu Pferde und dieser frühzeitige Aufbruch verschaffte mir ein seltenes Schauspiel eigener Art: eine ganz erstaunliche Menge von Geiern, die an Tauben, jungen Hasen und ähnlichem Gethier ihren Morgenimbiß zu sich nahmen. Hätte nur mein eigener Magen nicht so gewaltig geknurrt — seit 20 Stunden war Nichts über meine Lippen gekommen —, ich hätte mein Vergnügen gehabt an dieser mahlzeitlichen Scenerie; so aber konnte ich dem schwelgenden räuberischen Gesindel nur mit der Empfindung einer Art von Heißhunger-Empörung zuschauen. Lange durfte ich indessen diesem unästhetischen Gefühle nicht nachhängen, indem wir in Kurzem eine andere und zu unserem Glück besser verproviantirte Hacienda, Las raizes, erreichten, wo ich abermals durch ärztlichen Rath uns eine sehr freundliche Aufnahme verschaffte. Wie in so abgelegener Gegend natürlich, sind Fremde hier eine äußerst seltene Erscheinung und darum ein begehrtes Medium eifrigster Forschung. Es werden Einem Tausende der seltsamsten Fragen vorgelegt, bei denen man oft nicht weiß, ob man mehr über die bodenlose Unwissenheit der Leute in geographischen und völkergeschichtlichen Dingen, oder über

die Absonderlichkeit der Begriffe, die ihnen ihre Phantasie von allem ihnen Fremden vorspiegelt, staunen soll. So interessiren sie sich namentlich ganz außerordentlich für die Judios (Juden), aber es überläuft sie gruselig, so oft sie in dieser Richtung eine Frage stellen, weil sie die Juden für Menschenfresser und für Gott weiß was Alles halten. Noch toller sind ihre Vorstellungen von den Negern; um sie zu charakterisiren, genüge die Versicherung, daß ich von einem der s. g. gebildeten Classe angehörenden Manne alles Ernstes gefragt wurde, ob in Europa der Anschauung, die Neger seien eine Ausgeburt von Menschen und Meerungeheuern, beigepflichtet werde oder nicht!

Am Nachmittag passirten wir einen mit haushohen Cactus-Hecken untermischten dichten Palmenwald und kamen gegen Abend nach der Hacienda el canelo. Der Name (der Zimmtfarbene) stammt offenbar von dem Sandstaube her, der hier die Ebene massenhaft bedeckt und von solcher Farbe ist. Hier begegnete uns eine jener bereits früher erwähnten alten, noch aus der Rococo-Zeit überkommenen großen und schwerfälligen Kutschen, wie sie noch vielfach im Lande in Gebrauch sind und namentlich dann zur Verwendung gelangen, wenn die Familie des Haciendado nach der Stadt fährt oder von da sich abholen läßt. Nichts possirlicher als wenn ein solches Wagenungethüm mit acht Mulas bespannt im Schneckenschritt-Tempo sich dahinschleppt, gefolgt von zahlreicher berittener Dienerschaft, deren phantastisches Kostüm in allen Farben schillert. Es geht eben doch Nichts über spanische Grandezza.

Die Reise des folgenden Tages bot, was die Gegend betrifft, nichts Bemerkenswerthes. Ein Städtchen, das auf unserem Wege lag, Matecuala, hätte mir schon wegen seiner lachenden Gärten, in welchen mexikanische und europäische Gewächse gleich üppiges Gedeihen bekundeten, einladend genug geschienen, um kurze Zeit da zu weilen, allein ich mußte darauf bedacht sein, noch vor Eintritt der Dunkelheit das vorausbestimmte Nachtquartier zu erreichen, obwohl ich hier vielleicht ein besseres Unterkommen gefunden haben würde, als ich von jenem erwarten durfte. La punta war das Nest geheißen, dem die Ehre widerfahren sollte und auch in der That widerfuhr, daß wir uns für diese Nacht in ihm betteten. Wir mußten uns mit einer elenden Hütte begnügen, die immerhin etwas der Beobachtung und Aufzeichnung Werthes aufzuweisen hatte, nämlich das jugendliche Alter ihrer Besitzer: der Hausvater zählte etwas über 15 Jahre, seine schönere Hälfte noch nicht 12 Jahre; der Bund war bereits mit einem Sprößling gesegnet.

Am Abend des 8. März stiegen wir nach einem sehr beschwerlichen aber wenig interessanten Ritt durch ödes Gebirgsland in Laguna seca ab, wo ich die Bekanntschaft eines Obersten der mexikanischen Armee machte, der mich nöthigte, einen Tag lang bei ihm auf seiner Besitzung zu verweilen. Er hat eine bedeutende Mescal-Fabrik und verkaufte im letzten halben Jahre für 8000 Thaler von diesem höllischen Gebräu; die Art der Bereitung weicht von der früher von mir beschriebenen nicht

wesentlich ab. Wohl aber ist das Vorkommen der Maguey in dieser Gegend interessant, indem die Pflanze hier so massenhaft wild auftritt, daß sie förmliche, dicht bestandene Wälder bildet. Sie wird darum auch nur zu einem Theile zur Fabrikation in Anspruch genommen, einem anderen Theil bleibt unbenommen, in die Blüthe zu schießen. Und mit dem Eintritt dieses Zeitpunktes brechen dann köstliche Tage für das gefiederte Volk der ganzen Umgegend an. In Flügen von Tausenden umschwärmen sie vom Morgengrauen ab die in Blüthe stehenden Parzellen und naschen den beliebten Honig. Oft freilich bezahlen sie den kurzen Genuß mit dem Leben, wenn es ihnen nicht gelingt, den Nachstellungen der ebenfalls zahlreich beistreichenden Raubvögel zu entgehen.

Ein weiteres Interesse bietet dieser Ort insofern, als hier vor mehreren Jahren ein charakteristisches Gefecht zwischen Comanches und einer Dragoner-Abtheilung von San Luis Potosi statt hatte. Die ersten Schüsse, die dabei fielen, wurden von den beiderseitigen Führern gewechselt und zwar mit tödtlichem Erfolge, so daß sie sich gegenseitig zu Boden streckten. Und nun machte sich der moralische Einfluß des auf beiden Seiten gleichen Verlustes auf verhängnißvoll verschiedene Weise geltend. Während nämlich der regulären mexikanischen Truppen sich die unglücklichste Panik bemächtigte, entflammte die Comanches der Verlust ihres Führers zu solcher Wuth, daß sie nicht ruhten, bis der letzte Mann der Gegner niedergemacht war. Noch heute lebt die Geschichte

dieser blutigen Affaire in dortiger Gegend in Aller Munde.

Von hier hatten wir noch 15—20 Leguas bis nach San Luis, aber es waren nicht die reizvollsten, die wir auf dieser Reise zurückzulegen hatten. Der größere Theil des Weges führte abwechselnd durch steriles, nur mit allerlei hübschen Cactusarten bewachsenes Gebirge und sandige Ebene, der kleinere letzte Theil durch Mais- und Waizenfelder. Die Stadt selber bekommt man trotz ihrer vielen Kirchthürme nicht eher zu Gesicht, als bis man in sie einreitet, da sie in einer muldenförmigen Vertiefung liegt und rings von reichen Baumpflanzungen umschlossen ist, welcher günstigen Lage sie auch ihr äußerst mildes Klima zu danken hat.

San Luis Potosi ist eine volkreiche Stadt[1]) mit vielen zum Theil schönen Kirchen und Plätzen; der Marktplatz insbesondere gewinnt durch die Massen herrlicher Früchte und Gemüse, die da zum Verkaufe ausgestellt sind, ein Ansehen von reichem buntfarbigem Leben. Handel und Industrie erfreuen sich beachtenswerther Blüthe; eine Cigarrenfabrik u. A. — übrigens ärarisches Etablissement in Folge des Tabaksmonopols — beschäftigt viele Hunderte von Arbeiterinnen, wegen seiner Lederfabrikate ist der Platz weithin berühmt. Daß es auch an Klöstern nicht gebricht, versteht sich bei einer mexikanischen Stadt von selbst. In eines derselben wurde ich eingeführt durch

[1]) Nach dem Census von 1871 33,000 E. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. Tab. 9.

den Padre guardian, den ich in einer englischen Familie hatte kennen lernen. Das Gebäude ist sehr geräumig und mit einer Menge von kunstlos aus Holz geschnittenen und noch schlechter bemalten Heiligen ausstaffirt, sonst schmucklos; eine wahre Zierde dagegen sind die herrlichen Gärten, die es umgeben. Die Mönche dieses Klosters — zur Zeit im Ganzen nicht mehr als acht Ordensbrüder — gehören nicht wie die Insassen der meisten übrigen Klöster dort zu der Classe der Bettelmönche und halten sich um Deswillen nicht nur selbst für sehr viel besser als jene, sondern werden auch von der nichtklösterlichen Gesellschaft wie eine Art Aristokratie angesehen und behandelt. Sie erfreuen sich hübscher Einkünfte und mit deren Hilfe eines sehr behaglichen Daseins; Küche und Keller sind trefflich bestellt. Mein Freund Padre guardian insbesondere ist ein großer Verehrer von Cognac, von welchem edlen Spirituosum er darum auch, wie er mir schmunzelnd offenbarte, stets einen respectablen Vorrath hält. Er macht auch kein Hehl daraus, daß er seinen Beruf nur gewählt habe, um bequem und gut leben zu können, und gesteht selbst mit mehr als lobenswerther Offenheit, daß seiner Überzeugung nach sein Orden dem Lande keinen Segen bringe. Wie dieser Mann von dem hier bis zur Abgötterei sich steigernden sinnlosen Heiligenbilder-Kultus denkt, kann man sich leicht vorstellen.

Interessant war mir ein Berufsgang des Padre, auf welchem ich ihn begleiten durfte, ein Gang in das Gefängniß und auf den Richtplatz. Es handelte sich um

die Hinrichtung zweier jugendlichen Verbrecher, welche um etlicher Thaler willen einen beliebten Ordensgeistlichen auf grausame Weise gemordet hatten. So jung die Strolche waren, zeigten sie sich doch nichts weniger als bußfertig, dagegen — und das fiel mir an ihnen als Mexikanern ganz besonders auf — von bewundernswerther Standhaftigkeit auf ihrem letzten Gang. Die Art und Weise der Exekution — El Garrote genannt — besteht darin, daß der Verbrecher mittelst eines Halseisens an einen Pfahl befestigt wird, durch welchen eine mit jenem in Verbindung stehende Schraube läuft, die von dem hinter dem Pfahle stehenden Henker im gegebenen Moment angezogen wird und so die Zertrümmerung des Genickes des Verurtheilten herbeiführt. Wie man versichert, tritt der Tod hierbei ebenso schnell wie unfehlbar ein. Was nach vollzogenem Akt nun geschah, war so recht geeignet, mir wieder den Unterschied in die Augen springen zu lassen, der zwischen Amerikaner und Mexikaner in Volkscharakter und Volkserziehung zu Tage tritt. Während in Brownsville, wo ich eine ganze Reihe von Missethätern hängen sah, wobei der ganze Akt durch einen angesehenen städtischen Beamten geleitet wird, das Publikum sich ähnlich betrug wie bei derartigen Anlässen in Europa zu geschehen pflegt, im Übrigen aber dem Sherif, welcher den Verbrecher — diesen mit verbundenen Augen — zu Fuß vom Gefängniß nach dem Richtplatze begleitet hatte, nach wie vor mit gleicher Achtung begegnete: gab hier das Volk, obwohl es die Scheußlichkeit der begangenen

Mordthat und die Gerechtigkeit der darüber verhängten Sühne an sich erkannt und zugestanden hatte, durch Beten und unbändiges Heulen und Schreien das ungerechtfertigtste Mitleid mit den Verbrechern kund und verfolgte die Richter mit den häßlichsten Flüchen; der Henker gar konnte nur durch Militär der Volkswuth entzogen und vor der ihm laut angedrohten Erdolchung vorerst noch behütet werden.

Auch einer Münzstätte, Casa de moneda, darf sich San Luis rühmen, aber freilich einer nur sehr unvollständig eingerichteten; die Thaler werden von Hand rund gefeilt, eine Scheideanstalt besteht nicht, so daß die Münzen wenn auch in geringem Maße goldhaltig sind. Die Anstalt ist nicht wie anderwärts, z. B. in Zacatecas, an Privatunternehmer verpachtet, sie steht unter staatlicher Verwaltung.

Etwa vier Stunden von der Stadt entfernt gewahrt man auf einem Gebirgsvorsprung, Serro de San Pedro, die Überbleibsel eines noch im 17. Jahrhundert dort stattgehabten flotten Minenbetriebes; es liegen noch ganze Hügel von Schlacken aus jener Zeit herum, welche ihres Silbergehaltes nicht völlig entbunden sind; ein Versuch, letzteren im Wege nochmaliger Schmelzung der Schlacken auszubeuten, mißlang; der Unternehmer, ein Franzose, fand, nachdem er 30,000 Thaler verlaborirt hatte, für gut, bei Nacht und Nebel zu verduften. Die (in Porphyr durchsetzenden) Erzgänge sollen jetzt erschöpft sein. Als Kuriosität zeigt man auf der Grube eine Schwarzwälder-

Uhr, welche vor Jahren von einem Könige von Spanien den damaligen Besitzern der Mine als Gegengeschenk für ein Stück gediegenes Silber und Gold verehrt worden sein soll.

Nach achttägigem Aufenthalt in San Luis Potosi kehrte ich über Charcas hierher zurück. Schon vor einigen Wochen war endlich, nach mehr als einem Jahre wieder ziemlich starker, aber nur kurz anhaltender Regen gefallen, so daß die Maisfelder bestellt werden konnten. Nun ist es aber schon wieder so trocken, daß die schön prangende junge Maissaat Gefahr läuft zu verdörren, wenn nicht bald ein neuer Niederschlag erfolgt. Und das wäre schlimm, da jetzt schon der Preis des Maises das Achtfache dessen beträgt, was er in anderen Jahren gilt, und doch von dem Gedeihen dieser Pflanze die Existenz des größten Theiles der Bevölkerung und des Vieh- und Pferdestandes abhängt. Das Land Mexiko bildet zwar eine verbündete Republik, aber jeder einzelne Staat ist souverain und Neid und Eifersucht verhindern, daß in Zeiten der Noth einer dem andern aushelfe. So haben jetzt die südlichen Staaten, darunter namentlich auch die Kornkammer Mexiko's, Guadalajara, sich gegen die nördlichen vollständig abgesperrt, unter welcher engherzigen Politik diese natürlich nun doppelt leiden. Jetzt schon haben in Folge der herrschenden Theuerung die Räubereien wieder sehr überhand genommen; Plünderungen von Reitern und Fuhrwerken in der Umgegend, Hauseinbrüche in der Stadt und Mordthaten um geringfügiger Summen

willen gehören zu den Alltäglichkeiten. Die Frechheit dieses meist hier herum ansässigen räuberischen Gesindels wird förmlich großgezogen von der bodenlos erbärmlichen Justizverwaltung: es ist eine Seltenheit, daß ein Raub oder Mord überhaupt bestraft wird, wenn er nicht am Eigenthum oder der Person der Geistlichkeit oder der Reichen verübt wurde. Das gesammte Justizpersonal ist der Bestechung zugänglich, Advokaten ebenso wie Richter. Ohne außergesetzliche Geldopfer geht der gerechteste Prozeß verloren, durch Abtretung eines Theiles seiner Beute sichert sich der überführte Raubschuldige Straflosigkeit zu; ja es wird versichert, daß die professionsmäßigen Räuber regelmäßige Abgaben an die Richter bezahlen. Aber nicht genug, daß das heimische Strolchenthum wieder mehr und mehr um sich greift, auch von den wilden Indianerstämmen wird der Norden der Republik gegenwärtig wieder in schreckenerregender Weise heimgesucht und es steht zu befürchten, daß diese entsetzliche Landesplage von Jahr zu Jahr zunimmt, je weiter die Bevölkerung und Kultivirung von Texas und Californien durch die Amerikaner vorschreitet[1]).

Sind hiernach die Verhältnisse im Allgemeinen im nördlichen Theile von Mexiko zur Zeit wenig tröstliche, so erging es mir im Besonderen mit den Projecten, die

[1]) In Mexiko befinden sich unter einer Gesammtbevölkerung von rund 9 Millionen noch mindestens 6 Millionen Indianer unvermischten Blutes. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 212.

ich von San Luis Potosi aus zu realisiren hoffte, auch nicht besser. Die an Hungersnoth grenzende Theuerung macht sich auch dort geltend, der Unternehmungsgeist ist vollständig erlahmt; selbst gute Gruben stehen still, weil die nöthigen Arbeitsthiere wegen Futtermangels fehlen. Dazu kommt, daß jüngst eine großartige Minen-Unternehmung in Quatorze mit einem Verluste von 500,000 Thlrn. ihr jähes Ende fand. Ähnlichem Schicksal müssen bald auch andere Unternehmungen verfallen, wenn man, um sich zu halten, zu so verzweifelten Versuchen genöthigt ist, wie z. B. die hiesige Compagnie, welche die Grube von Veta grande bearbeitet und nun nach Erschöpfung der eigenen Fonds 80,000 Thlr. zu 4% per Monat aufgenommen hat, um die Arbeiten fortsetzen zu können! Überhaupt aber schwindet meine Hoffnung, in der beabsichtigten Richtung eine befriedigende Stellung hier zu Lande zu erlangen, mehr und mehr. Weitaus die größte Zahl der noch in Betrieb stehenden Gruben sind unergiebig und es ist zum Mindesten zweifelhaft, ob einzelne derselben sich wieder bessern. Größere Associationen für Minenbetrieb, bei welchen vortheilhafte Stellungen zu erhalten wären, werden immer seltener, die Silberproduction geht vielmehr in immer häufigeren Fällen in die Hände von im Kleinen arbeitenden Privatpersonen über. Ja selbst im Süden scheint es zuverlässigen Nachrichten zufolge nicht viel besser zu stehen mit Ausnahme von Guanaxuato, wohin aber nun wieder so sehr Alles sich drängt, daß schon jetzt an anerkannt

tüchtigen Mineros und Beneficiadores dort Überfluß herrschen soll. Im Übrigen leidet der Minenbetrieb im Süden hauptsächlich unter dem Umstand, daß zwei der bedeutendsten Häuser in Mexiko, die sonst derartige Unternehmungen besonders begünstigten und mit reichen Geldmitteln unterstützten, beinahe zu gleicher Zeit außer Stand gesetzt wurden, dies ferner zu thun, indem das eine mit einer halben Million Thlr. fallirte, das andere so tief in der Klemme steckt, daß es seinen Verpflichtungen nur zum Theil noch nachkommen kann.

So wird also wohl meines Bleibens im gelobten Lande Mexiko nicht mehr lange sein. In wenigen Tagen gedenke ich zunächst Zacatecas zu verlassen, um einen letzten Versuch in Charcas zu machen, von woher mir neuerlich Anerbietungen gemacht sind, die sich wenigstens diskutiren lassen. Zerschlagen sich die Unterhandlungen abermals, dann — Ja, was dann? Nun, wir werden sehen.

Die derzeitigen europäischen Zustände scheinen leider auch nicht sonderlich verlockend zu sein. Ich hatte hier Gelegenheit, die Kölnische Zeitung der letzten Monate bis Mitte April d. J. zu lesen und darnach gehen wir, soweit ich die Sache aus so weiter Ferne aufzufassen vermag, einer sturmbewegten Zeit entgegen. Wenngleich jetzt das Volk einer sehr natürlichen politischen Erschlaffung verfallen ist, so kann, sollte ich meinen, diese doch nicht auf Jahre hinaus anhalten, wenn von Seite der Regierungen in der unverantwortlichen Weise wie seither

fort verfahren wird. Freilich was sind zehn Jahre im Leben eines Volkes! Immerhin wäre solche Frist lange genug, um die Regierungen zur Einsicht gelangen oder die Unzufriedenheit der Regierten zu einem höchst bedenklichen Grade anwachsen zu lassen. Unverständlich, ja beschämend für den deutschen Namen, erscheinen in der Ferne die kleinlichen dynastischen Interessen und doch liegt gewiß das eigentlich Verzweifelte unserer Zustände in dem unseligen Partikularismus, der leider auch in den Anschauungen des Volkes immer noch Wurzel zu haben scheint. So lange noch selbst von den Besten im Volk an dem Wahne festgehalten wird, es könne, was dem Interesse des Gesammtvaterlandes widerstreitet, immerhin dem einzelnen Lande zum Vortheil gereichen oder es komme der Verzicht auf ein Hoheitsrecht zu Gunsten des großen Ganzen einer Entwürdigung, einem Unglück gleich, so lange ist für uns Deutsche kein Heil zu erwarten. Schreien nach Einigung können wir längst laut genug, es wäre an der Zeit, endlich einmal zu lernen, mit der That dafür einzustehen. So bleibt fremder Einfluß herrschend und was Anderes kann die Folge sein, als daß unser armes Deutschland zerrissen und zerstückelt wird! Quousque tandem etc.!!

Brownsville, 9. September 18 . . .

Soeben steige ich vom Pferde, müde und erhitzt von der Reise von Zacatecas hierher und ich kann von Glück sagen, daß ich auf dieser Tour mit dem Leben davon gekommen bin. Einerseits nämlich hatte ich unterwegs

einen heftigen Anfall von Dysenterie, der mir bei der fürchterlichen Hitze und da ich beständig zu Pferde sitzen mußte, viel zu schaffen machte. Abgesehen davon, daß ich mit peinlichster Achtsamkeit eine mustergiltige Diät beobachtete, glaube ich es nur meiner guten Constitution zu verdanken zu haben, daß ich trotz der denkbar ungünstigsten Umstände von dieser sonst sehr hartnäckigen Krankheit schon nach 14 Tagen völlig wiederhergestellt war. Andererseits zeigte sich die Gegend, durch die ich reiste, in einem Maße von räuberischen Indianerhorden durchschwärmt, wie ich es entfernt nicht erwartet hatte. Schon in Cedros hörte ich allerdings davon und als ich nach Bonanza kam — ein kleiner Minenort bei Mazapil 60 Leg. von Zacatecas — sprach man von etlichen Hundert Indianern, welche die Gegend durchstreiften. Allein da ich an derartige Allarmnachrichten gewohnt war und solche, wenn auch nie unbegründet, doch oft übertrieben erfunden hatte, so ließ ich mich nicht abhalten, meinen Ritt weiter fortzusetzen. Hätte ich eine Ahnung gehabt von dem Anblick, der sich mir wenige Stunden später darbot, dann wäre ich doch wohl anderen Sinnes geworden. An einem größeren Teiche, el tanque colorado, auf den ich zuritt, um die Pferde trinken zu lassen, lagen acht Leichen von Arrieros (Eselstreiber) am Wasser hingestreckt, gräßlich verstümmelt, einige durch Pfeile, andere durch Axthiebe getödtet; Allen waren Hände und Füße abgehauen, die Arme auf dem Rücken zusammengebunden. Dreien fehlte die Kopfhaut. Die Ladung des Transports,

aus Rohrzucker bestehend, war weit und breit auf dem Boden umhergestreut, sie scheint dem Gesindel nicht convenirt zu haben. Ich muß gestehen, behaglich war mir nicht zu Muthe vor diesem sprechenden Bild einer Schreckensscene, allein was war zu wollen? War Umkehren nicht ebenso bedenklich wie Sortsetzen der Reise? Ich entschied mich für Letzteres und bin denn auch glücklich durchgekommen. Am Abend erfuhr ich, daß der Überfall in der Nacht vorher statthatte, während die Arrieros im Schlafe lagen; dreien der Letzteren war es gelungen, zu entkommen; die Thiere und zwei Weiber wurden von den Indianern, deren es gegen 60 gewesen sein sollen, mit fortgeschleppt. Ich für meine Person habe nachgerade allen Grund, meinem gütigen Geschick dankbar zu sein, das bis dahin mich davon entbunden hat, an derartigen Reise-Abenteuern handelnd oder leidend theilzunehmen. Dafür hätte ich freilich in anderer Beziehung vollauf Ursache, unzufrieden und mißmuthig zu sein, denn alle meine Pläne, mir für einige Zeit hier zu Lande eine befriedigende Beschäftigung zu verschaffen, scheitern, so auch der letzte Versuch in Charcas. Wie oft schwebt mir die Klage vom „armen Häsulein" vor: „Da bamb'l ich so hin, da bamb'l ich so her, als wenn ich ein Die—a—ieb am Galgen wär'!" Aber unter den gegenwärtigen Zeitumständen nach Deutschland zurückzukehren, kann ich mich nicht entschließen. Ebenso wenig wollte es mir zusagen noch länger das monotone, wissenschaftlich so wenig lohnende Geschäft des Beneficirens

auf der Hacienda bei Zacatecas zu betreiben. Ich habe daher meine dortigen Verbindungen gelöst und sitze nun vorläufig hier, um neue Pläne zu schmieden. Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn nicht auch bei mir noch Beharrlichkeit zum Ziele führen sollte.

Matamoros, 12. April 18...

Seit sechs Monaten bin ich wohlbestallter „Doctor und Apotheker", aber wohlgemerkt nicht in der Absicht, als Pillendreher und Quacksalber in Matamoros mein Leben zu beschließen, sondern nur um einstweilen und so lange, bis sich wieder andere Aussichten erschließen, auf diese Weise thätig zu sein, da auf andere Art, wie die Verhältnisse einmal liegen, es nicht geht. Du mußt nämlich wissen, daß wir hier in jüngster Zeit nichts Geringeres als eine Belagerung erlebt haben und, ob wohl diese d. h. der ihr zu Grunde gelegene Aufstand nun das Ende erreicht hat, aller Wahrscheinlichkeit nach in Kurzem weitere Unruhen zu erleben haben werden. Es hatten sich in Texas bewaffnete Banden gebildet, die den Fluß überschritten und durch mehrere Tage hindurch Matamoros und die Umgegend plündernd und raubend brandschatzten, um alsdann mit Beute beladen sich wieder auf das jenseitige Ufer zurückzuziehen. Alles das geschah unter den Augen der Behörden der Vereinigten Staaten, sie thaten Nichts, den Zuzug zu den Banden und deren Ausrüstung zu hindern. Angeblich sind die Gesetze der Vereinigten Staaten so beschaffen, daß es den Behörden, Civil- wie Militärbehörden, unmöglich ist, ein-

zuschreiten und dem Unwesen gründlich zu steuern. Ein Versuch wurde zuletzt noch gemacht, allein er fiel kläglich genug aus: der U. S. Marshal war von Galveston her eingetroffen mit dem Auftrag, die nunmehr nur noch vereinzelt sich herumtreibenden Ruhestörer zur Verantwortung zu ziehen und wo möglich unschädlich zu machen, es hatte sich aber längs der ganzen Grenze nicht ein Mann finden lassen, der gegen die Strolche als Zeuge aufzutreten bereit gewesen wäre, und so mußte der Marshal unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die Tage der Belagerung brachte ich im Hause meines Freundes U. unter englischer Flagge zu, wo indeß die Sicherheit von Person und Eigenthum auch nicht allzu groß war, weil U. hier sehr verhaßt ist wie jeder Fremde, der sich nicht mit dem ersten besten Lumpen auf gleichen Fuß stellt. U. lebt besser, kleidet sich besser als viele Andere, raucht gute Cigarren, trinkt guten Wein und hat Geld „gemacht"; Alles das kann ihm der Mexikaner wie der Yankee nicht verzeihen. Hier wird eben Jeder, der Erfolg hat in seinen Unternehmungen, angefeindet und, wenn man ihm nichts anhaben kann, mit der Galle des Hasses überschüttet.

Meine Apotheke ist zwar klein, aber von freundlichem und respectablem Ansehen. Daß unter den oben geschilderten Verhältnissen meine Geschäfte bis dahin nicht brillant gehen konnten, begreift sich. Sie werden indessen hier überhaupt nie von großer Bedeutung werden können, weil Matamoros mit seinen 8000 Einwohnern den drei

Apotheken, die es nun besitzt, keine überreichliche Nahrung zuzuwenden im Stande sein wird. Da hier jeder Arzt seine eigene Apotheke hält, also jeder Apotheker zugleich Doctor ist, so blieb auch mir Nichts übrig, als mit Eröffnung der Apotheke mich zugleich auf die ärztliche Praxis zu werfen, so wenig mir das in meinem Gottlob noch ehrlich deutsch gebliebenen Gemüthe zusagt. Doch diese Art der Verwerthung meines redlich erworbenen Doctordiploms wird ja nicht von allzu langer Dauer sein[1]).

---

[1]) S. die Anmerkung auf S. 206.

VI.

Auf der Mine Jesus Maria. Im Druggstore zu New-Orleans. Die Stadt und ihre Bewohner. Eine Dampfbootfahrt auf dem Mississippi und Ohio. Auf der Mine Mc. Culloch.

Auf der Mine Jesus Maria, 12. Juni 18...

Der Himmel sei gepriesen, mit der Quacksalberei ist's vorläufig wieder zu Ende! Wieder mitten im Mineralland im waldigen Gebirge, wie lebt es sich doch viel herrlicher in solcher Wildniß-Einsamkeit als in der unheimlichen Atmosphäre des mexikanischen Städtegetriebes! Wenn schon noch nicht einmal die bescheidene Hütte fertig steht, die ich hier mein Heim nennen soll, ich athme auf wie ein Genesender nach langer, schwerer Krankheit, seit ich den Apothekerkram zusammengepackt habe und hier in den Bergen weile. „Jesus Maria" ist der inhaltschwere Name der Mine, auf die ich berufen wurde, um zunächst ihre Erze zu prüfen und die zweckmäßigste Art des Ausbringens zu bestimmen. Sie liegt im Staate Nuevo-Leon weitab von aller Communication; auf Entfernung einer Tagereise und mehr existirt in der ganzen Gegend kein Postamt.

Um so köstlicher ist das Klima, ja es ist sicher eines der angenehmsten und gesündesten der Erde: am Tag in der Sonne wohl heiß, im Schatten aber immer unter dem Einfluß einer leicht bewegten Luft behaglich kühl, die Nächte mit ihrem klaren strahlenden Sternenhimmel unsagbar erfrischend und belebend. Und ob auch die nähere und fernere Umgegend unter den beständigen Einfällen der Comanches, Apaches, Lipanes und anderer wilder Stämme schwer leidet, auf unserem Grubenrevier erfreuen wir uns relativ beneidenswerther Sicherheit; es sind unter meinen Leuten viele Europäer und vor diesen haben die Indianer gewaltigen Respect, was sie aber am meisten fern hält, ist die Dampfmaschine, mit welcher wir das Wasser aus der Grube pumpen, da sie ihnen als ein Werk des bösen Geistes erscheint und so die heilsamste Furcht einflößt.

Die Erze hier sind sehr interessant und in Europa wohl kaum bekannt, fein eingesprengtes Chlor-, Brom- und Jodsilber; Krystalle leider äußerst selten. Zum Ausbringen verfahren wir bis anhin auf spezifisch mexikanische Weise: die Erze werden in kupfernen Kesseln unter Zusatz von Quecksilber und Kochsalz bearbeitet. Natürlich sind die Schwierigkeiten nicht gering, mit denen ich vorderhand noch in jeder Hinsicht zu kämpfen habe, da Alles erst aus der Urwildniß herausgeschaffen werden muß und mir fast nur ganz rohe Arbeitskräfte zur Verfügung stehen; allein mit dem Schmelzen der Erze wissen Einzelne meiner Leute umzugehen, die Übrigen haben früher noch in keiner Silbermine gearbeitet. So gilt es

denn, möglichste Anspannung der eigenen Kraft, vor Sonnenaufgang schon bin ich an der Arbeit, vor Sonnenuntergang wird nicht gefeiert. Im Übrigen führe ich ein ächtes und rechtes Wäldlerleben. Frühstück, Mittagsmahl und Abendbrot gleichen sich wie ein Ei dem andern: Welschkornbrot, gebratenes oder an der Sonne getrocknetes Fleisch, oft auch keines; Zwiebel-Salat und Kaffee; als Getränke dient das Wasser aus der Grube, an dessen leichten Salzgeschmack man sich leicht gewöhnt. Luculliſch ist solches Leben nicht aber gesund.

23. November 18...

Ein halbes Jahr ist bereits umflossen, seit wir hier fördern, sortiren, mahlen und schmelzen, was Zeug hält, und doch läßt sich noch immer nicht mit Sicherheit beurtheilen, ob die Bearbeitung der Grube mit der Zeit sich als eine dauernd lohnende erweisen wird. So reich scheint die Mine in keinem Falle zu sein, wie man sie ihren Besitzern ursprünglich dargestellt hat, im Gegentheil die Erzförderung ist verhältnißmäßig unbedeutend; dagegen ist viel Wasser da, dessen Beseitigung viel Mühe und Arbeit kostet. Ich fürchte nachgerade, daß, wenn nicht noch mehrere hunderttausend Thlr. daran gewendet werden, der Betrieb nicht auf respectablen Fuß wird gebracht werden können.

Im Augenblick herrscht ein intermittirendes Fieber hier, das übrigens bei einiger Aufmerksamkeit durchaus nicht gefährlich ist; nur unter den Eingeborenen richtet es eine ziemlich erhebliche Verheerung an, weil diese,

vollgepfropft mit Vorurtheilen und Aber- und Wunderglauben aller Art zu den unsinnigsten Mitteln dagegen greifen. Man hofft, daß jetzt mit Eintritt der regelmäßigeren Nordwinde das Übel schwinden wird.

Der Bau meiner Hütte (jacal) ist vollendet, sie ist aus einer Art von ungebranntem Backstein gefertigt und von einem Palmendach überdeckt, liegt auf einem Hügel frei der Luftströmung ausgesetzt und gewährte dadurch in den noch heißeren Tagen einen äußerst behaglichen Aufenthalt; jetzt freilich, seit ein kalter Nordwind bläst, muß schon ein gehöriges Feuer im Kamin unterhalten werden, wenn man nicht frieren soll. Fenster besitzt der stolze Bau nicht, die Thüröffnung ist mit einer rohen Ochsenhaut verhängt; aus gleichem Material besteht, was man in Europa Bett nennt. Kurz ich werde um meine excellente Wohnung allgemein beneidet. Nichts destoweniger sind die Abende für mich eine trübselige Zeit, keine Bücher, Niemand mit dem ich mich angenehm unterhalten könnte. Die einzige Rettung aus dieser Noth ist: frühe auf's Lager hingestreckt und frühe wieder aufgestanden!

So kurz die Zeit ist, die ich bis jetzt in dieser Villa zubringe, so habe ich doch schon einen recht empfindlichen Trauerfall in ihr erlebt. Meine einzigen Mitbewohner waren ein Paar Papageyen, die ich selbst, noch ehe sie Federn hatten, aus dem Neste gehoben und aufgezogen habe; beide hatten sich so attachirt an mich, daß sie mir wie Hunde auf Schritt und Tritt folgten und, so oft ich

es gestattete, mir die rührendste Zärtlichkeit erwiesen, während sie jedem Dritten sich durch Beißen recht unangenehm zu machen wußten. Nun waren sie eben ausgewachsen, da wollte das neidische Geschick, daß Eines von ihnen an einer giftigen Beere pickte und darüber zu Grunde ging. Mancher mag es vielleicht lächerlich finden, wenn ich sage, daß mich der Verlust bitter schmerzte. Aber wer je auch nur kurze Zeit ein so einsames, einförmiges und von allen äußerlichen Genüssen entblößtes Leben geführt, wie ich seit Jahr und Tag, und nur eine Spur von Verständniß für das Seelenleben der Thiere hat, der wird es begreifen, daß auch ein solcher Verlust wehe thun kann. Doch hoffe ich im nächsten Frühjahr, falls ich noch hier sein sollte, zu einem Ersatz zu gelangen, da dieser Vogel an einem beachbarten Flusse sehr häufig vorkommt; es ist ein niedlicher grüner Papagey, etwa halb so groß wie der gewöhnliche grüne Papagey; wegen der Art seines Geschreies wird er Gotorra genannt.

Meine Mahlzeiten sind inzwischen namhaft opulenter geworden, seit ich die Umgegend in Beziehung auf das, was sie für die „Küche" bietet — wenn ich mich dieses Ausdruckes hier bedienen darf —, näher kennen gelernt habe. Abgesehen von den Zwiebeln, die bei ihrer geringen Schärfe und ungewöhnlichen Süßigkeit in der That ein sehr schmackhaftes Gericht liefern, findet der Artikel Gemüse noch in wohlschmeckenden Kürbissen und ausgezeichneten dürren Bohnen (frigolis) seine nicht zu

verachtenden Vertreter. Als Braten figuriren wilde Truthühner, die man bei Mondschein von den Bäumen, auf welchen sie die Nacht zubringen, schießt; dann Gänse und Enten, deren es gegenwärtig eine Menge gibt; endlich als hochfeiner Wildbraten der kleine Waschbär, an dem ebenfalls kein Mangel ist. Und last not least verdient belobende Erwähnung eine weichschaalige Schildkröte, die der nämliche Fluß beherbergt, an dessen Ufern die erwähnten Papageyen sich aufhalten; man bereitet aus ihr eine treffliche Suppe. „Ein Königreich für eine Flasche Bordeaux!" wer möchte es mir verargen, wenn zuweilen bei solchem Mahle ich diesen Gedanken hege? Seit sieben Monaten ist kein Tropfen Wein mehr „an meinem Gurgelknopf verdunstet!"

Ein interessantes Vorkommen auf hiesigem Jagdrevier, aber beileibe nicht für die Küche zu verwenden, ist das kleine Stinkthier, ein reizendes, sehr schön gezeichnetes Thierchen von der Größe eines Marders, das, obwohl es sich durch seinen penetranten Geruch leicht genug verräth, doch nur schwer zu bekommen ist. Neulich schoß ich eines, hatte aber leider die Zeit nicht, es sofort im Walde auszubalgen, und es mit nach Hause zu nehmen, gestatteten meine Begleiter nicht. Wie sehr sie recht hatten, merkte ich daran, daß, wenngleich ich es nur ganz kurze Zeit an meinem Sattelknopfe hängen hatte, nicht nur der Sattel, sondern selbst das Pferd Tage lang von seinem scheußlichen Gestank inficirt blieben. Letzterer rührt von dem Urin des Thieres her und ist geradezu entsetzlich;

einen Begriff davon mag ein Gemenge von gebrannten Hufen und ranzigem Fett geben, wenn man sich Beides mit sich selbst multiplizirt vorstellt.

Was von Nachrichten aus dem Innern von Mexiko zu uns hierher dringt, lautet nicht gar erbaulich: es sollen mehrere Staaten gegen die Centralregierung sich im Aufstand befinden. Armes Mexiko! was soll aus Dir noch werden? Aber Gott sei es geklagt, mir liegt noch näher, auszurufen: Armes Deutschland! was werden sie aus Dir noch machen? Fühlt denn unser Volk den erniedrigenden Druck nicht, den die täglich sich breiter machende Reaction auf es ausübt? Ist aller Sinn für politische Freiheit und das Verständniß dafür, daß ohne solche eine wahrhafte Civilisation unerreichbar ist, ihm mit einem Male völlig abhanden gekommen? Ist die herrliche Idee des großen gemeinsamen Vaterlandes, die vor wenigen Jahren noch bis zum Übermaß uns begeisterte, wie ein elendes Strohfeuer verlöscht? Würdet Ihr daheim empfinden, was wir in der Fremde unter dem Fluche, sich des deutschen Namens schämen zu müssen, leiden, Ihr würdet die Schmach nicht länger mehr ertragen können. Einheit schaffet vor Allem und machet dann Kaiserthum oder Republik! Sind wir nur erst stark nach Innen und nach Außen, so werden wir auch zur maßvollen Freiheit durchdringen.

New-Orleans, 4. Juli 18...

„Die Wolken flieh'n, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen
„„Jesus Maria"", treu gedenk ich Dein!
Behüet Dich Gott! es wär zu schön gewesen,
Behüet Dich Gott, es hat nicht sollen sein!" [1])

Als ich vor beiläufig einem Jahre mich auf der Grube „Jesus Maria" installirt hatte, wie schlugen damals die Wogen meines Hoffens hoch! Neun Monate später war ihr munternder Schwall verklungen. So sehr ich mich dagegen sträubte, ich konnte mich der Erkenntniß nicht verschließen, daß für längere Zeit hinaus die Aussichten der Mine sich eher verschlimmern als bessern mußten, und hielt es daher für gerathener, aus freien Stücken meine dortige Stellung aufzugeben als zu warten, bis man mir kündigte. Die Folge hat gezeigt, daß ich gut daran gethan, denn jetzt sind in der That alle dort Angestelltgewesene bis auf Weiteres entlassen. Mein Schmerz über das Ausscheiden aus jenen unter anderen Umständen für mich so interessanten und verheißungsreichen Verhältnissen wurde dadurch einigermaßen gemildert, daß die Besitzer der Grube in unzweideutigster Weise ihr lebhaftes Bedauern über mein Gehen zu erkennen gaben und mir das Versprechen abnehmen zu müssen glaubten, sobald die Mine wieder reichere Erze

[1]) J. V. v. Scheffel. „Der Trompeter von Säckingen".

liefere, in ihre Dienste zurückzutreten. So ist mir ein schwacher Hoffnungsschimmer verblieben, daß ich später vielleicht doch noch von Neuem da wieder anfangen darf, wo ich so ungern aufgehört habe. Da mir aber auch aus anderen Theilen Mexikos, wohin ich mich gewendet haben mochte, nur entmuthigende Nachrichten zukamen, so beschloß ich, nicht nur der Mine sondern dem ganzen Lande für's Erste den Rücken zuzuwenden und gen Norden zu ziehen und meinen chemiewissenschaftlichen Schatz abermals in die Retorten einer Apotheke zu bannen.

So erstand ich denn im März dieses Jahres in New-Orleans einen Druggstore (Apotheke u. Materialhandlung)[1]) um die Summe von 1800 Dollrs., ein gut renommirtes älteres Geschäft, im Hauptverkehrstheil der Stadt, nahe am Mississippi gelegen. Der frühere Besitzer, auch ein Deutscher, hat es abgegeben, um in einem der eleganteren Stadtviertel ein neues zu gründen. Das Haus, in welchem sich meine Apotheke befindet, habe ich ganz in Miethe genommen, das obere Stockwerk aber in Aftermiethe gegeben. Daß mir die Sache zu Anfang etwas spanisch vorkam, wird man mir glauben. Aus dem freien, abenteuerlichen mexikanischen Bergmannsleben heraus in die staubige, heiße Stadt hinein,

[1]) Die Vereinigung der ärztlichen Praxis und des Apothekergeschäftes ist überall in den Ver. Staaten, wo eigentliche gelernte Apotheker in unserem Sinne (mit Ausnahme weniger Deutschen in den größeren Städten) überall nicht, sondern nur Droguenhändler ohne alle wissenschaftliche Kenntniß vorhanden sind, ganz allgemein. Dr. Ferd. Roemer. Texas. Bonn 1849. S. 119.

vom Morgen bis zur Nacht an den Apothekerstisch gebunden, fremde Menschen, fremde Sitten, Unkenntniß der Preise und der üblichen Nomenclaturen, dazu sechs Wochen lang ohne Gehilfen: es war kaum zu ertragen. Doch es lernt sich leicht, sich in alle Verhältnisse fügen, wenn man nur ernstlichen Willen und die nöthige Ausdauer hat. Jetzt bin ich eingewöhnt und stelle nun resignirt meinem Schicksal anheim, wie lange und mit welchem Erfolge ich es hier treiben werde.

Nicht ungünstig für mein Geschäft war, daß vor Kurzem eine Gelbfieberepidemie herrschte, von deren greulichen Verheerungen die Kunde wohl auch in europäische Blätter gedrungen sein wird. Mancher deutsche Landsmann mußte in's Gras beißen, selbst die Eingeborenen blieben nicht verschont; die Zahl der Todesfälle belief sich auf rund 10,000, während nicht mehr als 30,000 nicht an's Klima gewöhnte Menschen im Sommer hier leben! In fast allen Fällen nahm die Krankheit einen tödtlichen Ausgang mit dem für unheilbar geltenden Vomito prieto (schwarzes Erbrechen). Den europäischen Mediziner mag es interessiren, in welchen Dosen bei dieser Krankheit hier Chinin verordnet wird: 30—40 gr. per Dose mit 0,5 gr. Morphium sulfuricum. Jetzt ist die Seuche soweit erloschen und der Gesundheitsstand der Stadt — abgesehen von den Apothekern und Doctoren — ein höchst befriedigender. Seit sieben Jahren war das gelbe Fieber nicht mehr hier aufgetreten und man hatte schon gehofft, daß es durch Eindämmen des

Flusses, durch Austrocknen vieler Sümpfe und durch Lichten großer Strecken der dichten Cypressenwaldungen gelungen sei, diesem Fluche des sonnigen Südens vorzubeugen, allein es scheint, daß noch lange nicht genug in dieser Richtung geschehen ist. Immer noch sind ausgedehnte Strecken Landes im unteren Mississippithale im Urzustand; der Fluß ist nur zum Theil und unzureichend von Dämmen flankirt, die vielen Arme, Bajous genannt, mit denen er sich nach dem Golfe streckt und die ein über ganz Unter-Louisiana sich ausbreitendes Netzwerk bilden, sind noch weit unvollständiger eingedämmt: daher kommt es, daß alljährlich Überschwemmungen Tausende von Quadratmeilen unter Wasser setzen, daß immer und immer wieder neue Sümpfe erwachsen, deren üppiger Pflanzenwuchs reichliches Material zu Miasmen liefert. Malerisch freilich sind die älteren unter diesen Sumpfpartheien von unbeschreiblichem Reize: ein undurchdringliches Gewirre von Schilf aller Art, kleinen Palmettos und flechtenbärtigen Cypressen, da und dort mitten unter üppigem jungem Grün ein faulender Riesenstamm, den vor vielen hundert Jahren ein Sturm dahin gestürzt hatte; zwischen hinein dunkelgrüne oder schwarzbraune Wasserflächen bis zur Größe eines See's, stellenweise so von Gräsern und Schlinggewächsen überdeckt, daß der Unkundige sich versucht fühlen könnte, auf diesem trügerischen grünen Teppich weiter zu schreiten, um in der sumpfigen Tiefe unrettbar zu versinken. Außer einigen Raubvögeln sind Wasserschlangen, Alligatoren und der

unförmige Ochsenfrosch die ausschließlichen Bewohner dieser Sümpfe. Wenn auch nicht so urwildnißartig, so ist doch auch die ganze Gegend unterhalb New-Orleans nichts Anderes als ein ausgedehntes Sumpfgelände, nur bebaut und bewohnt, indem zu beiden Seiten des Flusses viele kleinere und einzelne sehr umfangreiche Pflanzungen, nothdürftig durch Dämme gegen Überschwemmungen geschützt, sich befinden, auf denen Zuckerrohr, Mais und allartige Küchengewächse unter dem Einfluß der immer feuchtwarmen Atmosphäre sich des üppigsten Gedeihens erfreuen. Einen vollständig davon verschiedenen Charakter trägt die Landschaft oberhalb New-Orleans, auf deren Anschwellungen oft ein aus saftgrünen Wiesen, einzelnen stämmigen Eichen und schlanken Magnolien bestehender Naturpark von seltener Schönheit die sonst herrschende Monotonie der Gegend auf das Anmuthigste unterbricht.

Die Stadt selbst mit ihren Vorstädten erstreckt sich beinahe sieben englische Meilen lang am linken Ufer des Flusses, ihr gegenüber am rechten Ufer liegt das Städtchen Algiers; zwischen beiden Orten erhalten Dampffähren, die in wenigen Minuten den eine Meile breiten Strom durchschneiden, einen ständigen, sehr lebhaften Verkehr. Sie durch stehende Brücken mit einander zu verbinden, ist unmöglich weniger der beträchtlichen Breite und Strömung des Flusses als seiner Tiefe und des morastigen Ufergeländes wegen; in seinem Hauptbette beträgt die Tiefe des mächtigen Stromes über 200 Fuß. Die Stadt liegt unter seinem Niveau und so kommt es, daß er

dann und wann die Schutzdämme durchbricht und ganze Viertel der ersteren unter Wasser setzt. Lange Reihen von Schiffen aller Nationen beleben, namentlich im Winter, seine Ufer; hunderte von Dampfern kommen und gehen das ganze Jahr hindurch. Und was sind das prachtvolle Dampfboote! Sie gleichen schwimmenden Sommerpalästen. So flach, daß sie kaum über das Wasser emporragen, tragen sie auf hohen Säulen ruhende zwei- und dreistöckige Häuser, deren untere nach allen Seiten offene Etage von der Maschine und dem größten Theile der Fracht eingenommen wird, während die obere oder beide oberen für die Passagiere bestimmt sind. In der Regel dient ein langgestreckter hoher, luftiger Raum in der Mitte als Speisesaal, an seine Längsseiten schließen sich niedliche Schlafkabinete für das weibliche Geschlecht an; der vordere Theil bildet einen ebenfalls geräumigen, höchst eleganten Damen-Salon. Über der Decke des oberen Stockwerkes befinden sich die Herren-Schlafkabinete, ein Rauchzimmer und das Gelaß für den Kapitän, ganz oben endlich auf dem flachen Dache des Gebäudes das stattliche Gemach für den Steuermann, von welchem aus derselbe freien Umblick nach allen Richtungen hin genießt. Ein solcher Schiffspalast hat oft eine Länge von nicht weniger als 300 Fuß. Diese Boote gehen theils den Strom hinauf bis St. Louis, 1000 Meilen von New-Orleans, um dort von anderen, leichteren Dampfern abgelöst zu werden, die dann Passagiere und Frachten noch hunderte von Meilen weiter stromaufwärts

führen, theils gehen sie in den Red-River, den Arkansas, den Ohio, den Missouri und andere Nebenflüsse über.

Nicht weniger belebt als der Fluß ist im Winter auch das Innere der Stadt. Endlose Züge von Maulthierkarren, beladen mit Baumwolleballen oder Tabak, versperren die auf den Fluß mündenden Straßen. Die Kanalstraße, vom Flusse nach den Sumpfniederungen ziehend, theilt die Stadt in zwei, nach Bauart der Häuser und Charakter der Bewohner wesentlich verschiedene Hälften: unterhalb dieser Straße die alte Stadt, französische Niederlassung; oberhalb derselben die neue Stadt, amerikanische Niederlassung; erstere von den Creolen La nouvelle Orleans par excellence genannt, letztere nicht ohne verächtliche Betonung Le faubourg americain betitelt. Während die französische Hälfte von Jahr zu Jahr an Bedeutung verliert, nimmt die amerikanische augenscheinlich stets an Umfang wie an Schönheit zu und zieht magnetisch mehr und mehr das Geschäftsleben in sich hinein; breite Straßen, viele Gärten und öffentliche Plätze erhalten die Luft reiner und gesünder als in jenem anderen Stadttheile. Hier wird nur englisch, dort meist französisch gesprochen. Eines der größten Hotels der Welt, das St. Charles-Hotel, ziert die Straße gleichen Namens, ein ebenso umfangreiches — es ist für die Aufnahme von 600 Personen berechnet — wie luxuriös ausgestattetes und eingerichtetes Etablissement. Man bezahlt täglich $2^1/_2$ Dollrs. und erhält dafür Zimmer und volle Verköstigung, d. h. zwischen 6 und 11 Uhr Vorm.

Frühstück, um 2 oder 5 Uhr Mittagessen, von 5—6 Uhr Thee und von 8—12 Uhr Nachtessen; Wein und andere Spirituosen sind besonders zu vergüten. Der Amerikaner trinkt jedoch bei Tische selten etwas Anderes als Wasser, überhaupt wenig Wein — mit Ausnahme sehr schlechten und theueren Champagners —, Liqueure dagegen desto mehr und diese nicht im Speisesaal sondern an der Schenke in dem Barroom, einem höchst eleganten runden Saale, dessen hochgewölbte Decke auf prächtigen Marmorsäulen ruht. Von Morgens frühe bis tief in die Nacht hinein ist dieser Raum von durstigen Seelen angefüllt, von Gästen des Hotels sowohl wie von Bewohnern der Stadt. Wie verschieden aber trinkt der Amerikaner und der Deutsche! Während es uns so behaglich dünkt, im Freundeskreise auf bequemem Sessel plaudernd oder rauchend, sei es Rheinwein oder Bowle, ein Glas nach dem andern in Gemüthsruhe hinunterzuschlürfen, stürzt der Amerikaner athemlos an den Schenktisch und leert, ohne sich zum Niedersitzen Zeit zu gönnen, stehend in nervöser Hast Glas um Glas, allerdings auch selten für sich allein, sondern indem er Jeden, der gerade müßig herumsteht, zum Mittrinken einlädt. Der Einladende bezahlt die ganze Zeche, wird dafür aber, wenn er nur wenige Minuten zu verweilen sich gestattet, wieder von Anderen regalirt. Da sich diese Besuche des Barrooms im Laufe des Tages mehrere Male wiederholen, so sind bei Vielen leere Taschen und volle Köpfe die Regel des Abends. Die hier beliebten Getränke sind sehr verschieden-

artig, meist Gemische von Cognac mit bittern und andern Liqueuren, haben aber alle den gleichen Preis insoferne als von jedem das Glas 10 Cents kostet, nur sind die Dimensionen der betreffenden Gläser sehr verschieden. Das Merkwürdigste in dieser Hinsicht ist jedoch, daß für die 10 Cents nicht blos je ein Glas Liqueur, sondern zur Zeit des Lunches, um 11 Uhr Vorm., ein vollständiges Gabelfrühstück, bestehend aus Suppe, vielerlei Fleischsorten, Oliven, Käse etc., dazu geboten wird, von welchem Jeder was und so viel er mag genießt. Dieser Lunch ist eben die Lockspeise, mit der die concurrirenden Schankwirthe ihre Kunden ködern. Außer den genannten Localitäten hat aber ein großes amerikanisches Hotel — und so auch das St. Charles-Hotel — noch mancherlei weitere Einrichtungen aufzuweisen, die unzweifelhaft zur Erhöhung des Comforts beitragen: eine ganze Reihe von ausschließlich den Damen vorbehaltenen Salons, für die Herren hübsche Rauchsäle und reichlich mit Zeitungen ausgestattete Lesezimmer, im Souterrain Billards und Kegelbahn; kalte oder warme Bäder sind zu jeder Stunde des Tages bereit.

Die Straßen auch des amerikanischen Stadttheils sind bis jetzt nur sehr vereinzelt gepflastert, da die erforderlichen Steine vom Norden her oder aus Europa beigeschifft werden müssen; wo sie es aber noch nicht sind, macht sie der sumpfige Boden bei dem absoluten Mangel von Kieselsteinen im Winter nahezu ungangbar. Besser bestellt dagegen sind die Bewohner New-Orleans' in

Ansehung der Wasserversorgung, indem durch eine ausgedehnte Röhrenleitung, die mittelst Dampfkraft mit Wasser vom Flusse her gespeist wird, in der ganzen Stadt jedes Stockwerk mit fließendem Wasser versehen ist. Wie zu allen möglichen häuslichen Verrichtungen, so dient dieses Flußwasser auch zum Trinken und schmeckt, wenn es filtrirt und mit Eis gekühlt ist, vollkommen rein und sehr angenehm. Der Verbrauch von Eis ist darum ein ganz enormer; in großen Blöcken wird es aus dem Norden herbeigeschafft und das ganze Jahr hindurch in ausgedehnten Waarenhäusern aufbewahrt.

Der untere, französische Theil der Stadt hat engere Straßen und erinnert dadurch wie durch die Bauart seiner Häuser an die älteren europäischen Städte. Seine Bewohner, Creolen[1]) von der bekannten südländischen Hautfarbe leiden empfindlich unter dem Banne des thörichtsten Vorurtheils, indem sie, wenn nachgewiesen werden kann, daß Negerblut in ihren Adern fließt, aller politischen Rechte verlustig gehen. Erst kürzlich erregte ein von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführter Prozeß wegen des Ansehens der in denselben verwickelten Familien peinliches Aufsehen. Der gelehrteste Mann in Louisiana, Mitglied der Universität, Schulinspector u. A. m.

---

[1]) Die meistens herrschende Classe der Bevölkerung des spanischen Amerika bilden die Creolen (Criollos), die im Lande von weißen Eltern geborenen Weißen, die reinen Abkömmlinge der spanischen Eroberer. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 215.

und in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den ersten hiesigen Creolenfamilien stehend war Kandidat für eine Ehrenstelle in der städtischen Verwaltung und wurde, da er alle Aussicht hatte, zu der Stelle berufen zu werden, von seinem Gegenkandidaten mit der Klage belangt, daß seinem Blute Negerblut beigemischt sei. So lange der Prozeß dauerte, hatte er alle seine Ämter niederlegen müssen, durfte er keine öffentliche Gesellschaft besuchen, keinen Omnibus besteigen etc., kurz, war er ein geächteter Mann. Schließlich lautete der Richterspruch dahin, daß der beanstandete Theil seines Adernfluidums nicht Neger- sondern Indianerblut sei, und der Mann mitsammt seinem mächtigen Familienanhang war rehabilitirt!

Während die obere Stadt nicht eines einzigen Theaters sich rühmen kann, dessen Leistungen auch nur die Grenze bescheidenster Mittelmäßigkeit erreichten, gibt hier eine französische Operngesellschaft allwinterlich wenigstens genießbare Vorstellungen, welcher Zerstreuung man sich hie und da schon um deswillen nicht ungerne hingibt, weil durch die Bauart des Hauses — offene Gallerien an Stelle der geschlossenen Logen — die beste Gelegenheit geboten ist, sich an dem ungestörten Anblick der anmuthigen Creolinnen zu erfreuen, deren olivenfarbener Teint und glänzendschwarze Haare und Augen unter dem Einfluß des Gaslichtes zu ganz besonderer Geltung gelangen. Die armen Farbigen sind auf besondere Sitze im oberen Theile des Hauses verwiesen, obwohl Manche unter ihnen von völlig weißer Hautfarbe, reich und wohlerzogen sind;

um diese kennen zu lernen, muß man in ihre Privatzirkel eingeführt sein. Am übelsten daran unter ihnen ist der weibliche Theil der gebildeteren Familien. Zu stolz, mit Negern oder Mulatten eine Ehe einzugehen und gesetzlich von der Verheirathung mit Weißen ausgeschlossen verfallen die Meisten von ihnen dem unglückseligen Loose, sich zu placiren, d. h. ohne gesetzliche Sanktion nur auf Grund eines schriftlichen Kontraktes, durch welchen ihnen in der Regel ein Haus und anderes Eigenthum zugesichert wird, sich mit einem Weißen zu verbinden. Sehr oft dauern allerdings derartige Verbindungen durch's ganze Leben hindurch, aber des Charakters der Rechtmäßigkeit sind und bleiben sie entkleidet [1]).

Zu Ausflügen in die Umgegend ist der großen Aus-

[1]) Der Unterschied der Hautfarbe hat seit der siegreichen Beendigung des Secessionskrieges (1861—65) und der darauf folgenden Herrschaft der republikan. Partei keine Geltung mehr. Dem Neger steht fürderhin der Weg zum Präsidentenstuhle offen. Mit den politischen fielen allmälig auch die socialen Schranken, welche Schwarze und Weiße von einander schieden. In den Statuten der hauptstädtischen Eisenbahngesellschaften fügte der Senat eine Klausel ein, daß auf der Linie keine Waggons „für Farbige" laufen dürfen, und ein Gesetzesvorschlag des Herrn Wilson untersagte in dem ganzen Gebiete der Republik die an manchen Orten bisher geltende Praxis, daß für Nichtweiße besondere Plätze auf Schiffen oder in Eisenbahnzügen angewiesen werden. Von sehr seltenen Ausnahmen abgesehen, haben sich jedoch die Neger des in sie gesetzten Vertrauens nicht würdig erwiesen, sondern wollen weder arbeiten noch lernen etc. und versinken immer tiefer trotz aller Schulen in Unwissenheit und Aberglauben. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 109.

dehnung der Sümpfe wegen wenig Gelegenheit geboten und es sind hauptsächlich nur zwei Punkte, denen an Sonntagen der Strom der Vergnügen Suchenden zustrebt: der See Pontchartrin und das Städtchen Carollton. Ersterer ist ein mit dem Golf in Verbindung stehender Binnensee, an dessen sumpfigem Gestade ein aus etlichen Gasthäusern und öffentlichen Gärten bestehendes niedliches Örtchen künstlich aufgesprungen ist. Eine Eisenbahn verbindet die Stadt mit dem See; wer aber zu Pferd oder zu Wagen dahin gelangen will, dem steht eine mit Austernschaalen gehärtete Straße zu Gebot, die häufig den weltberühmten Trabläufern aus den besten Gestüten der Vereinigten Staaten als Rennbahn dient.

Noch beliebter fast als Portchartrin ist Carollton, ein hübsches Städtchen 10 Meilen oberhalb New-Orleans am Flusse gelegen und rings von einem Walde immergrüner Eichen umschlossen. Die Zahl der Gläser eisgekühlten Getränkes, die an Sonn- und Feiertagen hier vertilgt werden, ist Legion.

Netto ein Jahr lang hatte ich diese bescheidenen Großstadtvergnügen mitgenossen, da schlug für mich abermals die Stunde der Wanderung. Durch meine Verbindungen in den Vereinigten Staaten waren mir von verschiedenen Seiten Einladungen zugekommen, für Grubengesellschaften deren Minendistrikte zu bereisen und auf ihre Ergiebigkeit zu untersuchen und zu begutachten. Diese Anerbietungen hatten aber um so mehr Verlockendes für mich, als ich ohnedies entschlossen war, bevor

ich der Neuen Welt Valet sagte, noch die vielgerühmten Gebiete der Nordamerikanischen Seeen kennen zu lernen. Ohne Bedenken verkaufte ich also meine Apotheke, machte dabei noch kein schlechtes Geschäft und rüstete zur Reise nach dem Norden.

Drei Hauptrouten verbinden den Süden mit New-York: die eine zur See über Habana, eine andere per Bahn durch die östlichen Staaten und eine dritte den Mississippi und Ohio hinauf bis zum Erie-See durch das westliche Gebiet. Der zweitgenannte Weg ist der kürzeste und wird darum auch von der Post benutzt, dem Naturfreund bietet er aber wenig Interessantes, weil die Bahnen fast ununterbrochen durch die einförmigen Fichtenwaldungen längs der Küste führen. Ich wählte die Fahrt durch den Westen und bestieg an einem der letzten Märztage des Jahres 18 . . einen kleinen, eleganten Dampfer, der direkt nach Cincinnati fährt. In neun Tagen hatten wir die 1200 Meilen lange Strecke zurückgelegt. Die Dampfboottaxe incl. Verköstigung belief sich auf die mäßige Summe von 14 Thlr. Die Fahrt auf dem unteren Mississippi hat ungeachtet der flachen Ufer doch etwas eigenthümlich Reizvolles wegen der majestätischen Wassermasse des Stromes und der üppigen Zucker- und Baumwolle-Plantagen zu beiden Seiten, von welchen namentlich die letzteren zur Blüthezeit mit ihren weißen und röthlichen malvenartigen Blumen die Landschaft zu einem buntfarbenen Bilde gestalten. Nach und nach, je höher man den Fluß hinaufkommt, werden diese Pflanzungen

seltener und bald dehnt sich rechts und links, soweit das Auge reicht, der imposante Urwald aus, an dessen Saum nur da und dort vereinzelt die Hütte eines Holzhauers auftaucht. Bei Natchez, einer auf steilem Hügel am linken Ufer gelegenen Stadt, verleihen aufsteigende Felswandungen auf eine kurze Strecke der sonst weit geöffneten Wasserstraße den Charakter eines romantischen engeren Flußthales, sie verschwinden aber rasch wieder und nun erstreckt sich auf Hunderte von Meilen stromaufwärts ein endloses Moor, an dessen Innengrenze sich wieder der mächtige Wald anschließt. Hie und da erheben sich noch die niederen Ufer zu mäßigen Hügelkuppen, auf denen zuweilen ein Städtchen, vom Flusse aus oft nur einzelne Häuser eines solchen sichtbar werden. Von Zeit zu Zeit landet das Boot an derartigen Punkten, um Holz einzunehmen; einzelne Passagiere steigen aus, andere steigen ein und so wird für eine kurze Weile die Eintönigkeit des Lebens auf dem Schiffe in wohlthuender Weise unterbrochen. Manchmal aber ist, um Zeit zu sparen, dafür gesorgt, daß mit Holz beladene Flachboote bereit stehen, die vom Dampfer in's Schlepptau genommen werden. Je weiter wir den Fluß hinauf kamen, um so mehr zeigte sich die Vegetation im Verhältniß zur Jahreszeit noch im Rückstand. Während am unteren Mississippi Wald und Zuckerrohr schon im saftigsten Grün prangten, fingen nun die Bäume erst an zu sprossen; als wir in den Ohio einliefen, zeigte sich der Wald noch völlig todt, einzelne Gesträuche nur verriethen durch ihre

Blatt- und Blüthenknospenspitzen das Erwachen neuen Lebens.

Am Einfluß des Ohio in den Mississippi liegt auf schmaler Landzunge zwischen beiden Strömen das Städtchen Cairo. Das Aussehen seiner Bewohner schon deutet darauf hin, daß seine Lage keine gesunde ist: wahre Jammergestalten waren Alle, die wir da zu Gesicht bekamen, bleich, hager und hohläugig, als sollten sie eben vom Spital aufgenommen werden und doch schritten sie zur Arbeit. Wechselfieber ist die schreckliche Geißel, von der die Ärmsten zu Tode gemartert werden. Der Ort ist berüchtigt dafür und Siechthum das traurige Wahrzeichen seiner Bevölkerung.

Als wir in den Ohio einbogen, sahen wir eben noch hinter der ersten Stromwindung einen dem unserigen ähnlichen Dampfer verschwinden: es war die Eclipse, die am Abend vor uns New-Orleans verlassen, ihren Vorsprung von 24 Stunden uns gegenüber also nahezu schon verloren hatte. Und das war für unseren Kapitän das Zeichen zum Beginne einer jener tollen Wettfahrten, wie sie von concurrirenden Steamern auf den amerikanischen Gewässern so oft und nicht selten zu ihrem eigenen wie zum Unheil ihrer Passagiere und Ladungen ausgeführt werden. Massen von Holz, alte Theerfässer, Harz, ganze Stücke Speck, kurz Alles, was an brennbaren Stoffen zur Hand war, wurde unter die Dampfkessel geworfen, Bemannung und Passagiere schleppten unausgesetzt neues Heizmaterial bei; die Sicherheitsventile

wurden übermäßig beschwert. Man ging Wetten ein, die Passagiere unter sich oder mit dem Kapitän, Alles nahm den lebhaftesten Antheil an dem seltsamen Rennen und je mehr wir uns der Eclipse näherten, um so höher stieg die allgemeine Aufregung und um so schwächer wurde das unheimliche Gefühl, das anfänglich Einen und den Andern bei dem Gedanken an eine Kesselexplosion beschlichen hatte. Bald waren wir Seite an Seite mit dem Schiffsgegner, unser Holzvorrath schwand bedenklich zusammen und der Siegestaumel fing schon an zu erlahmen: da steuerte die Eclipse dem Lande zu, ihr Heizungsmaterial war noch mehr auf die Neige gegangen als das unserige, sie mußte neuen Holzvorrath fassen. Der Vorsprung, den wir dadurch gewannen, genügte, um uns als Sieger vor ihr am Kanal unterhalb Louisville anlangen zu lassen. In der Nähe dieser Stadt befinden sich Stromschnellen, die bei niederem Wasserstand nicht passirbar sind, man hat deshalb einen Kanal auf beiläufig eine Meile Weges anlegen müssen, um den Schiffen das Befahren des Ohio weiter hinauf zu ermöglichen. Während nun unser Boot durch diesen Kanal geschleppt wurde, hatte ich Muße genug, mir Louisville anzuschauen; was mir diese Inspection eingetragen, war aber nicht von Bedeutung. Louisville ist eine jener charakterlosen amerikanischen Binnenstädte, die bei flüchtigem Besuche keinen Eindruck zurücklassen: Breite, regelmäßig angelegte, zum Theil mit Bäumen bepflanzte Straßen, aber keine Wirthshäuser (in dem bei uns gebräuchlichen

Sinne des Wortes), keine öffentlichen Gärten oder Vergnügungslocale irgend welcher Art, kurz der Typus einer nüchternen, langweiligen örtlichen Geschäfts-Association, zu welcher die am Abend vor den Thüren ihrer Häuser mit hoch in die Luft gestreckten Beinen sitzenden und tabakkauenden Yankees die entsprechende Staffage bilden. Ähnlicher Art sind alle Städte in den Sclavenstaaten, wogegen in jenen der freien Staaten augenfällig auch freieres, bewegteres Leben pulsirt[1]). So namentlich auch im Gegensatz zu Louisville in Cincinnati. Schön am Abhang gegen den Fluß hinab gelegen, mit seinen Vorstädten bis auf das jenseitige Ufer hinübergreifend hat diese Stadt durch ihre ausgedehnten Manufakturen und ihren lebhaften Handelsbetrieb sich zur bedeutendsten des ganzen Westens aufgeschwungen[2]). Auch ihre Umgebung ist hübsch: hügeliges, schön bewaldetes Gelände, in welchem größere und kleinere schmucke Bauernhöfe eingesprengt liegen, deren sorgfältig cultivirte Feldgüter den Fleiß ihrer Besitzer bekunden.

Hier verließ ich Boot und Fluß und fuhr per Bahn nach Buffalo[3]) am Erie-See. Wie war es da noch

[1]) Die amerikanischen Städte bieten für das kunstgewohnte Auge des Europäers nur wenig Bemerkenswerthes. Wer eine dieser Städte gesehen, hat sie alle gesehen. Mit der Nüchternheit der topographischen Anlage steht die Stylloſigkeit der Bauwerke in trefflicher Harmonie. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 88. — Nach dem Census v. 1870 hatte Louisville 100,753 Einwohner. Ebendaselbst Tab. 3.

[2]) Nach dem Census von 1870 — 216,239 E. Ebendaselbst Tab. 3.

[3]) Nach dem Census von 1870 — 117,714 E. Ebenda Tab. 7. S. 7.

kalt! Dickes Eis bedeckte noch mächtige Flächen des oceangleichen Gewässers. Glücklicherweise hatten wir einen hellen, sonnigen Tag, der uns vergönnte, den großartigen Niagara-Fall im vollsten Glanze zu schauen. Aber zu längerem Verweilen in dieser Gegend war für's Erste die Zeit nicht geboten, in unfreiwilliger Hast durchflog ich von da in östlicher Richtung den Staat New-York, um von der City[1]) gleichen Namens aus meiner nächsten Zukunft die Wege zu bahnen.

Gleich die ersten Besuche, die ich verschiedenen Minen in näherer und fernerer Umgegend abstattete, ob Silber- oder Goldgruben, belehrten mich, daß die Hoffnungen ihrer Besitzer auf ihre Ergiebigkeit hoch überspannte waren. Dazu kam, was meine persönlichen Aussichten betraf, die wenig erfreuliche Wahrnehmung, daß augenblicklich die Zeitverhältnisse für Fremde in den Vereinigten Staaten überhaupt nichts weniger als günstig liegen. Es ist namentlich der unheilvolle Einfluß der Know-nothings, einer aus eingeborenen Amerikanern bestehenden geheimen Verbindung, der sich von Tag zu Tag mehr geltend macht, jener Vereinigung, deren Bestreben darauf gerichtet ist, mit aller Macht dem Wachsthum der Fremden, insbesondere der Katholiken, im Reiche der Union entgegenzuwirken. Das Naturalisationsgesetz soll geändert, der Termin von 5 auf 21 Jahre verlängert werden; kein Fremder soll ein öffentliches Amt erlangen können u. A.

[1]) Nach dem Census von 1870 — 942,292 Einwohner. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. Tab. 3.

Selbst im Leben des bürgerlichen Geschäftes macht sich die Zeitströmung, den Fremden zu verdrängen, immer fühlbarer bemerklich und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der nächste Präsident der Vereinigten Staaten aus der Reihe der Know-nothings hervorgehen und dann auch die Einwanderung nach Amerika erschwert werden wird[1]). So störend diese Bewegung der ferneren Entwickelung des Deutschthums in den Vereinigten Staaten in den Weg tritt, so natürlich und bis zu einem gewissen Grade auch berechtigt erscheint sie vom Gesichtspunkte des Amerikaners, da nicht zu leugnen ist, daß nach und nach in stets steigendem Maße zumal in den großen Seestädten der niedrigste irländische und deutsche Pöbel zu völlig ungerechtfertigtem übermäßigem politischem Einfluß gelangt ist, wofür laut genug die widerlichen Scenen an den Wahlplätzen sprechen, wo solcher trunkene und rauflustige Pöbel den anständigen Bürger gewaltsam von der Wahlurne verdrängt. Nicht minder verletzend für das amerikanische Selbstgefühl und ganz besonders für jenes des protestantischen Theiles der eingeborenen Bevölkerung ist der Einfluß, den sich der katholische Klerus,

[1]) Im Norden erhob sich die Partei der Abolitionisten, welche unumwunden die völlige Aufhebung der Sclaverei verlangte. Ihr standen die Demokraten gegenüber, welche die Südstaaten-Männer zu den ihrigen zählten. Daneben trat im Jahr 1854 zum ersten Male die Partei der Knownothings (Nichtswisser) in den Vordergrund, welche von den alten politischen Parteien nichts wissen wollten, sondern nur von der einen und untheilbaren Union, seither aber vom Schauplatz wieder verschwunden sind. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 83.

hauptsächlich getragen von der Ignoranz und Stupidität des irischen Einwanderungs-Kontingentes[1]), allmälig auf die Politik des Landes zu erringen gewußt hat. Dadurch kühn gemacht, sieht sich dieser Klerus nun bereits veranlaßt, gegen die gemischten Schulen zu operiren, die Ausscheidung der katholischen Schulfonds, die Verbannung der Bibel aus den Schulen, die Übertragung der Verwaltung der katholischen Kirchengüter an die Bischöfe zu verlangen etc. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich dieser Partei mehr und mehr nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern der Haß aller Übrigen im Lande zuwendete. Was noch daraus entstehen wird, mag die Zeit lehren.

---

[1]) Die Irländische Einwanderung ist nach den letzten Censusangaben dermalen 1,858,827 Köpfe stark. New-York allein beherbergt mehr Irländer als Dublin; es sind ihrer 340,000, welche ein Drittel der dortigen Bevölkerung ausmachen und durch ihre große Majorität alle Municipalwahlen entscheiden. Sie ernennen den Mayor, die Friedensrichter und die Polizei. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 107.

Über das mehr und mehr wachsende Umsichgreifen des Katholicismus in den Vereinigten Staaten gibt ein Bericht aus New-York von 1873 folgenden Aufschluß: „Schon hat es die kathol. Kirche unter der Leitung der Jesuiten in gewissen Staaten der Union dahin gebracht, daß ihr Eigenthum bezw. das Eigenthum des Bischofs steuerfrei ist; sie ist damit durchgedrungen, daß die Bibel aus der Volksschule ausgeschlossen wurde; sie hat es ferner unter der Einführung von kath. Kirchenschulen dahin gebracht, daß ihr ein Theil von dem Ergebniß der sog. Schultaxe zugewiesen ist." — Ebendaselbst S. 130.

Auf der Mine Mc. Culloch.
North-Carolina, 5. August 18...

Nachdem ich längere Zeit von Mine zu Mine gewandert war, ohne irgendwo Verhältnissen begegnet zu sein, die auch nur die Vornahme mehrwöchentlicher Versuchsarbeiten hätten räthlich erscheinen lassen, war ich gegen Ende des vorigen Jahres auf hiesiger Grube eingetroffen, wo die Lage der Dinge mir selbst zwar auch von vorneherein als sehr problematisch, der Gruben-gesellschaft aber immerhin als eine solche erschien, die eine gründliche Prüfung verdiene. Es ist die ausgedehnteste Goldgrube des Staates, die aber seit Jahren sich arm erwiesen hatte; man wollte nun, daß mit aller Energie versucht werde, ob nicht erzreichere Gänge aufzufinden wären. So arbeite ich denn seit Monaten hier mit meinen Leuten — 25 englischen Grubenarbeitern, 30 Negern und einem Dutzend Tagarbeitern —, aber bis jetzt ohne günstigen Erfolg und ich fürchte, mein Directorium über diese Mine wird nicht mehr von langer Dauer sein. Der Buchhalter, ein Engländer, und ich, der einzige Deutsche hier, wohnen zusammen in einem Hause, haben einen großen Garten, in dem wir unser Gemüse bauen, und erfreuen uns des Besitzes von zwei Pferden, zwei Kühen, zwei Kälbern, vierzig frei im Wald umher laufenden Schweinen, dreißig Truthühnern, vierzig Perlhühnern, fünfzig gewöhnlichen Hühnern, zwei Pfauen, zwölf Enten und sechs Gänsen; ein Neger-Ehepaar, gegen Lohn gedungen, bildet unsere Dienerschaft. Da wir Beide starke Raucher, Cigarren aber ohne große Umständlichkeiten nicht zu bekommen sind, so haben wir

uns eine Sammlung von ungefähr fünfzig aus irdenen Köpfen und einem Stück Schilfrohr bestehenden Tabacks-pfeifen angelegt. Die Gegend ist leidlich hübsch: hügeliges Gelände theilweise von ausgedehnten Waldbeständen bedeckt; auch das Klima läßt Nichts zu wünschen. Wer Freude am Wäldlerleben hat, kann sich also hier ganz behaglich fühlen und ich für meine Person bin froh, dem Leben in der City wieder entronnen zu sein. Bieten doch die amerikanischen Städte so gut wie Nichts sowohl was gesellige Unterhaltung als auch was wissenschaftliche oder künstlerische Belehrung betrifft. Selbst in New-York steht der Fremde so isolirt inmitten der riesigen Bevölkerung wie auf der einsamsten Farm. Der Amerikaner hat keine Idee davon, was es heißt, sich das Leben im Umgang mit Freunden angenehm zu machen; er ist unempfindlich für die feineren Genüsse der Geselligkeit, wie sie in europäischen gebildeten Kreisen gepflogen wird. Von seinem Bureau trennt er sich nur, um flüchtig nach einem Barroom zu rennen und da ein Dutzend Austern und ein Glas Branntwein zu verschlucken, die Abende bringt er dann müde und abgespannt allein zu. Die Frau aber begnügt sich damit, in pomphafter Toilette in Broadway[1]) zu promeniren

[1]) Die große Hauptstraße New-Yorks, der berühmte Broadway ist fast eine Straße von Palästen geworden; sie ist beinahe 10 Km. lang und 25 M. breit; an ihr liegen fast alle großen Hotels, Vergnügungsorte und Waarenlager; zugleich ist sie die Hauptpromenade. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 88.

oder in der Theaterloge zu brilliren[1]). Im Hause des Reichen wird dann und wann eine Soirée gegeben und dabei der sinnloseste Luxus entfaltet. Auf einer solchen, der ich anzuwohnen das zweifelhafte Vergnügen hatte, hat sich beispielsweise allein der Kostenbetrag der Bouquets, welche man den Damen überreichte, auf 400 Dllrs. belaufen! Viele Familien leben aber jahraus jahrein in Hotels oder Boarding-houses, ohne eigenen Haushalt zu führen.

p. S., 6. August 18 . . .

Sic transit gloria mundi oder wie der Heidelberger zu deutsch sagt: „So geh'n der Katz' die Haar' aus"! So eben erhalte ich Nachricht, daß unser Unternehmen hier bis auf bessere Zeiten aufgegeben werden soll. In wenigen Tagen werde ich also wieder nach New-York zurückkehren, aber nur für kurze Zeit, da ich gesonnen bin, den längst gehegten Wunsch, die Kupfergruben des Oberseе's, lake superior, kennen zu lernen, nun zur Ausführung zu bringen. Sobald ich von dieser Tour zurück bin, Näheres darüber im nächsten Briefe.

[1]) Die in Cincinnati erscheinenden „Times" ertheilen in einem Aufsatz über die Deutschen dem amerikanischen „schönen Geschlecht" folgenden Rath: „Unsere jungen Frauenzimmer sollten aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden und ihre Gewohnheiten den Gesetzen der Natur anpassen lernen. Nehmt deutsche Männer. Schüttelt die Faulheit von Euch ab. Hört einmal auf, Schwindsuchtsschuhe zu tragen. Übt Eure Körperkräfte, waschet, scheuert, kocht, geht spazieren, klettert auf die Berge und habt weniger Angst um Euren Teint." — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 103.

VII.

Ein Ausflug an die Seen der Vereinigten Staaten. Noch einmal auf der Mine Jesus Maria. Abschied von Mexiko.

Am 17. August 18 . . verließ ich New-York und fuhr auf der Erie-Eisenbahn nach Oswego am Ontario-See. Die Bahn führt durch wohlbebaute, von kleineren oder größeren Laubholz-Waldstrecken und in den Thalsenkungen eingestreuten Farmhäusern angenehm unterbrochene Landschaft. Die Farmhäuser sind in der Regel in nettem Style aus Holz errichtet und weiß getüncht. Da und dort schaut vom Gipfel einer Anhöhe eine freundliche Dorfkirche herunter, nicht weit davon macht sich gewöhnlich ein stattliches Schulhaus bemerklich. Wo angebautes Land am Wege liegt, ist es meist mit Mais oder Waizen bestanden. Die ganze Gegend macht den Eindruck behäbiger Wohlhabenheit.

Ein orkanartiger Sturm machte das Auslaufen des Dampfbootes zur bestimmten Abfahrtszeit unmöglich, so daß wir statt am frühen Abend erst gegen Mitternacht

den Hafen von Oswego verließen. Ontario ist der kleinste der nordamerikanischen Riesenseen, immerhin aber von beträchtlicher Ausdehnung und Tiefe; sein Wasser ist wunderbar klar; die Ufer, einförmig flach, entbehren jeder malerisch interessanten Kontur, stellenweise verliert man sie ganz aus dem Auge. Quer über den See hinüberfahrend landeten wir am andern Abend in Toronto, einer blühenden Handelsstadt Canada's, von da führte uns ein Extrazug durch West-Canada nach Collingwood am Lake George (Georgian Bay) und diese letztere Fahrt war von hohem Reiz für mich. Mit noch urwüchsiger dichter Waldung wechselte eben erst gerohdetes Land, auf welchem zwischen zahlreichen Baumstumpen und einzelnen zum Fällen vorbereiteten abgestorbenen aber noch stehenden Riesenstämmen Mais-, Waizen- und Kartoffelpflanzungen und da und dort ein Blockhaus verriethen, daß hier vor Kurzem noch jungfräulicher Boden der Axt und dem Spaten der Kultur verfallen war. Der üppige Stand der Wälder wie der Anpflanzungen zeugt von der Güte des Geländes nicht minder als von der günstigen Beschaffenheit des Klima's. Auch die Formation der Gegend — Ebene mit langgezogenen Anschwellungen — läßt sie als für Ackerbau vorzüglich geeignet erscheinen. Trotz der langen kalten Winter reicht offenbar die hohe Temperatur des kurzen Sommers hin, reiche Fruchternten zu ermöglichen. Collingwood selbst steht gleichfalls noch in jugendlichstem Alter, es besteht nur erst aus wenigen Häusern.

Ein Dampfboot stand bereit, uns über den Huron-See nach der zwischen diesem und dem Michigan-See gelegenen Insel Makinow zu bringen; eine interessante Fahrt, zu der wir einen Tag und eine Nacht brauchten. Man passirt Tausende kleiner mit Nadelholz überdeckter Inseln; sie sind alle unbewohnt, von einer oder der andern nur ragt ein Leuchtthurm in die Höhe. Einen glücklichen Zufall möchte ich es nennen, daß unsere Maschine während der Fahrt eine Ausbesserung erforderte, was den Kapitän nöthigte, an einem dieser Eilande, Coves Island, kurze Zeit anzulegen. Die einzigen lebenden Wesen, denen ich da begegnete, waren ein paar Tauben und Eichhörnchen, die Dichtigkeit des Waldbestandes gestattete indessen kein Vordringen in das Innere. Die herrschende Formation ist ein weißer Kalk, in welchem sich außer wenigen unvollständig erhaltenen Korallen keine Versteinerungen fanden.

Makinow, eine ziemlich hoch über das Wasser sich erhebende Insel von zwölf Meilen im Umfang trägt ein Städtchen gleichen Namens. Es ist eine alte französische Niederlassung, durch welche in früheren Zeiten ein äußerst lebhafter Tauschhandel mit den Eingeborenen vermittelt worden sein soll. Noch jetzt zählt die kleine Stadt unter ihren Einwohnern Abkömmlinge von Franzosen und Indianern, die in physischer Beziehung viele Ähnlichkeit mit den Mexikanern haben und theils französisch theils indianisch sprechen. Den Gipfel des Insel-Hügels krönt ein amerikanisches Fort, in welchem eine Compagnie Artillerie

liegt. Wegen der erfrischenden und durch Cypressen, Taxus und anderes Nadelholz aromatisch gewürzten Seeluft wird die Insel von den Bewohnern der größeren Städte des Nordens mit Vorliebe zum Sommeraufenthalt gewählt. Man hat hübsche Spazierwege angelegt und es fehlt selbst nicht an Kuriositäten, die einen kindlichen Sommerfrischler zum Besuche einladen, eine vom See ausgewaschene, natürliche Brücke im Kalkfelsen, verschiedene Höhlen u. A.

Zwei Tage hatte ich in Makinow zu warten auf das von Detroit nach dem Lake Superior gehende Boot, doch verging mir diese Zeit schnell und angenehm, da ich mit dem nebst Familie gerade hier weilenden Präsidenten der Kupfermine Minnesota bekannt wurde und in diesen Leuten sowohl bei Ausflügen unter Tag als auch für die Abendstunden mich sehr netter Gesellschaft zu erfreuen hatte. Am dritten Morgen traf der erwartete North-Star ein, ein schöner neuer Steamer, der regelmäßig zwischen Sond du lac und Detroit fährt. Binnen weniger Stunden kamen wir dem oberen Ende des See's nahe; er verengert sich allmälig, die Ufer treten mehr und mehr in den Gesichtskreis, schließlich schrumpft er zu einem Strome, St. Marie, zusammen, welcher den Obersee mit den Unterseen verbindet. Zu beiden Seiten des Flusses gewahrt man zahlreiche Niederlassungen, es sind Chippeways-Dörfer, in denen, wie man mir sagte, katholische und Methodisten-Missionen schon einen gewissen Kulturstand geschaffen haben. Am Abend waren die Stromschnellen erreicht und mit Sonnenunter-

gang liefen wir aus dem Kanal in den Obersee ein. Diese Stromschnellen, rapids, auf eine Strecke von einer Meile von dem Austritt des Flusses aus dem Obersee herein sich erstreckend, sind nur für Canoes schiffbar, durch jenen Kanal aber ist für Schiffe jeder Größe eine bequeme Verbindung zwischen Strom und Obersee hergestellt. In der Nähe der Stromschnellen liegt eine alte Indianerstadt, Sault St. Marie, die schon zur Zeit, als dieses Stück Land von französischen Jesuiten entdeckt wurde, eine zahlreiche Bewohnerschaft aufzuweisen gehabt haben soll. Der Tradition zufolge war der unerschöpfliche Reichthum des Gewässers an Forellen und Weißfischen[1]) der Grund, welcher die Chippeways bestimmte, sich hier in großer Menge anzusiedeln. Jetzt ist es ein kleines Städtchen und wird nur noch von Weißen bewohnt; die Indianer haben sich in anderes Gebiet verzogen[2]). Am folgenden Morgen landeten wir bei Marquette, einem kleinen aber schon blühenden Städtchen, welches den in der Nähe befindlichen enormen Lagern von Rotheisenstein ein ungewöhnlich rasches Emporwachsen verdankt. Diese Lager sind in methamorphisirten (silurischen) Schiefer eingebettet, treten jedoch hier als eigene Gesteinart auf, indem sie förmliche Hügel-

[1]) Whitefish, eine vorzügliche Maränenart. Maräne, eine Gattung von Süßwasserfischen aus der Familie der Lachse

[2]) Chippewas, 20 Stämme mit zusammen 24,810 Köpfen, umherziehend im Staate Michigan. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Tab. 5.

ketten von reinem Eisenoxyd bilden. Durch ein Schienengeleise stehen die Gruben, oder richtiger ausgedrückt, die Brüche in direkter Verbindung mit dem See. Das erhaltene Eisen ist von bester Qualität und an Kohlen aus den reichen Holzbeständen für's Erste kein Mangel. Aber man geht mit letzteren in unverantwortlich schonungsloser Weise um und erblickt selbst darin nichts Bedenkliches, daß fortwährend durch leichtsinnig verursachte Waldbrände unschätzbare Mengen des kostbaren Materials vernichtet werden. So steht zu befürchten, daß in nicht allzu ferner Zeit Holzmangel die gedeihliche Weiterentwickelung der hier von der Natur in so außerordentlichem Maaße begünstigten Eisenindustrie wesentlich beeinträchtigt.

Von Marquette brachte uns das Boot an die Spitze der weit in den See hineinragenden Halbinsel Kewenaw (Keewaywona), auf welcher die hauptsächlichsten Kupfergruben gelegen sind.

Die unwirthbaren Urwälder des nördlichen Michigan und Wisconsin würden noch für viele Jahre ausschließliches Eigenthum des rothen Mannes geblieben sein, hätte nicht die Natur mit freigebiger Hand Schätze dort aufgehäuft, die zu kostbar sind, um längere Zeit dem forschenden Unternehmungsgeist der weißen Race sich entziehen zu können. Schon bald nach den ersten Ansiedelungen der Franzosen in Canada drangen zwar kühne Abenteurer nach den weit entlegenen Gewässern des Oberseе's vor und brachten staunenerregende Berichte über den

mineralischen Reichthum jener Gegenden zurück; allein die unsicheren und langsamen Verbindungsmittel jener Zeiten und die Abwesenheit der edlen Metalle und Steine, welche man vergebens dort aufgesucht hatte, verzögerten die Ausbeutung des wunderbaren Kupferreichthums, welchen man erst in den letzten acht Jahren dort recht hat erkennen lernen.

Die Chippeways, welche die Küstengegenden des ganzen See's seit seiner Entdeckung und ohne Zweifel schon Jahrhunderte vorher bewohnten, hatten keine Kenntniß des dort sich findenden Kupfers. Sie fanden zwar häufig am Gestade des See's Gerölle dieses Metalles, namentlich am Gestade der Isle Royal, und brachten solche als Kuriositäten den in Makinaw und dem Sault St. Marie angesiedelten Pelzhändlern, waren aber zu sehr in der Civilisation zurück, um daran zu denken, in den benachbarten Gebirgen nach den Lagerstätten des Metalls zu forschen. Sie begnügten sich wie alle anderen sogenannten Ureingeborenen von Nord-Amerika mit Jagd- und Fischfang. Die Tradition gibt keinen Aufschluß über die Zeit ihrer Niederlassungen oder über die Himmelsgegend, von welcher sie hergekommen sind; sie hielten sich für Ureinwohner. Es erregte daher kein geringes Erstaunen, als man bei der geologischen Durchforschung jener Gegenden alte Minenarbeiten auf den Gängen im Gebirge vorfand, und es ist eine der interessantesten Fragen in der Urgeschichte Amerikas, wer wohl das Volk war und wohin es gekommen ist, welches diese

Arbeiten ausgeführt hat. Man findet solche alte Gruben auf den Gebirgskämmen der Isle Royal sowohl als auch des Festlandes und kann sie im Ontonagon-Distrikt z. B. meilenweit auf den Gängen verfolgen. Wohl 500 Jahre alte Bäume wachsen jetzt über den Aushöhlungen, die jene alten Bergleute mühsam mit steinernen und kupfernen Werkzeugen in den harten Fels gearbeitet haben. 20—30 Fuß tiefe Schachte im härtesten Grünstein sind nach Fällung solcher Bäume und Wegräumung des Gerölles und der Dammerde, die sich darin durch die Länge der Zeit angesammelt hatte, entdeckt worden. In vielen derselben findet man die alten Werkzeuge, mit denen jene Arbeiten ausgeführt wurden. Es sind theils steinerne Hämmer verschiedener Größe, theils Meisel von künstlich gehärtetem Kupfer. Auf dem Hügel hinter der Minnesota-Grube fand man in einer dieser Höhlungen eine Kupfermasse von mehreren Tonnen, losgebrochen vom Gang und auf hölzerne Walzen gelegt, die durch Alter zu Pulver verfault waren, aber den Beweis liefern, daß jenes Volk bedeutende mechanische Kenntniß besaß, ohne die es ihm unmöglich gewesen sein würde, solche schwere Massen zu bewältigen. Sonderbarer Weise hat man bis jetzt weder Gräber noch Töpferarbeiten dort entdecken können, die doch in Mexiko so häufig um die alten Indianer-Ansiedelungen gefunden werden. In andern dieser Stollen fand man Kupfermassen, von denen Stücke losgemeiselt waren, und die ganzen Arbeiten verrathen eine Kenntniß der Natur der Gänge und einen ausdauernden Fleiß in

ihrer Bearbeitung, ganz fremd dem indolenten und wilden Jägervolk, das diese Gegenden bewohnt.

Sollten wir hier die Ursitze der Tolteken und Azteken Mexiko's gefunden haben, deren Traditionen auf eine Einwanderung vom Norden hinweisen und die, durch Völkerstämme des Nordwestens verdrängt, eine Wanderung begannen, deren Ende die Gründung des Reiches Montezuma's bezweckte? Oder lebte hier einst ein civilisirtes Urvolk, abgeschlossen von der übrigen Welt und über einen weiten Distrikt verbreitet, das hier Minen bearbeitete, am oberen Mississippi Feldbau trieb und dort zu seiner Beschützung jene sonderbaren und so richtig ausgeführten Erdbefestigungen aufwarf, deren Reste den Reisenden mit Erstaunen erfüllen und über deren Ursprung ebenfalls Nichts bekannt ist? Wurde dieses Volk in langwierigen und grausamen Kriegen mit den rohen nordwestlichen Volksstämmen der Chippeways, Sioux, Ottomas und anderer besiegt und durchaus vertilgt, in Folge welcher Kriege diese Völker selbst in den hoffnungslos barbarischen Zustand verfielen, in dem wir sie jetzt antreffen? Dieses sind Fragen, deren Lösung bis jetzt in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, und es scheint nur wenig Hoffnung vorhanden zu sein, dieselben jemals genügend zu beantworten.

Wie dem nun sei, die systematische Ausbeutung dieser Gegend blieb der Neuzeit vorbehalten und erst jetzt fängt man an, eine bessere Kenntniß derselben zu erhalten. Die geologische Struktur des Oberfee's ist ganz verschieden

von der der benachbarten Seen. Während hier Kalkgebirge die herrschende Formation ausmachen, ist am Obersee der alte rothe Sandstein des silurischen Systems entwickelt. Dieser bedeckte einst die ganze Halbinsel von Keewaywona Point, die Gegenden des Sond du Lac, den trefflichen Seeboden und das nordöstliche Gestade. Sehr alte vulkanische Eruptionen fanden bald nach seiner Ablagerung aus der See statt und hoben das Land aus dem Wasser zu einer Zeit, lange ehe die Kalksteine des Huron-See's sich abgelagert hatten. Diese Eruptionen waren ohne Zweifel unterseeisch, da man keine Lava dort findet, sondern nur solche Gebirgsarten, welche unter Druck und langsamer Abkühlung sich bilden können wie Basalte und Grünsteine. Beim Durchbrechen dieser trappischen Gesteine wurden die horizontalen Lager des Sandsteins gestört und die Schichten desselben fallen jetzt alle nach dem See, so daß die Abhänge der Gebirge auf der Südseite des See's nach Norden hin sanft abfallen, während sie nach Süden hin schroffe Klippen darstellen. Das Aufsteigen des Landes aus der See war ohne Zweifel allmälig und die Wellen des Oceans hatten Zeit, durch ungezählte Jahrtausende auf die Klippen, die nach und nach aus der See auftauchten, zu wirken; sie spülten die Sandsteinbedeckung hinweg und entblößten die unteren plutonischen Gebirgsarten, die jetzt an allen Kämmen sichtbar sind. Die Thäler zwischen den Kämmen blieben von der See bedeckt und hier finden wir theils die ursprünglichen Sandsteine, theils Konglomerate, welche durch

die Berührung des Sandsteines und der geschmolzenen Felsmassen sich bildeten.

In diese Periode fällt die Bildung der Kupfergänge. Während desselben geologischen Zeitraumes lagerten sich die Kalkgebirge der Seen ab. Dann muß abermals eine Veränderung der Oberfläche stattgefunden haben. Man findet nämlich in den Thälern und auf den Hügeln jener Distrikte ein Gerölle von Granit und Kalkgesteinen, welches auf keine andere Weise als durch Wasser oder Eis von seinen entfernten Lagerstätten dahin geführt sein kann. Es ist daher klar, daß nach dem Absatz des Kalkes am Huron- und Michigan-See die Gegend des jetzigen Oberseе's abermals unter die Oberfläche des Oceans sank. Schwimmende Eisberge strandeten dann auf den Klippen des Grünsteins, dort schmelzend und das eingeschlossene Gerölle zurücklassend. Diese Eisberge führten bald Granit-Gerölle, wenn sie von Norden kamen, bald Bruchstücke von Kalk, wenn sie von Osten oder Süden hertrieben. Ohne Zweifel fanden diese Ablagerungen gleichzeitig mit dem Erscheinen der erratischen Blöcke Norddeutschlands statt. Nach und nach hob sich die Gegend wieder und nahm die allgemeine Form an, welche jetzt noch dort sichtbar ist. Tiefe Thalschluchten blieben, die jetzt mit Süßwasser gefüllt die mächtigen Seen des Nord-Westens darstellen.

Die Grünstein- oder Trappgebirge, in denen ausschließlich die kupferführenden Gänge vorkommen, bilden eine Hügelreihe von bedeutender Länge, die sich von dem

westlichen Ende des Oberseе's bis nach der Spitze von Keewaynona Point hinzieht, dann sich senkt, und mit Wasser bedeckt wird, auf der Isle Royal aber wieder zum Vorschein kommt und sich bis auf das nordöstliche Ufer des See's verlängert. Die Entfernung der Hügelkette vom See ist nicht bedeutend, so daß mit der Zeit die Transportkosten für Materialien wie für das Kupfer ganz billig sein werden. Bis jetzt decken noch dichte Urwälder die ganze Gegend und kaum eine fahrbare Straße findet man im Distrikt. Die Wälder sind reich an herrlichem Bauholz. Tannen, Fichten, Pinien und andere Nadelhölzer erreichen eine kolossale Größe und wechseln mit Laubhölzern von Zucker-Ahorn und Birke ab. Der Boden besteht aus reinster Dammerde; in den Flußthälern wächst die Weinrebe wild, eine kleine Kirsche und verschiedene Beeren sind ebenfalls einheimisch. Die Sommer sind zwar kurz und die Nächte meistens kühl; meteorologische Beobachtungen, die während mehrerer Jahre in den amerikanischen Forts angestellt wurden, ergaben eine Temperatur, die mit der von Central-Rußland übereinstimmt; trotzdem aber gedeihen die Kartoffel, die Rübe, der Hafer und Roggen ausgezeichnet, der Waizen liefert ebenfalls gute Ernten in den Thälern; Mais, Melonen u. dergl. kommen dagegen nicht mehr gut fort. Die Winter sind sehr kalt, manchmal bis zum Gefrieren des Quecksilbers; sie werden aber erträglich durch ihre Gleichförmigkeit und den tiefen Schnee, welcher Monate lang den Boden bedeckt und beschützt. Dieser gleicht

dann alle Unebenheiten in den Wäldern aus. Die durch den Sturm entwurzelten und über die Wege geworfenen Baumstämme, die durch Bäche erzeugten Schluchten, die bodenlosen Sümpfe, das niedere Untergehölz und alle anderen Schwierigkeiten, die im Sommer die Wälder selbst für Fußgänger schwer zugänglich machen und für Pferde gänzlich verschließen, verschwinden dann. Eine ebene weiße Decke ist durch beinahe sechs Monate über den Boden ausgebreitet und Schlitten, von Pferden oder Hunden gezogen, durchfliegen die Flußthäler und Gebirgsschluchten nach allen Richtungen.

Die wenigen Farmer, welche sich bis jetzt dort niedergelassen haben, realisiren enorme Profite durch ihren Landbau, da der Boden reichlich die allerdings mühselige Arbeit der Urbarmachung lohnt. Der Absatz in den Minen ist unbegrenzt, da alle Producte bis jetzt von Detroit und Chicago eingeführt werden müssen und daher theuer sind, so daß gerne ein Thaler für den Buschel Kartoffeln bezahlt wird. Die Consumtion nimmt jedenfalls für längere Jahre schneller dort zu als die Production, weil die Gruben täglich an Zahl und Umfang wachsen. Ein Mann, der sich die Mühe nimmt, 30—40 Acres in baufähigen Zustand zu bringen, ist sicher, in wenigen Jahren ein Vermögen zu erwerben. Baares Geld fehlt nicht und Vegetabilien jeder Art werden gut bezahlt.

Das Kupfer findet sich, wie schon bemerkt, ausschließlich in den vulkanischen Gesteinen, meistens in

regelmäßigen Gängen, welche theils mit dem Gebirge streichen, theils es in rechtem Winkel durchsetzen. Außerdem findet man auch Kupfer ohne deutliche Gänge in vereinzelten Massen in einigen der Grünstein-Klippen sowohl im Ontonagon-Distrikt als auch im Portage Lake. Es ist immer gediegen und man hat noch nirgends erhebliche Quantitäten von Kupferkies oder anderen Kupfer-Erzen vorgefunden. Mehrere Gruben sind jetzt in Betrieb auf diese vereinzelten Massen; manche derselben bezahlen sich, die meisten jedoch nicht und es scheint kaum zu hoffen, daß diese Art des Bergbaues auf die Dauer sich lohnend erweise. Da man in diesen Kupfermassen oft Epidot, Kalkspath und andere den Gesteinen der Gänge angehörige Mineralien antrifft, so ist wahrscheinlich, daß dieselben ursprünglich in Gängen erzeugt waren, die durch spätere Eruptionen zersplittert jetzt verschwunden sind. Der Bergbau auf diese Massen wird ohne alles System betrieben und wird wohl bald ganz eingehen. Dagegen fehlt es nicht an guten und regelmäßigen Gängen, von denen jetzt schon mehrere bergmännisch betrieben werden und deren viele zu zukünftigen Unternehmungen einladen. Die bedeutendsten Gruben in der Gegend sind die Minnesota am Ontonagon-Fluß und die Cliff am Eagle-Fluß. Die Gänge der ersteren streichen und fallen mit dem Gebirge. Der nördliche Gang durchsetzt einen dichten Grünstein, der südliche ist auf der Grenze des Grünsteins und des früher erwähnten Konglomerats. Sie sind ungefähr 40 Fuß in den oberen Teufen von einander ent-

fernt und streichen parallel, in der Tiefe vereinigen sie sich und bilden einen einzigen Gang. Sie sind von wechselnder Mächtigkeit und bestehen an manchen Orten aus reinem gediegenen Kupfer, an anderen Stellen führen sie Epidot, Kalkspath, Zeolithe etc. mehr oder weniger mit gediegenem Kupfer durchmischt; an vielen Orten sind sie unfruchtbar. Man hat hier Massen von 200—300 Tonnen Kupfer angetroffen. Auch Silber findet man in der Grube, ebenfalls gediegen und meist in größeren oder kleineren Massen auf dem Kupfer vertheilt. Sonderbarer Weise ist das Silber nicht mit Kupfer und das Kupfer nicht mit Silber legirt, sondern beide finden sich ungemischt neben einander. Übrigens ist die Menge des Silbers zu unbedeutend, um von ökonomischer Wichtigkeit zu sein. Da diese Kupfermassen in Gängen sich finden, so sind sie nur 1—4 Fuß dick, dagegen 50 oder mehr Fuß lang und mehrere Fuß hoch. Diese Grube erzeugt jetzt wohl 100—130 Tonnen monatlich. Acht Schachte sind auf dem Hauptgange, welcher in einer Ausdehnung von 1700 Fuß bearbeitet wird; der tiefste Schacht ist über 460 Fuß tief. Die Grube wird nach richtigen bergmännischen Prinzipien bearbeitet und beschäftigt ungefähr 400 Menschen.

Die Cliff am Eagle-Fluß ist ebenfalls auf zwei Gängen bearbeitet, welche das Gebirge in rechten Winkeln durchsetzen. Diese Gänge sind wo möglich noch reicher als die der Minnesota und bestehen der Hauptsache nach aus reinem Kupfer oder aus sehr reichhaltigen Epidoten

und Spathen. Das Muttergebirge übt hier einen unverkennbaren Einfluß auf die Natur der Gänge aus. Wo der Gang in basaltischen Grünstein tritt, wird er arm; wo er dagegen durch mandelsteinartige Trappgebirge streicht, ist er reich. Diese Formationen wechseln in der Tiefe noch mehrmals ab. Die Grube hat mehr Kupfer als alle übrigen erzeugt und verspricht auch für die Zukunft reiche Resultate. Sie ist jetzt 500 Fuß tief. Es fehlt an Maschinerie und einem neuen Schachte, durch welche die Ausbeute noch viel bedeutender werden könnte. Sie beschäftigt ebenfalls mehrere hundert Arbeiter.

Außer diesen Hauptgruben sind noch eine Menge kleinerer im Betrieb, deren Gesammtertrag sehr bedeutend ist und von welchen einige sehr ergiebig zu werden versprechen.

Die ganze Bevölkerung der Kupfergegend mag sich wohl auf 5000 Seelen belaufen, welche alle mehr oder weniger vom Bergbau abhängen. Gute Bergleute werden da besser als in den übrigen Minendistrikten Nord-Amerikas bezahlt. Bis jetzt sind nur sehr wenige deutsche Bergleute da, dagegen sind eine große Menge Deutscher als Taglöhner dort beschäftigt, die gleichfalls gut bezahlt werden. In den kleinen Städten am Seeufer haben sich auch viele Deutsche niedergelassen, deren gesundes Aussehen und rothe Pausbacken lebhaft an's alte Vaterland erinnern und gutes Zeugniß für das Klima ablegen.

Wenn man bedenkt, daß diese Gruben erst seit ungefähr acht Jahren existiren und daß die regelmäßige

Bearbeitung noch viel neueren Datums ist, so muß man erstaunen über die Masse von Kupfer, die jetzt schon dort gefördert wird. Im letzten Jahre verschiffte man 6000 Tonnen dieses Metalls, ungefähr $^1/_{17}$ der ganzen Kupfer-Production auf der Erde. Die Förderung nimmt jährlich in erstaunlichem Maaße zu und wird unzweifelhaft in wenigen Jahren bedeutender werden als die selbst in England. Im Verhältniß als das Land angesiedelt und bebaut wird, werden neue Gänge entdeckt werden und die älteren, von denen manche wegen ihrer Armuth und der gegenwärtigen hohen Arbeitslöhne bis jetzt noch nicht mit Vortheil bearbeitet werden können, dann ebenfalls im Stande sein, gute Zinsen für angelegtes Kapital abzuwerfen. Die Nachtheile, mit denen der Bergbau bisher dort zu kämpfen hatte, werden immer mehr verschwinden. Der Arbeitslohn wird nach und nach billiger werden; die Nothwendigkeit, die Gruben für den Winter mit Proviant vom Süden aus zu versorgen, was immer ein bedeutendes Kapital erfordert, wird durch einheimische Production aufgehoben werden. Die Bergleute lernen die Eigenthümlichkeiten der dortigen Formationen mit jedem Jahre besser verstehen, dadurch werden Mißgriffe in der Auswahl der zu bearbeitenden Gänge seltener werden und der Bergbau wird nach und nach geschickterer Leitung anheimfallen.

Die Ansichten über die Bildung dieser wunderbaren Gänge, die ohne Beispiel in der Geologie der Erde dastehen, gehen noch sehr auseinander und die Gegend muß

wohl erst noch gründlicher erforscht werden, ehe diese interessante Frage genügend entschieden werden kann. Die Meisten neigen sich der Ansicht zu, daß das Kupfer in geschmolzenem Zustand aus dem Innern der Erde in die Gebirge hereingedrängt worden sei. Dagegen sprechen jedoch viele Data, die nach dieser Ansicht unerklärlich sind: namentlich der Einfluß, den die umgebende Gebirgsart auf die Natur der Gänge ausübt; ferner die Thatsache, daß das Kupfer und Silber nicht legirt ist, wie es sein müßte, wenn beide in geschmolzenem Zustand in Berührung gekommen wären; dann die Gegenwart krystallisirter wasserhaltiger Mineralien im Gang und manches andere. Es scheint viel wahrscheinlicher, daß diese Gänge durch wässerige Infiltrationen von den Seiten her sich ausgefüllt haben und daß elektrische Strömungen in den Gang-Spalten das als Chlor-Kupfer und -Silber im Salzwasser aufgelöste Metall hier metallisch niedergeschlagen und so concentrirt haben. Ob diese Gänge tief in's Innere der Erde dringen und ihren Kupferreichthum auch dort beibehalten, ist eine andere Frage, welche nur durch die Zeit gelöst werden kann. Doch scheint keine Erscheinung dagegen zu sprechen, daß die Natur der Gänge ungeändert bleiben wird, so tief als dieselbe Formation anhält[1]).

Ohne mich im Übrigen in den verschiedenen Häfen

[1]) „Die Kupferdistrikte des Obersee's Lake Superior" von Prof. Dr. L. Posselt. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefakten-Kunde von K. C. v. Leonhard und H. G. Bronn.

des See's aufzuhalten, fuhr ich nun direct nach Sond du Lac, dem westlichsten Ende desselben. Hier ist Alles erst noch im Werden; wenige Blockhäuser verrathen, daß da eine Stadt in der Anlage begriffen ist. Der vorzügliche Hafen, sowie das Project einer Eisenbahn von hier nach St. Paul am oberen Mississippi, lassen für den Platz eine bedeutende Zukunft erhoffen. Ein Besuch von La Point, einem kleinen, auf einer der zwölf Apostelinseln gelegenen Städtchen, verschaffte mir den seltenen Genuß, einer größeren Indianerversammlung anzuwohnen. Der Ort gilt nämlich seit undenklichen Zeiten als Niederlassungscentrum des Stammes der Chippeways und so waren sie auch jetzt gerade in großer Anzahl dahin gekommen, um die Jahresrate der ihrem Stamm für in früherer Zeit an die Vereinigten Staaten abgetretene Länderstrecken von Michigan und Wisconsin contractmäßig in 30 Jahren alljährlich zu entrichtenden Abfindung in Geld, Teppichen, Schießwaffen, Pulver etc. in Empfang zu nehmen. Da standen sie herum in der ganzen Pracht ihrer indianischen Wildheit, bunt bemalt und für die feierliche Gelegenheit auf's Reichste herausgeputzt; unter ihnen ihr über 100 Jahre alter Häuptling Buffalo, der seit Langem in la Point niedergelassen ist, mit seinem starren wie aus Holz geschnittenen Gesicht und weißem, straffen Haare, eine prächtige Erscheinung von unbestreitbar würdevoller und zugleich mildfreundlicher Haltung. Einen weniger imponirenden Eindruck machte der zweite, jüngere Häuptling, Hole in the day, wenn gleich dieser gegenwärtig

des größten Einflusses auf die Glieder seines Stammes sich erfreut; hervorragende Tapferkeit in den Kämpfen der Chippeways gegen ihre Erbfeinde die Sioux, und ungewöhnliche Beredsamkeit sollen ihm diese angesehene Stellung verschafft haben. Von der Wildheit dieser Indianer bekam ich einen Begriff, als sie einen Kriegstanz aufführten: ihre dabei zu Tage tretende Aufregung ist unbeschreiblich, ihr Auge leuchtet in unheimlichem Glanze etwa wie das Auge eines Wahnsinnigen. Es war eine Scene, die mich lebhaft an die Jugendzeit erinnerte, da ich mit Heißhunger die Schilderungen aller Reisen durch die Indianer-Region im schaurigen Westen verschlang. So zahlreich die derartigen Versammlungen besucht werden, so verlaufen sie doch meist in aller Ruhe und Harmlosigkeit Dank der weißen Vorsicht der Regierung, welche den Verkauf von gebrannten Wassern an diese Leute auf's Strengste verboten hat.

Den Rückweg nahm ich den Huron-See hinab über Detroit[1]) am Flusse St. Clair, dann über den Erie-See nach Oswego, von da mit der Bahn nach Pittsburg am Ohio, einer der interessantesten Städte in den Vereinigten Staaten. Sie liegt am Zusammenfluß des Mo-

[1]) Detroit ist eine Stadt ersten Ranges. Hier concentriren sich die Hüttenwerke, wo man das herrliche Kupfererz des Lake Superior behandelt. Die Stadt erinnert sich, daß sie durch die Franzosen gegründet wurde; es gibt dort viele französische Canadier und man spricht dort das Französische ziemlich geläufig. — Fr. v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker. Stuttgart 1877. Band I. 2. Aufl. S. 92. Einwohnerzahl nach dem Census v. 1870 — 79,577. Ebendaselbst Tab. 3.

nongahela und des Alleghany, welche den Ohio bilden, und wird durch diese Flüsse in mehrere Stadttheile und Vorstädte geschieden. Der unerschöpfliche Steinkohlenreichthum der die Stadt rings umgebenden Berge hat sie zu einem Industrieplatz ersten Ranges erhoben. Der Schlotenrauch zahlloser Eisen- und Glashütten, Dampfmühlen, Baumwollespinnereien, Maschinenfabriken etc. verdunkelt und verpestet die Atmosphäre. Und doch sind es noch kaum mehr als hundert Jahre her, daß hier noch der rothe Mann in dunkler Waldesabgeschiedenheit mit dem Bären und dem Wolfe den Kampf um's Dasein kämpfte. Wie keine andere Stadt versinnbildlicht Pittsburg die ungeheuere Zukunft der nordamerikanischen Union.

Den Schluß meines interessanten Ausfluges bildete die Fahrt auf der Pensilvania Central rail road quer durch das Alleghany-Gebirge hindurch über Philadelphia nach New-York zurück.

Matamoros, 18. Juni 18...

Sei mir gegrüßt, nahender Tag der Heimkehr! Die Summe der Erfahrungen, die ich im Laufe der letzten elf Jahre auf dem Boden der „Neuen Welt" gesammelt, ist groß genug; das Maaß der erlebten Enttäuschungen ist voll.

„Und Alles, was ich recht verstand
Und was ich schön und nützlich fand,
Das führ' ich jetzt an meiner Hand
Heim in mein deutsches Vaterland[1])".

Wenn ich mein Tagebuch durchblättere, wie inhalt-

[1]) Friedr. Bodenstedt.

leer ist es geworden in der jüngsten Vergangenheit! In wenigen Worten läßt sich zusammenfassen, was aus vier langen Jahren darin verzeichnet steht.

Es war im Frühling des Jahres 18.., als ich auf meine alte Grube „Jesus Maria" zurückkehrte. Man hatte zwei Dampfmaschinen beigeschafft, die eine von 150 die andere von 25 Pferdekräften, und mich als Director berufen; die Maschinen arbeiteten gut und doch gelang es nur mit Mühe, die Wasser so weit zu bewältigen, daß überhaupt noch gefördert werden konnte. Und das in einer Gegend, wo es fast nie regnet! Ich kann mir die Sache nur so erklären, daß die Nachbarschaft des Hochplateau's von Central-Mexiko auf unsere tiefliegende Grube diesen verhängnißvollen Einfluß ausübte, daß wir gleichsam einen artesischen Brunnen auszupumpen hatten. Zu der Wasserkalamität kam aber hinzu, daß die Erze nach wie vor arm waren und arm blieben. Daß unter solchen, fort und fort andauernden Umständen meine Thätigkeit eine sehr anstrengende und zugleich wenig befriedigende gewesen, begreift sich. Gleichwohl hätte ich mich ihr gerne auch noch länger unterzogen, wäre gegründete Aussicht auf baldige Wendung zum Bessern vorhanden gewesen. Meine Vorstellungen, die Sache als eine hoffnungslose aufzugeben, fruchteten Nichts, sie hatten nur den Erfolg, mir das Gesellschaftsdirectorium in New-York zu verfeinden, da dieses es in seinem Interesse fand, das Unternehmen so lange als irgend möglich im Gange zu erhalten; welcher Schaden daraus den Eigenthümern

der Grube erwächst, das kümmert die Herren nicht. Mir wurde die Lage unerträglich, ich nahm meinen Abschied.

Was eine Abwechselung in unseren sonst so einförmigen Aufenthalt in dieser mehrjährigen Abgeschiedenheit brachte, waren die mit kurzen Unterbrechungen sich stets wiederholenden Belästigungen der in unserer Nachbarschaft streifenden Indianer. Zuerst hatten wir es mit den Lipanes zu thun, denen auch einige meiner Leute zum Opfer fielen, und erst, nachdem die Regierung sich in's Mittel gelegt hatte, gab es mit diesen Ruhe. Zu einer Zeit, wo man die meisten Krieger dieses Stammes abwesend wußte, ließ man die Miliz einen Streifzug in ihr Gebiet machen. Sie überfiel ihr Dorf, machte die wenigen anwesenden Männer nieder und schleppte Weiber und Kinder als Gefangene mit. Diese sind dann in's Innere des Landes transportirt und dort vertheilt worden; nicht wenige der Frauen aber haben auf dem Zuge dahin in ächt spartanischem Heroismus ihre Säuglinge mit eigener Hand getödtet. Bis auf etwa dreißig Männer, die entkommen sind, ist damit dieser ganze Stamm als ausgerottet zu betrachten.

Ein ander mal mußten wir uns selbst Ruhe schaffen gegen die Comanches. Dreißig Mann hoch zogen wir eines Tages wohlbewaffnet zu Pferde gegen sie aus, nachdem uns ihre erneuerte Annäherung verrathen worden war. Zum Kampfe kam es aber leider nicht, da sie nicht Stand hielten; sobald sie uns gewahrten jagten sie davon und flüchteten in die Schluchten des umliegenden Gebirges.

Die Veranlassung zu dieser Streife hatte mir der Umstand geboten, daß ich wenige Tage zuvor, ein paar Meilen von der Grube entfernt im Gestrüppe, zwei meiner Leute, von Kugeln durchbohrt, todt und nicht weit davon einen dritten mit zwei Pfeilen in der Brust sterbend antraf. Noch klebt das Blut des Armen an diesen Pfeilen, ich habe sie so, wie ich sie ihm aus der Brust gezogen, aufbewahrt.

Im Weiteren zeichnete sich das gleiche Jahr in höchst unvortheilhafter Weise durch exorbitante Hitze und Trockenheit aus; acht Monate lang war kein Tropfen Regen gefallen. Selbst Cactus und Yucca's wurden dürr, alle übrige Vegetation, wo nicht gewässert werden konnte, schien völlig verbrannt; die wenigen Quellen der Gegend flossen spärlicher und spärlicher, bis eine um die andere ganz versiegte. Rindvieh und Pferde der frei herumstreifenden Heerden sanken um vor Erschöpfung; das Wild — selbst Raubwild — zog achtlos an die bewohnten Plätze heran, den brennenden Durst zu löschen; in nächster Umgebung der Grube wurden Cuguare und Tiegerkatzen erlegt. Selbst ein prächtiger Jaguar wagte sich bei und ward von den Hunden und Schlingen meiner Leute zu Tode gemartert, seine herrliche Decke führe ich mit mir.

Zu guter Letzt kam noch die Heuschreckenplage hinzu, um die Noth des Jahres zu vervollständigen. In sonneverdunkelnden Schwärmen überzogen sie das Land; was noch von der zweiten Ernte übrig war, wo noch ein Grashalm stand, Alles fiel der Gefräßigkeit dieses Geziefers zum Opfer.

So bot zwar dieses eine Jahr noch einigen Stoff für Beobachtungen außergewöhnlicher Art, die drei andern aber verliefen in aufreibender Monotonie. Und darum sei nochmals die Stunde gepriesen, in der ich den mexikanischen Staub von den Füßen schütteln werde! In wenigen Tagen bin ich zur Abreise gerüstet. Und, Gott sei Dank, ich werde die Prüfung mit Ehren bestehen, die mir ein lieber Freund vor dem Scheiden aus der Heimath für den Tag der Rückkunft auferlegte, als er schrieb:

„Wenn Du dereinst zurückgekehrt
In's elterliche Haus,
Dann pack' am heimathlichen Herd
Dein Herztornisterlein aus.

Und schau', ob, was Dir Mutterlieb'
Mit auf den Weg gegeben,
Dir draußen treu und eigen blieb
Im fremden Wanderleben.

Sind'st Alles Du in Richtigkeit,
Dank Gott mit frohem Muth!
Was deutsche Mutterliebe beut,
Geht über Gold und Gut."

Ja, ich bin ein ehrlicher Deutscher geblieben und ein frohmuthiger Pfälzer dazu.

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!" [1])

[1]) Alter Harzspruch.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Geschichte

der

Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Eduard Laboulaye,

Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Professor der vergleichenden Gesetzeskunde am Collège de France in Paris.

Mit einem Vorwort von

J. C. Bluntschli,

Geh. Rath und Professor des Staatsrechts an der Universität zu Heidelberg.

Zweite Ausgabe.

3 Bände. 8°. broschirt *M.* 6.—.

Inhalt: I. Die Colonien vor der Revolution. II. Der Kampf um die Unabhängigkeit. III. Die Verfassung der Vereinigten Staaten.

„Das präcis und mit durchsichtiger Klarheit gehaltene Buch hat sich beim deutschen Publikum bereits Bahn gebrochen. Ed. Laboulaye hat die Ereignisse in einer Weise zusammengefaßt, welche deutsche und englische Gründlichkeit mit allem Glanze französischer Darstellung verbindet." **Wanderer (Wien).**

„Interessant und von großer Originalität der Anlage."
Illustr. Zeitung.

Wir besitzen in der deutschen Literatur noch kein Werk, welches uns die amerikanische Revolution in gedrängter und zugleich der großen Sache würdiger Form vorführt. Daher wird vorliegende Übersetzung vom deutschen Publikum gewiß mit Dank aufgenommen

werden, um so mehr, als dieselbe sehr fließend und correkt ist .... Man erhält ein äußerst lebhaftes Bild von jener ereignißreichen Zeit. Alles Unwesentliche, die Schlachtenbeschreibungen sowohl wie die verschiedenen Eitelkeitsintriguen im amerikanischen Congreß und Heer sind weggelassen. Dagegen ist ausführlich erzählt, wie der Geist der Freiheit, den die englisch-amerikanischen Colonien von England mitgenommen und den sie schon zur Zeit ihrer Gründung in so lebhafter Weise zur Geltung gebracht hatten, dieselben allmählich dazu führte, den Widerstand gegen englische Bevormundung von kleinen Anfängen an schließlich bis zu jener denkwürdigen Unabhängigkeitserklärung und zum Krieg gegen das Mutterland zu steigern. Die hervorragenden Männer jener Zeit werden vielfach in ihren eigenen Worten citirt, die wichtigen Stellen aus den für Amerika wichtigsten Parlamentsreden des älteren Pitt und Edmund Burkes, die wichtigsten Pamphlete Benjamin Franklin's, Reden von James Otis, Patrik Henry u. A. und vor Allem Briefe Washington's werden auszugsweise mitgetheilt. Treffend ist auch die kurze Charakteristik der amerikanischen Patrioten, die einen so reichen Kranz bilden und doch wieder alle weit abstehen von der reinen Größe Washington's."

Lit. Centralblatt.

„Das Werk bedarf des Lobes nicht mehr; bei der zunehmenden Wichtigkeit, die den Vereinigten Staaten in allen ihren Beziehungen zu Europa zukommt, dürfen wir annehmen, daß die neue Ausgabe einem fühlbaren Bedürfnisse abhilft und zahlreiche Leser und Freunde finden wird." **Frankfurter Zeitung.**

„... Das Werk darf jedem, dem daran gelegen ist, sich wissenschaftliche und historische Kenntnisse über das junge und doch hochentwickelte Staatsleben zu verschaffen, angelegentlichst empfohlen werden." **Badische Landpost.**

„... Wir dürfen das bedeutsame Werk der ganz besonderen Aufmerksamkeit der Leser empfehlen." **Schlesische Presse.**

248748
Lofc
6203-I

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Otto Magnus von Stackelberg.

Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland.

Nach Tagebüchern und Briefen

dargestellt von

A. von Stackelberg.

Mit einer Vorrede

von

Kuno Fischer,

Geh. Rath u. o. Professor an der Universität Heidelberg.

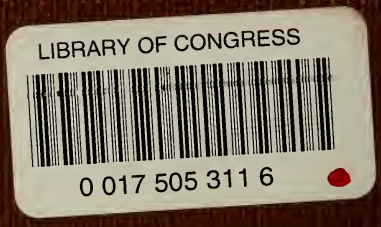
Mit Stackelberg's Bild nach Vogel von Vogelstein.

gr. 8°. brosch. M. 9.—, eleg. geb. M. 11.—.

Inhalt: Einleitung. Familie und Jugendjahre. Unterbrochene Studienjahre 1801–1806. Studienjahre in Göttingen 1806–1808. Fußreise nach Rom 1808. Rom 1808–1810. Die Reise nach Griechenland 1810–1814. Athen 1810–1811. Böotien 1811. Konstantinopel 1811. Troja und Pergamos. Smyrna und Ephesos 1811. Rückkehr nach Griechenland 1811. Athen, Salamis, Ägina. Reisen im Peloponnes 1811–1812. Die Reise zum Styx 1812. Der Apollotempel 1812. Zante, Kephalonia, Ithaka. Rückkehr nach Athen 1812–1813. Neue Reise in den Peloponnes 1813. Im Lande der Mainoten 1813. Sparta. Die Landschaft Argolis. Rückkehr nach Athen 1813. In Gefangenschaft der Piraten. Ende des griechischen Aufenthaltes. Rückkehr in die Heimath 1814–1816. Zweite Reise nach Italien 1816. Rom 1816–1818. Reise nach Neapel 1818. Haller's Tod und der Tod der Mutter. Tod und Begräbniß des Papstes Pius VII. und die Ceremonien der neuen Papstwahl 1823. Reise nach Sicilien 1824. Stackelberg's Werke als Ergebniß seiner griechischen Reise. Die Hypogäen von Tarquinii 1827. Aufenthalt in Paris, London und Deutschland 1828–1833. Die letzten Lebensjahre, Krankheit und Tod 1834–1837.

☞ **Freiherr Otto Magnus von Stackelberg** als Archäologe und Maler geschätzt und durch Herausgabe einer Reihe größerer Kunstwerke bekannt, brachte den größten Theil seines Lebens in Griechenland und Italien zu. Erst jetzt ist es nach Auffindung seiner Tagebücher gelungen sein überaus interessantes Lebensbild zu zeichnen und hat **Kuno Fischer** die Bedeutung desselben für weitere Kreise in der Vorrede noch besonders nachgewiesen.

C. S. Winter'sche Buchdruckerei.


LIBRARY OF CONGRESS
0 017 505 311 6